

A  
LOVE  
LIKE

Chili

Berry

Dreams

ANNA  
LUMMFELD



*A Love Like*  
**Chili Berry Dreams**

*»Es sind Schmerzen, zu denen ich nicht vorstoßen will. Und so lege ich darüber einen schützenden Panzer, den nichts und niemand durchdringen kann.«*

Nach dem Tod ihrer Mutter kümmert sich Stella liebevoll um ihre Oma. Da das Geld knapp ist, arbeitet sie neben dem Studium im veganen Eiscafé an der Hamburger Außenalster. Der perfekte Job für Veganerin Stella – wäre da nicht ihr Kollege mit dem großen Ego: Morton Olsson. Arroganter Sprücheklopfer. Selfieverliebter Influencer-Poser. Angestachelt durch seine freche Art, lässt Stella sich zu sarkastischen Kontern hinreißen, die sie selbst überraschen.

Als Stella den echten Morton hinter seiner Fassade erkennt, knistert es heftig zwischen ihnen. Während sie ihr Herz öffnet, verschließt Morton seines. Doch warum tut es ihm dieses Mal so verdammt weh, seine Mauern aufrecht zu halten?

Eine mitreißende Enemies-to-Lovers-Geschichte, die einheizt. Gefühlvoll, energiegeladen, spicy – like Chili Berry Dreams.

### **Inhaltswarnung**

Dieses Buch enthält explizite Liebesszenen. Ebenso kommen Themen vor, die potenziell ungute Gefühle auslösen können. Auf Seite 437 findest du weitere Informationen dazu.

### **Die Autorin**

Anna Lummfeld, geboren 1975 in Hamburg, hat schon in ihrer Kindheit kleine Geschichten geschrieben. Aus dem Norden führte ihr Weg sie in die Schweiz. Ihre Schreibfreude lebt sie in ihren Büchern und beruflich in der Kommunikation aus.

Anna Lummfeld

*A Love Like*  
*Chili Berry Dreams*

### **Impressum**

© 2026 Anna Lummfeld  
www.lummfeld.com  
anna@lummfeld.com

Lummfeld Böhme  
Untere Bächlen 10, 5630 Muri, Schweiz

Lektorat: Daniela Mertens  
Korrektorat: Stift und Papier – Lektoratsservice, Dr. Alexandra Sept  
Coverdesign und Umschlaggestaltung: Florin Sayer-Gabor,  
www.100covers4you.com

Unter Verwendung von Grafiken von Adobe Stock:  
Hanna, Mara Zemgaliete, Towhidul, anastasio  
Druck und Verarbeitung: Sowa, 05-500 Piaseczno

ISBN: 978-3-9526037-4-1

Alle Rechte vorbehalten.

*Auf das Leben und die Liebe*



# Kapitel 1

## *Stella*

Wenn das Schicksal eine Farbe hätte, wäre meines Rot. Ich mag Rot. Doch auf die blöden Sprüche, die ich mir als Rothaarige immer wieder anhören muss, könnte ich gut verzichten. Ebenso auf das Rot der Ampel, das mir in diesem Moment entgegenleuchtet. Verdammt! Ich bremsen hart ab. Mein altes Damenfahrrad beschwert sich mit einem Quietschen. Das vordere Schutzblech, das bei jeder kleinsten Erschütterung klappert, als würde es sich demnächst verabschieden, scheppert bedenklich. Ungeduldig trommle ich mit den Fingern auf den Lenker. Ich hasse es, unter Zeitdruck zu stehen. Erst recht, wenn es sich um meinen neuen Job handelt. Wie ein aufgeschrecktes Huhn bin ich aus dem Bett gesprungen und ins Bad gehastet, weil dieser verfluchte Wecker nicht geklingelt hat.

Endlich, die Ampel schaltet auf Grün. Ich trete in die Pedale, um wieder Fahrt aufzunehmen, da rauscht ein Idiot auf seinem E-Bike so eng an mir vorbei, dass ich ins Straucheln komme. Zum Glück kann ich mich gerade noch abfangen.

»Hey, du Blödmann! Pass doch auf!«, rufe ich ihm hinterher. Doch er ist schon außer Hörweite. Nur schemenhaft sehe ich

noch etwas Blau-Weißes um seinen Oberkörper flattern. Ich steige ab, atme tief durch und schaue auf die Uhr. Noch zehn Minuten, dann beginnt meine Schicht. Schnell schwinde ich mich in den Sattel und beschleunige. Ohne zu bremsen, biege ich auf den Weg ein, der direkt an die Hamburger Außenalster fhrt, und rolle auf der Höhe von *Lottis & Tonis Eisliebe* aus. Auf der Treppe zur Außenterrasse des Cafés steht mein – Achtung, Gänsefüßchen – Lieblingskollege Morton. Jetzt hält er sein Handy hoch, posiert mit einer Hand an seiner Hüfte und findet sich vermutlich selbst unglaublich sexy. Er trägt ein enganliegendes weißes Rippshirt, darüber ein offenes blau-weißes Casualhemd. Moment mal! War er der Idiot, der mich vorhin geschnitten hat? Doch bevor ich ihn damit konfrontieren kann, entdeckt er mich und richtet sein Handy auf mich.

»Hey, Karottenlöckchen! Heute Ton in Ton unterwegs? Dein Gesicht ist so rot wie deine Haarfarbe. Man sieht gar nicht, wo was aufhört und wo was anfängt.«

»Dein Problem, nicht meins.« Demonstrativ zeige ich ihm den Mittelfinger und steuere auf den Fahrradständer zu. Dann passiert alles unfassbar schnell: Ein lautes Scheppern erklingt, der Vorderreifen blockiert, ich verliere das Gleichgewicht, schreie auf, stürze und pralle unsanft auf den Weg. Das Rad fllt halb auf mich. Autsch! Vor Schreck bleibe ich liegen. Nacheinander bewege ich vorsichtig Arme, Beine und Füße. Okay, funktioniert alles.

»Scheiße, Stella!«, höre ich eine Stimme. Ich blinzle, sehe Mortons Gesicht dicht vor meinem. »Hast du dich verletzt?« Er nimmt das Fahrrad von mir runter und stellt es beiseite. Seine dunkelblauen Augen schauen mich besorgt an.

Wortlos schüttle ich den Kopf und richte mich auf. »Alles noch dran. Nur ein paar Kratzer«, murmle ich, drehe meine

Hände und Arme, sehe mit Dreck bedeckte Abschürfungen an den Ellbogen. Ich nehme meinen Helm ab, stehe auf und klopfe den Schmutz von meiner Hose, die Gott sei Dank heil geblieben ist. Das Brennen am linken Knie ignoriere ich.

»Was ist passiert? Ich habe etwas scheppern gehört.« Unsere Chefin Charlotte eilt herbei. »Oh je, tut dir was weh?«

»Was machst du für Sachen?«, höre ich auch noch unseren Co-Chef Toni, Charlottes Freund, rufen. Ihre Fürsorge überfordert mich. Ich bin es nicht gewohnt, dass sich jemand um mich sorgt.

Um die Situation zu überspielen, setze ich ein Lächeln auf, posiere und strecke die Arme in die Luft. »Tadaa! Mir geht's gut. Das gibt nur ein paar blaue Flecken. So schnell gehe ich nicht kaputt.«

»Zeig mal her.« Morton greift behutsam nach meinem Handgelenk. Es versinkt in seiner großen, kräftigen Hand. Sachte dreht er meinen Arm und begutachtet die Verletzungen. »Die Abschürfungen solltest du unbedingt säubern und desinfizieren.« Sein Daumen streicht sanft über meine Haut. Mein Atem stockt. Abrupt entziehe ich mich seiner Berührung.

»Jawohl, Doktor Morton«, antworte ich und lege bewusst eine Spur von Spott in meine Stimme. Fast hoffe ich darauf, dass er seinen nächsten blöden Spruch bringt, denn damit weiß ich umzugehen. Der besorgte Morton ist mir unheimlich.

Er brummt irgendwas Unverständliches, hebt das vordere Schutzblech vom Boden auf, legt es in den Fahrradkorb und schiebt meinen Drahtesel in den Ständer, direkt neben ein schwarzes E-Bike. »Du solltest vielleicht mal über ein neues Fahrrad nachdenken. Sicherheit geht vor.« Demonstrativ klopft er auf den Sattel des E-Bikes.

»Danke, aber solange ich mein Rad selbst reparieren kann und

es noch fährt, behalte ich es. Das schont meinen Geldbeutel und die Umwelt. Apropos Sicherheit: Bist du vorhin so dicht an mir vorbeigefahren, dass ich beinahe Asphalt gefressen hätte?«

»Ach, du warst die Schnecke, die sich auf dem Radweg so breitgemacht hat?« Mortons selbstgefälliger Tonfall ist zurück und ich bin geradezu erleichtert darüber. »Hätte ich das gewusst, hättest du dich an meiner Stange festhalten können und ich hätte dich mitgezogen. Aber da war ich wohl zu schnell.«

»Eher geht die Welt unter, als dass ich Hand an deine Stange lege«, entgegne ich zweideutig auf die Steilvorlage. »Tut mir leid, wenn du ein Problem mit dem Timing hast. Ich habe mal irgendwo gelesen, dass man daran arbeiten kann.«

Morton schlägt es die Sprache. Charlotte und Toni prusten los. Meine Chefin legt einen Arm um meine Schultern. »Komm, wir verarzten erst mal deine Blessuren.«

»Morton, kannst du mir beim Eiswagen helfen? Die Markise vom Vordach klemmt schon wieder.« Toni klopft ihm auffordernd auf den Rücken. Die beiden verschwinden in Richtung *Tonis Gelati-Express*. Ich blase die Backen auf und puste die Luft aus. Was für ein Start in den Tag.

Charlotte holt aus dem Schrank unter der Theke einen Verbandskasten hervor und schiebt mich ins Damen-WC. »Dann zeig mal deine Ellbogen und Knie her.«

»Das kann ich doch selbst machen. Ich halte eh schon den ganzen Laden auf.«

»Keine Diskussion. Wir lassen die Tür offen, dann sehen wir, wenn jemand kommt.« Aufmunternd nickt sie mir zu. Ich ergebe mich und halte ihr meine Arme hin. Behutsam desinfiziert sie die Abschürfungen und klebt Pflaster drauf.

»Danke. Das heilt sicher schnell wieder ab.« Ich sehe, wie

sich sechs Personen an einem der Tische auf der Außenterrasse niederlassen. »Kundschaft! Das Knie kann ich selbst verarzten. In drei Minuten bin ich einsatzbereit.«

»Okay.« Charlotte wäscht sich die Hände, schnappt sich von der Theke das Tablet für die Aufnahme der Bestellungen und eilt nach draußen. Ich schließe die Tür hinter ihr und kümmerge mich um mein lädiertes Knie. Mortons Worte kommen mir wieder in den Sinn: »Du solltest vielleicht mal über ein neues Fahrrad nachdenken.« Na, der hat gut reden. Für mich gibt es Wichtigeres im Leben als ein supertolles E-Bike, das neueste Handy und teure Markenklamotten. Während der Semesterferien versuche ich, so viele Schichten wie möglich mitzunehmen, um finanziell zumindest ein kleines Polster anzulegen.

Als ich vor einigen Wochen die Kündigung für meine Aushilftätigkeit in der Bio-Bäckerei erhielt, kam Charlottes Aushang an der Uni gerade zum richtigen Zeitpunkt: *Flexible Aushilfe für veganes Eiscafé an der Außenalster gesucht. Stundenpensum variabel, 10 bis 30 Stunden/Woche. Melde dich bei Charlotte Vonheitmann: [charlotte.vonheitmann@veggiecafe.de](mailto:charlotte.vonheitmann@veggiecafe.de)*

Für mich als eingefleischte Veganerin klang es wie Musik in den Ohren. Das ist mein Job! Davon war ich überzeugt. Zugegeben, das Vorstellungsgespräch mit Charlotte verlief ... speziell, denn der Pseudoschönling namens Morton war zur gleichen Uhrzeit wie ich aufgetaucht. Wenn ich daran zurückdenke, kann ich nur mit dem Kopf schütteln. Zumindest bin ich sehr froh, den Job bekommen zu haben. Seitdem arbeite ich in *Lottis & Tonis Eisliebe* an der Hamburger Außenalster und schlage mich mit dem überheblichen Blödmann rum, wenn wir gemeinsame Schichten haben. Da der Sommer sich bisher von der schönsten Seite zeigt, floriert das Eisgeschäft. Charlotte ist froh, auf mich – okay, auf uns, denn Mr. Influencer Sportstudent Morton hat

ebenfalls Semesterferien – zählen zu können. Keine Gelegenheit lässt der Idiot aus, mich zu provozieren. Gott sei Dank bin ich nicht auf den Mund gefallen. Für solche Schwachmaten wie ihn habe ich stets eine schlagfertige Antwort auf den Lippen. Der Gedanke an seine doofen Sprüche führt dazu, dass mein Herz schneller schlägt und Wut in mir aufwallt. Aber mir bringt die Arbeit zu viel Spaß, als dass ich mir wegen so einem Typen einen neuen Job suchen würde. Ich werde mich durchkämpfen, so wie ich mich immer den Herausforderungen in meinem Leben gestellt habe. Von einem Sonnyboy lasse ich mich nicht aufhalten.

## Kapitel 2

### *Morton*

*Tonis Gelati-Express* steht keine zehn Meter vom Café entfernt. Wortlos helfe ich Toni, ziehe und rüttle an der Markise, während er die Kurbel betätigt. Es tut sich nichts.

»Warte, ich fahre sie nochmal ein Stück zurück«, sagt Toni und wechselt die Drehrichtung. »Und jetzt ich mit Schwung und du ziehst kräftig.«

»Okay, ich bin ready.« Dank meiner Körpergröße von einem Meter neunzig erreiche ich mühelos den Saum des blau-weißen Stoffes. Das Gestänge quietscht, überwindet den entscheidenden Punkt und lässt sich komplett ausfahren.

»Geschafft!« Toni hält mir seine Hand zum High-Five hin. Ich schlage ein. »Danke, Morton. Ich glaube, etwas Öl würde dem alten Teil guttun, damit es wieder in Schwung kommt. Vielleicht am Abend, bevor ich sie wieder zu Bett bringe.« Er lacht.

»Sag Bescheid, wenn ich dir helfen kann.«

»Mache ich, wie lange bist du heute da?« Toni schiebt sich eine Strähne seiner braunen Haare aus der Stirn.

Wie automatisch greife ich an meine hintere Jeanstasche, zücke

mein Handy und schaue in den Kalender. Dabei weiß ich es auch so. »Bis zwanzig Uhr.«

Nebenbei öffne ich meinen Insta-Account, um das Selfie von vorhin zu posten. »Ich melde mich bei dir, bevor ich gehe.«

»Das wäre prima.« Toni klopf mir auf die Schulter.

Ich blicke vom Handy auf.

»Ich glaube, Charlotte könnte dich jetzt gebrauchen.« Er deutet mit der Hand zum Café. Meine Chefin nimmt draußen an einem der Tische Bestellungen auf. Am unbesetzten Take-away stehen zwei Frauen. Die eine studiert die Eiskarte, die andere dreht sich um, lässt ihren Blick über die Terrasse schweifen.

»Bin schon unterwegs. Bis später!« Ich trabe rüber. »Den Take-away übernehme ich«, flüstere ich Charlotte im Vorbeigehen zu. Sie nickt zur Bestätigung.

Bevor ich ins Café verschwinde, wende ich mich an die beiden Frauen. Ich schätze sie auf Anfang dreißig. »Guten Morgen, Ladies. Habt ihr euch schon etwas ausgesucht?« Ich schenke ihnen ein strahlendes Lächeln, das bisher bei jeder Frau, egal welchen Alters, gepunktet hat. »Ich bin sofort bei euch.«

»Nur keine Eile, wir haben Zeit«, erwidert die Größere der beiden. Sie hat kurze blonde Haare, trägt eine Jeanslatzhose, ein oranges T-Shirt und froschgrüne Converse. Irgendwie kommt sie mir bekannt vor. Aber woher? Mhm ... Drinnen wasche ich mir hinter dem Tresen die Hände, da fällt es mir ein: Ich habe sie auf Instagram gesehen. Sie veröffentlicht auf ihrem Account @HannisHamburg Trend-Places, neue Restaurants, Cafés und so was. Wenn sie etwas über *Lottis & Tonis Eisliebe* posten würde, wäre das der Hammer. Sie hat über hunderttausend Follower. Schnell trockne ich mir die Hände, um mich der prominenten Kundschaft zu widmen, da drängt sich das Karottenlöckchen an mir vorbei, hinter die Theke und spricht die beiden an.

»Hallo, zusammen. Was darf es für euch sein?«

Nicht im Ernst, oder? Erst hält sie den ganzen Laden auf, weil ihr Schrottrrad auseinanderfällt, und jetzt schnappt sie mir meine Kundinnen weg! Diese Woche bin ich für den Take-away eingeteilt. Stellas Job wäre, sich um die Gäste im Innenbereich und auf der Außenterrasse zu kümmern, zusammen mit Charlotte. Karottenlößchen hat doch null Ahnung, wen sie vor sich hat. Für sie ist Social Media ein Fremdwort. Auf ihrem uralten Handy hat sie maximal WhatsApp, zumindest ist sie im Eisliebe-Gruppenchat. Zum Vorstellungsgespräch kam sie mit einem gelben Notizklebezettel in der Hand.

»Möchtet ihr den Cappuccino mit Hafer- oder Sojamilch?«, fragt sie. Gleich wird sie sich wieder mit ihrem ach so gescheiterten Wissen über vegane, glutenfreie und was weiß ich noch alles Lebensmittel einschleimen. »Ja, die Hafermilch ist glutenfrei.« Habe ich es gesagt? Und als Nächstes haut sie raus, dass sie selbst Veganerin ist.

»Ja, unser Eis ist komplett vegan. Ich bin selbst Veganerin und kann es nur empfehlen. Diese drei Sorten«, sie zeigt nacheinander auf Schokolade, Banane-Kirsch und Zitrone, »sind eigene Rezepturen von Toni. Er hat da drüben einen Eiswagen. Unser Probiereis der Woche ist: Erdbeer-Rhabarber, Tonis neueste Kreation. Wir geben es kostenlos ab, im Gegenzug müsstet ihr einen Bewertungszettel ausfüllen, wie es euch schmeckt.«

Laber Rhabarber. Am liebsten würde ich sie geradewegs von ihrem Posten wegschieben, aber das wäre unprofessionell, wenn Kundschaft da ist. Und zwar nicht nur irgendeine Kundschaft. Ich zücke mein Handy, poste endlich die Story und rufe *HannisHamburg* auf. Korrekt, das ist sie. Bei der Gelegenheit checke ich ab, ob sie auch auf TikTok ist. Jep, mit fünfzigtausend Followern. Hoffentlich kaut ihr die Labermöwe Stella

nicht zu sehr das Ohr ab. Nicht, dass es am Ende noch heißt: Eis war super lecker, die Bedienung nervig.

»Morton! Leg das Handy weg.« Mist, erwischt. Und Charlottes Tonfall erlaubt keine Ausflüchte. »Ich brauche drei Latte mit Sojamilch, einen Cappuccino mit Hafermilch und zwei Espresso schwarz. Aber subito!«

Das Telefon stecke ich in die Gesäßtasche. Mit meiner Chefin will ich es mir nicht verscherzen. Dazu gefallen mir der Job, die Location und die Menschen, mit denen ich zu tun habe, zu gut. Ich arbeite gern mit Charlotte und Toni zusammen. Sie sind aufgeschlossen und ehrlich. Und Stella ... ist eben Stella.

Nach ihrem Sturz vorhin habe ich mir ernsthaft Sorgen um sie gemacht. Hat wohl den großen Bruder in mir geweckt, wie sie da so am Boden lag.

Während ich die gewünschten Heißgetränke für Charlottes Bestellung zubereite, lausche ich mit einem Ohr dem weiteren Gespräch von Stella mit der Influencerin.

»Das Café hat vor knapp vier Wochen eröffnet, wir sind täglich ab zehn Uhr für unsere Gäste da, abends je nach Wetterlage bis acht oder auch mal bis zweiundzwanzig Uhr.« Stella füllt eine Kugel Erdbeer-Rhabarber-Eis in einen Pappbecher, steckt ein Holzlöffelchen hinein und reicht ihn Hanni über den Tresen. Sie schiebt einen Bewertungszettel und einen Kugelschreiber hinterher. »Kleinen Moment, eure Getränke kommen gleich.«

Die beiden Frauen stellen sich an einen der beiden Stehtische.

»Bist du fertig mit deiner Bestellung? Ich brauche zwei Cappuccini mit Hafermilch zum Mitnehmen.« Stella schaut mich auffordernd an und trommelt mit den Fingerspitzen auf dem Tresen.

Ey, bin ich jetzt ihr Hiwi vom Dienst, oder was? »Nur zu, du weißt ja, wie die Kaffeemaschine funktioniert. Oder haben sich

durch deinen Sturz Löcher in deinem Hirn aufgetan?« Ich greife nach dem Tablett mit den Getränken und einem der Tablets, über die wir die Bestellungen aufnehmen. »Vielleicht erinnerst du dich dunkel daran, dass ich diese Woche Take-away-Dienst habe. Verkack es nicht«, warne ich sie leise und nicke zu den beiden Frauen. Hanni schürzt in diesem Moment die Lippen, schließt die Augen und stöhnt hörbar verzückt auf. Definitiv eine Frau mit Geschmack. Ihre Begleiterin stößt sie an und schaut verlegen in die Runde.

»Das musst du probieren«, erwidert sie und hält ihr den Löffel hin. Ihre Reaktion bekomme ich nicht mehr mit, denn ich habe Getränke zu servieren.

Charlotte kommt mir auf halbem Weg entgegen. »Die sind für Tisch sechs, die Gruppe«, erwähnt sie knapp und eilt in die Küche.

Nachdem ich Tisch sechs beglückt habe, frage ich an Tisch acht nach den Wünschen.

»Zwei Flat White mit Sojamilch, ein Kaffee schwarz, ein Stück vegane Käse-Sahnetorte, ein Schoko- und ein Früchteeisbecher«, fasse ich zusammen. »Darf es noch ein kaltes Getränk dazu sein? Ich kann euch unseren hausgemachten Bio-Eistee empfehlen.« Doch leider kann ich mit meinem Upsellingversuch nicht landen. Ich kehre nach drinnen zurück.

» ... würden gern ein Foto machen«, sagt Stella zu Charlotte und zeigt zu Hanni. Diese macht einen langen Hals, legt den Kopf schief und wirft den beiden ein breites Lächeln zu.

Geil. Wie zufällig geselle ich mich zu meiner Chefin und lasse nebenbei fallen: »Das ist eine Influencerin, *HannisHamburg*, über hunderttausend Follower auf Insta.«

Charlotte schnappt nach Luft, selbst dem Karottenlöckchen entfährt ein staunendes »Oh.«

»Okay«, erwidert Charlotte. »Klar, darf sie ein Foto machen. Sollen wir mit drauf?«

»Ähm, ich weiß nicht«, stottert Stella.

»Wenn, dann mit uns dreien.« Charlotte greift Stella am Arm und schiebt sie zum Take-away. »Komm, Morton.« Sie macht eine auffordernde Bewegung mit dem Kopf. »Dein Typ ist gefragt.«

Tja, meine Chefin weiß eben, was sie an mir hat. Auch wenn sie meine dreitausendfünfhundert Follower auf Insta und TikTok als Argument für einen höheren Stundenlohn beim Vorstellungsgespräch abgeschmettert hat.

»Hallo, ich bin Charlotte«, sagt meine Chefin zu Hanni. »Du möchtest ein Foto machen? Darf ich fragen, für welchen Zweck?« Charlottes Tonfall ist freundlich, geschäftsmäßig. Sie lässt sich nicht anmerken, dass sie eben noch very impressed war.

»Hi, Charlotte.« Hanni hebt zum Gruß die Hand. »Ich bin Hanni und das hier ist meine beste Freundin Frieda. Auf meinem Instagram-Account zeige ich neue Cafés, Restaurants und Places to be in Hamburg. Euer Eis ist extrem lecker und das vegane Konzept finde ich megastark. Ich würde gern *Lottis & Tonis Eisliebe* vorstellen. Natürlich völlig kostenfrei.«

»Oh, das freut mich. Danke. Sollen wir mit aufs Foto? Das hier sind Stella und Morton.« Charlotte zeigt erst auf das Karottenlöckchen und dann auf mich.

»Gern mit euch dreien hinter der Theke.«

Ich schiebe Charlotte in die Mitte von uns, stelle mich rechts von ihr, Stella bleibt links. »Passt es so?«

»Ja, sehr cute.« Hanni streckt ihren Daumen nach oben. »Ich mache einfach ein paar mehr Bilder.«

»Wäre mega, wenn du unseren Account markieren würdest,

@LottiTonis\_Eisliebe«, sage ich und lächle, nicht zu breit, nicht zu unterkühlt, perfekt dosiert, charmant, im zuvorkommenden Understatement.

»Gern, timing-mäßig passt es bei mir aber erst nächsten Monat, weil davor noch eine Kooperation läuft.« Hanni checkt die Bilder, zeigt sie uns. Nice. Wirklich sehr cool, wir drei. Links Stella, die halbe Portion mit ihren knapp einen Meter sechzig. Die blonde Charlotte in der Mitte, vielleicht zehn Zentimeter größer als Stella. Und dann ich. Best Typ ever natürlich.

»Diesen genialen Eiscréateur Toni finde ich dort drüben? Meint ihr, er wäre bereit, ein kurzes Interview zu geben?« Hanni kraust die Nase und schaut zum Eiswagen rüber.

»Bestimmt, ich bringe dich eben zu ihm rüber.« Charlotte drängt sich an Stella vorbei, dreht sich zu uns um: »Ich bin in fünf Minuten zurück. Vertragt euch!«

»An mir soll es nicht liegen«, erwidere ich, lächle souverän und schiebe Stella bestimmt aus dem Take-away. »Und Karottenlöckchen erinnere ich gern daran, dass dies hier«, ich deute mit dem Daumen hinter mich, »in dieser Woche mein Arbeitsbereich ist.«

»Da du vorhin nicht dagewesen bist, bin ich eingesprungen«, rechtfertigt sich Stella.

»Das wäre nicht notwendig gewesen, aber du musstest dich ja wieder wichtigmachen mit deinem ach so gescheiterten Geläbere«, gifte ich leise zurück.

»Wenigstens ich bin gescheit. Du denkst an nichts anderes als an das Motiv für dein nächstes Selfie.«

»Auszeit«, Charlotte streckt uns die erhobenen Hände entgegen. »Gebt mir fünf Minuten, ohne dass ihr euch zu Kleinholz verarbeitet. Stella, du übernimmst gemäß Einsatzplan den Innenbereich und die Terrasse. Morton kümmert sich um den

To-go, hilft dir an der Kaffeemaschine und bei den Eisbechern.  
Ende der Diskussion. Bis gleich.«

Stella schnappt sich das Tablet für die Bestellungen und marschiert Charlotte hinterher. Ich hole mein Handy heraus, grinse in die Kamera und poste eine Story: *Ihr glaubt nicht, wer heute hier war!*

## Kapitel 3

### *Stella*

Rosen haben etwas Wundervolles an sich. Sie sind so reich an Farbe, Form und Duft. Ein Reichtum, den sie stolz zur Schau stellen. So wie jeden Morgen, wenn ich die Haustür hinter mir zugezogen und abgeschlossen habe, bleibe ich beim Rosenspalier stehen, streiche mit den Fingerspitzen über einzelne rote Blütenblätter und atme tief den würzig-frischen Duft mit einem Hauch Zitronennote ein. Neben ihrer Schönheit bringen Rosen etwas Schmerzvolles und Vergänglichliches mit sich. Blüten, die verwelken. Dornen, die sich in die Haut bohren. Trotzdem liebe ich Rosen. Außer die Weißen. Sie verbinde ich mit dem größten Schmerz.

Sie erinnern mich an diesen Tag vor vier Jahren. Ich schließe die Augen und sehe es vor mir: das Meer aus weißen Rosen.

Die Kirchenbank ist hart, Kälte dringt durch meine dünne schwarze Hose. Die Orgel spielt *The Last Rose of Summer*, begleitet von einem Schniefen hier und einem Schnäuzen dort. Ein Meer aus weißen Rosen, ihre Lieblingsblumen, bedeckt den Sargdeckel. Sie hatte den Sarg selbst ausgesucht, sich für

Fichte hell entschieden und darauf bestanden, ihn selbst zu gestalten. Hatte als letzten Gruß mit Pinsel und roter Farbe Worte draufgeschrieben: *Lebe, lache, liebe*. Hatte ihn übersät mit Herzen, von Hand gemalt, kleine dickliche, ungleichmäßig häftige, längliche – keines glich dem anderen. Jedes einzelne von ihnen habe ich im Kopf abgespeichert.

Mein Herz krampft sich zusammen. Mein Blick verschwimmt. Tränen rinnen über meine Wangen. Ich lasse sie laufen, spüre, wie sie sich ihren Weg bahnen, bis sie vom Kragen meines schwarzen Rollis aufgesogen werden. Ein unterdrücktes Schluchzen neben mir lässt mich den Blick vom Sarg abwenden.

Omas Schultern beben. Die blauen Augen hinter der dunkelrotgerahmten Brille sind tränenerfüllt. In ihrer schwarzen Bluse und dem schwarzen Rock wirkt meine Großmutter noch zerbrechlicher als ohnehin: schmal, der Rücken gekrümmt. Durch die kurzen grauen Haare schimmert stellenweise die Kopfhaut. Ihre Wangen sehen eingefallen aus. Zu den feinen Lachfalten rund um die Augen haben sich tiefe Sorgenfalten in ihre Stirn eingegraben. Mamas Krankheit hat Spuren hinterlassen. Oma nestelt ein Stofftaschentuch aus ihrer schwarzen Handtasche und trocknet ihre Tränen ab. Ich rücke dicht an Oma heran, lege meinen Arm um ihre Schultern und drücke sie fest. Als könnte ich ihr Halt geben in dem Strudel der Trauer, der mich selbst mitreißt.

Wir wussten, dass es passieren könnte, als der Krebs nach fünf Jahren wieder zurück war. Dennoch haben wir gehofft, ja, fest daran geglaubt, dass es nicht geschehen würde. Dass Mama den Krebs, wie schon zuvor, erneut besiegen könnte. Mit unserer Hilfe, mit unserer Unterstützung. Mama, Oma und ich – wir drei Frauen waren ein eingeschworenes Team,

stark und bereit, füreinander und miteinander die größten Herausforderungen zu überwinden. Doch der Krebs war stärker als wir.

»Du wirst mir fehlen, Stella. Denke daran, ich werde immer bei dir sein.« Mamas letzte Worte waren leise, aber klar gewesen. »Lebe, lache, liebe, mein kleiner, großer Stern.« Dann schloss sie ihre Augen. Für immer. Sie sah so friedlich aus, wie sie dort lag. Der Kampf war für sie vorbei. Für mich ging er weiter.

Aus dem Schuppen hole ich mein Fahrrad, an dem die pinke Farbe des Rahmens an einigen Stellen abblättert. Zum Glück habe ich das Schutzblech gestern Abend zu Hause wieder anmontieren können. Ja, der Drahtesel ist alt, aber er hat immerhin eine Fünfgangschaltung und leistet mir treue Dienste – wenn er nicht gerade auseinanderfällt. Etliche Kilometer haben wir bereits zusammen abgeradelt. Früher die zehn Minuten zur Schule, seit zwei Jahren in einer guten Dreiviertelstunde die Strecke zur Uni, an der ich Biologie studiere. Ich drehe mich noch einmal zum Haus um. Oma steht am Küchenfenster. Sie lächelt, winkt mir zu. Ich winke zurück.

# Kapitel 4

## *Morton*

Lange rote Locken kitzeln auf meiner Brust. Feuchte volle Lippen küssen meine Haut, suchen ihren Weg zu meinem Bauch, umkreisen den Nabel. Zwei flinke Zungenstöße hinein bringen meinen steifen Penis zum Zucken. Ich stöhne auf, hebe meine Hüften etwas an. Sie versteht meine Aufforderung. Ihr Mund wandert tiefer, der Spur feiner blonder Härchen folgend bis zum Bund meiner Boxershorts. Sie hält inne, ihre Augen suchen meinen Blick, aufreizend leckt sie sich die Lippen. Ich halte den Blickkontakt, schiebe mir die Shorts herunter, umfasse meine Erektion und fahre mit der Hand auf und ab. Sanft wölbt sich ihre Hand um meine Hoden, massiert sie. Oh Himmel, ich lasse meinen Schwanz los. Sie neigt ihren Kopf, öffnet ihre Lippen ...

»Heheheehe, heheheehe, heheheheh«, ertönt Woody Woodpeckers Lachen und reißt mich hart aus meinem erotischen Traum. Fuck! Es kann unmöglich schon acht Uhr sein. Ich taste nach meinem Handy auf dem Nachttisch, stelle das nervtötende Lachen aus und schaue auf die Uhr: Es ist erst sechs. Verdammst, wenn ich meinen kleinen Bruder erwische, ziehe ich ihm die Ohren lang. Dem gebe ich ganz sicher nicht noch mal mein Handy

in die Hand, wenn er bei mir übernachtet. Woody Woodpecker habe ich ihm zu verdanken. Okay, ich war derjenige, der ihm erklärt hat, wie die Töne in meinen Handywecker kommen. Für einen Siebenjährigen kennt Ole sich viel zu gut mit dem Gerät aus, obwohl er kein eigenes haben darf, weil seine Mutter dagegen ist.

Nach meinen morgendlichen Sit-ups, Liegestützen und Burpees steige ich unter die Dusche. Heiß prasselt das Wasser über meinen Körper. Ich genieße es, schließe die Augen und stelle die Temperatur noch etwas wärmer. Mein Traum schiebt sich in meine Gedanken. Rote, lange, lockige Haare. Volle, samtweiche Lippen. Flaschengrüne Augen ... Moment, nein, stopp. Auf keinen Fall. Das muss ein Irrtum sein. Das ist lächerlich. Die Frau in meinem Traum darf keine flaschengrünen Augen gehabt haben. Solche Augen hat nur eine Frau, die ich kenne, und von der träume ich ganz sicher nicht. Nicht von Stella.

Stella Sommerfels. Ich würde meine Arbeitskollegin als durch und durch alternativ beschreiben. Mal ehrlich, manchmal habe ich den Eindruck, sie lebt in einer Welt, in der Digitalisierung noch nicht mal als Fremdwort existiert. Ihre Kleidung sieht nach Secondhand, wenn nicht sogar selbstgenäht aus. Sie trägt gern so komische weite Stoffhosen mit Gummizug an den Waden. Ihre roten langen Locken fasst sie meistens zu einem unordentlichen Knoten zusammen.

Stella hat etwas an sich, was mich reizt. Mich nervt ihre Art: diese Ich-bin-Veganerin-Nummer, diese Ich-brauche-kein-modernes-Handy-Nummer und Ich-habe-keine-Social-Media-Profile. Sie scheint keinen Wert auf die Dinge zu legen, auf die ich Wert lege. Und das impliziert mir, ich wäre ein schlechterer Mensch.

Ich liebe es, Stella zu foppen, sie herauszufordern. Wobei ich zugeben muss, dass sie nicht auf den Mund gefallen ist. Ihr Gesicht würde ich durchaus als hübsch bezeichnen: herzförmig, helle, ebenmäßige Haut, kastanienbraune, fein geschwungene Augenbrauen, eben jene flaschengrüne Augen mit dichten schwarzen Wimpern, eine Nase in dezenter Stupsform, zwei Handvoll Sommersprossen und ein schön geschwungener Mund. Ob sie einen Freund hat? Keine Ahnung, bisher ist keiner aufgetaucht. Auch keine Freundin. Insgesamt hält sie sich zurück, was Plaudereien aus ihrem Privatleben angeht. Bisher weiß ich, dass sie an der Uni Biologie studiert und in Rahlstedt wohnt.

Ich föhne mir die Haare, gebe etwas Gel hinein, damit der Wuschellook bis heute Abend hält. Im Schlafzimmer öffne ich den Kleiderschrank, greife nach einer hellblauen Jeans, ziehe ein weißes, enges Ripp-Muskelshirt dazu an und darüber ein hellblaues Casualhemd. Die Ärmel kreppe ich bis zu den Ellbogen hoch und lasse das Hemd offen.

Ein letzter Blick in den Spiegel, zufrieden nicke ich. Ohne überheblich erscheinen zu wollen: Ich sehe gut aus. Sehr gut. Ein Typ, auf den die Frauen stehen. Sport hat dazu beigetragen, dass meine Figur durch und durch athletisch ist. Meine Körpergröße, die blonden Haare und dunkelblauen Augen sowie der Nachname Olsson sind das, was mir mein Vater hinterlassen hat.

Meine Mutter sagte mal zu mir, ich sei ihm optisch sehr ähnlich, hätte genauso markante, ausdrucksstarke Gesichtszüge wie er.

»Du kannst ihm ja ein Foto von mir schicken«, hatte ich darauf bitter entgegnet. »Ach nee, ich vergaß, du hast sicher keine

Adresse von ihm. Er will ja nichts von dir wissen und von mir auch nicht.«

»Ach, Morton«, erwiderte sie im mitleidigen, sanften Ton und streckte die Hand nach meiner aus. Ihre naive, fake-verständnisvolle Art bringt mich bis heute auf die Palme. Hätte sie meinem Vater damals mehr Verständnis entgegengebracht ...

Dank Oles Frühweckdienst habe ich Zeit für Kaffee und Frühstück. In der Küche schüttele ich Müsli – ohne Zucker natürlich – in eine Schüssel, schnipple einen Apfel hinzu und gebe Milch obendrauf. Aus dem Vollautomaten lasse ich mir einen Becher Kaffee heraus. Während ich frühstücke, checke ich meine Social-Media-Profilen. Erfreut registriere ich fünf neue Follower auf TikTok. Mein letztes Video von meinem Workout von gestern Abend performt allerdings weniger stark als die vorigen.

Heute werde ich mich wieder als cooler Eismann im Café präsentieren. Ich hebe einen vollen Löffel Müsli, stoppe auf halbem Weg zum Mund, grinse in die Kamera, mache ein Selfie und poste es mit dem Spruch: *Power für den Tag. Wen sehe ich heute in Lottis & Tonis Eisliebe?* in meiner Story.

## Kapitel 5

### *Stella*

So wie es die Wochenplanung vorsieht, übernehme ich den Service für die bedienten Plätze im Innen- und Außenbereich. Charlotte arbeitet hinter der Theke, schneidet Kuchen auf, lässt Kaffee aus der Maschine und bereitet Eisbecher zu. Morton steht hinter dem Take-away-Tresen. Er hielt sich gestern mal wieder für supertoll. Von wegen »*Verkack es nicht ...*« Ich behandle alle Gäste freundlich und höflich, gleich wie viele und ob sie überhaupt Follower haben, ob sie eine goldene Kreditkarte zücken oder wie sie gekleidet sind. Hier kommen so unterschiedliche Menschen vorbei.

*Lottis & Tonis Eisliebe* befindet sich direkt an der Außenalster. Der stattliche See liegt mitten in Hamburg und ist beliebt bei Spaziergängern, Touristen und sportlich Aktiven.

Heute sind die Tische und Bänke auf der vorgelagerten Holzterrasse nur etwa zu einem Drittel belegt. Die Barhocker und Stehtische vor dem mit *To-go* angeschriebenen Außenverkauf sind unbesetzt.

Auf einem Tablett balanciere ich gebrauchtes Geschirr in Richtung Küche.

»Bringst du den Möhrenkuchen mit?«, ruft mir Charlotte im Vorbeigehen zu und deutet mit einem Kopfnicken auf den leeren Platz in der Kuchentheke.

»Ja, mache ich.« In der Küche befülle ich die Spülmaschine, kehre mit dem gewünschten Nachschub zurück und platziere ihn in der Auslage.

Charlotte stellt zwei Espressi neben zwei Teller mit je einem Stück Käsekuchen aufs Edelstahltablett.

»Ich muss in einer Stunde los zur letzten Physiotherapie. Schaffst du den Betrieb hier drinnen und draußen allein über Mittag?« Sie sieht mich von der Seite fragend an.

»Klar, kein Problem.« Für gewöhnlich wird es an einem Schönwetter-Wochentag wie heute frühestens ab eins voller.

»Sonst sag Morton Bescheid, dass er dir zur Hand gehen soll.« In Charlottes Worten schwingt eine leise Ermahnung mit.

Eher friert die Alster im Sommer zu, als dass ich Morton um Hilfe bitte. Aber das sage ich Charlotte nicht. Bis kurz vor der Eröffnung ist sie auf Krücken mit Gipsfuß herumgehüpft. Darüber hinaus hatte sie wohl Stress mit ihren Eltern, was ich so nebenbei mitbekommen habe. Zumindest soll sie sich keine zusätzlichen Sorgen machen, wenn sie Morton und mir den Laden für ein paar Stunden allein überlässt.

»Habt ihr euch wegen der Pause abgestimmt?« Charlotte streicht sich eine Haarsträhne hinters Ohr, die sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst hat.

Ich schüttele den Kopf. »Wenn du wieder zurück bist, würde ich mir eine Kleinigkeit holen.«

»Okay ...«, Charlotte zögert. »Es wird sicher nach fünfzehn Uhr.«

»Kein Problem«, beruhige ich sie. »Bis dahin verhungere ich sicher nicht.«

Morton gesellt sich zu uns. »Ich würde mich sonst eben für eine halbe Stunde ausklinken, bevor du gehst.« Wie immer hält er sein Handy in der Hand. Ich habe den Verdacht, dass es dort festgeklebt ist. »Ich könnte dir etwas mitbringen, Karottenlößchen. Nicht, dass du umkippst und ich dich wiederbeleben muss.«

»Allein der Gedanke daran, dass du deine Finger an mich legst oder deine Froschlippen auf meine presst, wird das verhindern«, schnaube ich. »Und dein blondes Hirn kann es sich vielleicht nicht merken, aber ich habe einen Namen.«

»Warum so kratzbürstig, Karottenlößchen? Ich biete dir nur an, dass ich dir etwas zum Essen mitbringe.« Morton hebt beide Hände, als würde er sich ergeben. »Das finde ich ziemlich nett von mir.«

»Hey, hey.« Charlotte streckt eine Hand in meine, die andere in Mortons Richtung. »Ich habe keinen Nerv für eure Zankereien. Reißt euch ein bisschen zusammen. Wir sind hier nicht im Kindergarten.« Ihre Stirn ist leicht gerunzelt, ihr Blick wandert zwischen Morton und mir hin und her.

Fest beiße ich die Zähne zusammen und merke, wie Hitze über meinen Hals ins Gesicht steigt. Wie so oft, wenn ich mich aufrege oder mich ungerecht behandelt fühle. Gleichzeitig ärgert es mich, dass ich mich von Blondie überhaupt zu solchen Kindergartenzankereien hinreißen lasse. Die Klügere gibt nach.

»Okay, wenn du dich dazu in der Lage siehst, mir etwas Veganes mitzubringen?« Ich stemme die Hände in die Hüften.

»Ich schaue mal nach einer Vegi-Schnitte oder hast du einen speziellen Wunsch?« Er zeigt sein Zahnpasta-Werbelächeln und blinzelt mir zu. Seine blauen Augen blitzen triumphierend auf. Doch ich will nicht weiter rumzicken. Schließlich brauche ich diesen Job und will es mir mit Charlotte nicht verderben.

»Ein veganes Sandwich passt.« Ich ringe mit mir, presse ein »Danke« hervor und greife nach dem Tablett.

»Gut.« Charlotte stößt die Luft aus und nickt uns zu. »Dann zieh los, Morton. Ich behalte den Take-away im Auge.«

Eine halbe Stunde später betreten zwei Mädchen das Café. Sie tuscheln miteinander, sehen sich neugierig um. Ich schätze sie auf fünfzehn, sechzehn Jahre. Freundinnen vermutlich. Sie haben ähnliche Frisuren: einen Fransenpony in der Stirn, lange glatte Haare, die in zwei Partien geteilt vorne über die Schultern platziert sind. Die eine dunkelbraun, die andere blond. Beide tragen cropped Shirts und knappe Jeansröcke, dazu Flipflops.

Ich gehe auf sie zu. »Hallo, herzlich willkommen. Seid ihr zu zweit?«

Die Blonde stößt die Braunhaarige an. »Ähm, ja, wir wollten nur mal schauen.« Ein Hauch von Röte legt sich über ihr Gesicht. Ihre Freundin kichert.

»Okay, kein Problem.« Einer der Gäste winkt mir zu und deutet an, zahlen zu wollen. »Entschuldigt mich«, sage ich zu den beiden Mädchen und verschwinde an die Kasse. Ich drücke den Beleg aus, greife das Kartenlesegerät.

Morton kommt zur Tür herein und im nächsten Moment geben die beiden Freundinnen von eben ein schrilles Quietschen von sich. Ich blicke auf. Oh, nein, im Ernst jetzt? Beide halten sich die Hand vor den Mund, werden knallrot im Gesicht und starren ihn mit überquellenden Augen an. Morton bemerkt es.

»Hi, Girls.« Er schenkt ihnen sein entwaffnendes Lächeln, streicht sich mit den Fingern über das Kinn.

»Hi«, stammelt die Blonde. »Du bist Morton, oder?«

»Der bin ich. Und ihr beiden Hübschen?« Er zwinkert ihnen zu.

Hey, die beiden sind minderjährig. Das sollte ihm auffallen.

Missbilligend runzle ich die Stirn, verdrehe die Augen und gehe an Tisch drei, um zu kassieren.

Wie die beiden Mädchen heißen, bekomme ich nicht mit, wohl aber, dass sie mit Morton nach draußen verschwinden. Durch das Fenster sehe ich, wie die drei für ein Selfie posieren. Na super, wenn bald weitere Fangirls hier auftauchen, wird Blondie vor Überheblichkeit immer ein Stück über dem Boden schweben.

Charlotte kommt die schmale Treppe vom Dachgeschoss herunter. Im Raum unter dem Dach ist ein Arbeitsplatz mit Schreibtisch und Bürostuhl sowie eine Übernachtungsmöglichkeit eingerichtet.

»Ich bin dann weg. Ist Morton schon wieder zurück?« Sie sieht sich um.

»Ja, draußen. Er macht Fotos mit seinen Fangirls.« Ein genervter Unterton schwingt meinen Worten mit. Ich ringe mir ein Lächeln ab, um ihn zu entschärfen.

»Fans?« Charlotte zieht die Augenbrauen hoch. »Wie auch immer.« Sie schüttelt den Kopf. »Bis gleich.«

Morton wirft mir ein Sandwich auf den Tresen. Ich schaue es nicht näher an und ziehe meinen Geldbeutel aus der Hosentasche. »Was bekommst du von mir?«

»Passt schon, du bist eingeladen«, erwidert er.

»Auf gar keinen Fall.« Ein Sandwich werde ich mir noch leisten können.

Doch er ignoriert meinen Widerspruch, drängt sich an mir vorbei, verzieht sich hinter den Take-away-Tresen und widmet sich einem jungen Mann. »Hallo, was darf es sein?«

Na gut, dann komme ich später darauf zurück.

In der nächsten Stunde bin ich vollauf damit beschäftigt, die

Bestellungen aufzunehmen, zusammenzustellen, zu servieren, zu kassieren und nebenbei die Tische wieder abzuräumen. Mein Magen macht sich mit einem Knurren bemerkbar. Als ich erneut an der Kaffeemaschine stehe, packe ich nebenbei das Sandwich aus, halte meine Hand vor, damit keiner der Gäste es sieht, wie ich hungrig hineinbeiße.

Urgh. Mir wird schlecht. Es schmeckt nach Schwein. Hastig greife ich nach einer Serviette, würge den Bissen wieder heraus. Bah, wie eklig. Ich trinke einen Schluck Wasser. Der tierische Geschmack bleibt. Igitt. Verdammter Morton, so ein Arsch. Das hat er doch mit Absicht gemacht.

Wütend schaue ich zu ihm. Er hat ein feixendes Grinsen im Gesicht und hält seine Handykamera auf mich gerichtet.

»Du mieses A...«, fluche ich gepresst und bemühe mich, meine Wut zu unterdrücken. Wehe, er veröffentlicht das Video irgendwo. Am liebsten würde ich ihm sein Handy aus der Hand reißen und im Klo versenken. Doch vor den Gästen und Mortons laufender Kamera werde ich nicht ausflippen. Das muss bis nach Feierabend warten.

»Ach, Karottenlöckchen.« Er lacht. »Du hättest dein Gesicht sehen sollen.«

Ich balle die Hände so fest zusammen, dass sich meine Fingernägel in die Handflächen bohren und es weh tut.

Meine Wut brodelt auf gezwungener kleiner Flamme den Nachmittag über weiter. Das flaue Gefühl im Magen stille ich mit einem Stück Möhrenkuchen, den ich zwischen zwei Kaffeebestellungen herunterschlinge. Nachdem Charlotte gegen vier wieder zurückgekehrt ist, mache ich eine kurze Pause. Ich nehme mir nur eine Cola, setze mich für eine halbe Stunde an die Alster, rufe zu Hause an und vergewissere mich, dass alles in Ordnung ist. Dieses kurze Telefonat lässt mich innerlich wieder

etwas runterkommen und der Ärger über Morton flaut ab. Zur Rede stellen werde ich ihn trotzdem und darauf bestehen, dass er das Video löscht.

Die Arbeit lenkt mich ab. Warum ist heute Nachmittag bloß so viel los? Hat diese Hamburg-Hanni doch schon etwas über uns veröffentlicht? Dann hätte Morton uns ihren Beitrag garantiert unter die Nase gehalten – und wäre sofort losgerannt, um aus dem Beitrag ein Plakat drucken zu lassen.

Laut knurrt mein Magen, als ich das Tablet auf den Tresen lege und in die Ladestation stelle. Ich lege meine Hand auf den Bauch, um ihn zu beruhigen. Was freue ich mich auf ein deftiges Abendessen. Charlotte berührt mich am Arm. »Geht es dir gut? Du bist etwas weiß um die Nase.«

»Ich habe nur zu wenig gegessen.« Beim Gedanken an den tierischen Geschmack des Sandwiches wird mir übel. »Es war viel los.«

»Und ihr nur zu zweit, sorry.« Charlotte verzieht das Gesicht. »Nimm dir doch ein Stück Kuchen.«

»Nein, danke. Ich esse gleich was zu Hause.« Ich ziehe die Eisliebe-Schürze aus und hänge sie an einen Haken. »Oder brauchst du mich länger? Bis halb acht könnte ich bleiben.«

»Den Rest schaffe ich mit Morton allein. Außerdem kommt Toni rüber, sobald Luca da ist.«

Tonis Neffe Luca hilft hin und wieder im *Gelati-Express* aus, wenn er nicht gerade für die *Gelazzeria* der Marininos im Einsatz ist. Tonis Familie liefert täglich frisches hausgemachtes Eis für den Eiswagen und einige vegane Sorten fürs Café.

»Okay, dann sehen wir uns morgen.« Ich verschwinde über die Treppe ins Dachgeschoss, wo ich meinen Beutel und meinen Fahrradhelm deponiert habe.

»Morton, jetzt pack endlich dein Handy weg«, höre ich, wie Charlotte ihn ermahnt. »Gib es mir. Sofort. Ich lege es hier in die Schublade und du wirst es erst nach Feierabend wieder rausnehmen. Verstanden?« Ihr Tonfall erlaubt keine Widerrede und ich freue mich diebisch darüber.

»Sorry, ich ...« Mortons Stimme klingt überraschend kleinlaut. Mal ehrlich, er macht den Job doch nur, weil es gut auf seinen Social-Media-Profilen aussieht. Und weil er die Kohle braucht. Zumindest seinen Markenklamotten nach. Obwohl er, so wie er aussieht, locker als Model arbeiten könnte.

Auf dem Weg nach unten sehe ich, wie Charlotte auf die Außenterrasse verschwindet. Morton füllt zwei Kugeln Eis in eine Waffel und reicht sie über den Take-away-Tresen einer Kundin. Darauf bedacht, dass mich dabei niemand sieht, öffne ich verstohlen die Schublade unter dem Tresen, hebe ein Notizbuch an und finde Mortons Handy darunter.

»Rache ist süß«, murme ich, nehme es heraus und öffne den Schrank mit den Geschirrhandtüchern hinter mir. Just in diesem Moment fängt das Gerät an zu vibrieren. Der Name *Steffi* blinkt auf dem Display. Mist – und jetzt?

## Kapitel 6

### *Morton*

Die Smartwatch an meinem Handgelenk vibriert, zeigt einen eingehenden Anruf von Steffi. Verdammst, was will sie von mir? Da gerade keine weiteren Kunden in Sicht sind, eile ich an die Schublade und erwische Stella mit meinem Smartphone in der Hand.

»Ey!« Zur Hölle nochmal, was hat Karottenlöckchen an meinem Telefon zu suchen? Sie zuckt zusammen und wird rot.

»Gib mir das Handy!«, fordere ich bestimmt, unterdrücke meine Wut und strecke die Hand aus.

»Hast du Sorge, du könntest deine geliebte Steffi verpassen?«, feixt Stella. Sie versteckt das Telefon hinter ihrem Rücken. In ihren Augen blitzt es amüsiert.

Von wegen. Sie hat keine Ahnung. Ich mache einen Schritt auf sie zu. »Gib. Mir. Mein. Handy.« Jedes Wort betone ich einzeln. »Jetzt!« Böse funkle ich Stella an.

Sie zieht die kastanienbraunen Augenbrauen hoch, macht einen Schmolle Mund und schüttelt provozierend langsam den Kopf. »Nur, wenn du das Video von vorhin löschst.«

Ich mache einen weiteren Schritt auf sie zu, sodass ich mit

meinem Körper gegen sie stoße, fasse seitlich um sie herum, packe sie am Handgelenk. Ich kann es locker mit einer Hand umfassen, so dünn ist es. »Ob du es glaubst oder nicht, ich habe dich nicht gefilmt, sondern nur so getan.« Energisch ziehe ich ihren Arm hervor. Sie hält dagegen, hat jedoch keine Chance gegen meine Kraft. Wehtun will ich ihr nicht. Behutsam löse ich ihre Finger von meinem Handy. Sie fühlen sich feingliedrig, zart, geradezu zerbrechlich an. Stella starrt mich an. Wütend, trotzig und – überrascht? Ich halte ihrem Blick stand. Wir tragen einen wortlosen Fight aus. Flaschengrün gegen Dunkelblau. Verdammt nochmal, es macht mich an. Spannung baut sich zwischen uns auf. Wer hält es am längsten aus? Wer wird nachgeben? Steffi hat längst aufgelegt.

»Habe ich dir dein Date vermässelt?« Stellas Frage im zuckersüßen Tonfall lässt die angespannte Stimmung zwischen uns wie einen Ballon mit einem Nadelstich platzen.

»Glaubst du ernsthaft, du hättest solche Superkräfte?«, entgegne ich spöttisch und wappne mich für den nächsten Schlagabtausch. Doch dann läutet mein Handy erneut. Wieder ist es Steffi. Ich wende mich ab und nehme das Gespräch an.

»Ja, was gibt es?«, murre ich unfreundlich.

»Morton, es tut mir leid. Ist Ole bei dir?« Steffis Stimme klingt drei Oktaven höher als gewöhnlich.

»Nein, ich bin bei der Arbeit. Wieso?« Unruhig trommle ich mit den Fingern auf den Tresen. Meine Mutter schluchzt auf.

»Steffi, was ist mit Ole?« Meine Eingeweide ziehen sich zusammen. Mir schlägt das Herz bis zum Hals.

»Ich weiß nicht«, stammelt sie. »Er ist nach der Schule nicht nach Hause gekommen.«

»Und das fällt dir erst jetzt auf?«, fauche ich sie an. Ole geht in die erste Klasse einer Ganztagsgrundschule. Dort wird er

jeden Tag bis sechzehn Uhr betreut. Jetzt ist es fast achtzehn Uhr. »Hast du seine Lehrerin angerufen? Seine Freunde abgeklappert?«

»Ich habe bis sechzehn Uhr gearbeitet und war anschließend einkaufen.« Steffis Stimme bricht.

»Hätte er ein Handy, könntest du ihn einfach anrufen, verdammt nochmal«, entgegne ich gepresst. »Aber du bist ja dagegen, dass ein Siebenjähriger ein eigenes Handy besitzt. Einen Haustürschlüssel zu haben und den Schulweg allein zu gehen, traust du ihm zu. Aber ein Handy nicht!«

»Deine Vorwürfe helfen nicht weiter.« Steffi schnieft und sagt wieder gefasster: »Wenn er bei dir nicht ist, rufe ich jetzt bei seinen Freunden an.«

Die Sorge um meinen kleinen Bruder schnürt mir den Hals zu. »Halte mich auf dem Laufenden. Vielleicht ist er einfach auf dem Spielplatz hängengeblieben und hat die Zeit vergessen«, sage ich im Bemühen, mich selbst zu beruhigen. »Ich würde ihn ja suchen, komme jedoch momentan hier nicht weg.«

Ein Räuspern erklingt, jemand zupft am Ärmel meines T-Shirts. Ich fahre herum. Stella steht neben mir.

»Was?«, blaffe ich sie an. Für Schlagabtausche mit ihr habe ich echt keine Nerven.

Sie sieht mich von der Seite an. Da ist keine Wut, kein Trotz mehr in ihrem Blick. Vielmehr so etwas wie Sorge oder Anteilnahme?

Stella räuspert sich. »Ich kann für dich einspringen, falls du losmusst.«

»Was?« Ich lasse das Telefon von meinem Ohr sinken. »Wie-so?«

»Es hört sich so an, als wäre etwas passiert.« Sie zuckt mit den Schultern. »Ich biete dir meine Hilfe an.«

Perplex starre ich sie an.

»Okay.« Ich hebe das Telefon wieder ans Ohr. »Steffi, ich schaue auf seinem Lieblingsspielplatz nach, melde mich.«

Ich beende das Gespräch. Stellas Hand legt sich auf meinen nackten Unterarm. Trotz ihrer Wärme breitet sich Gänsehaut, die von einem Kribbeln begleitet wird, bis in die Schulter aus.

»Zieh los. Ich sage Charlotte Bescheid.« Sie nimmt ihre Hand weg. Das Kribbeln bleibt. Sicher eine Empfindungsstörung, die durch emotionalen Stress verursacht wird.

»Danke.« Mein Handy stopfe ich in die Hosentasche und eile zur Tür hinaus.

Voller Sorge um meinen Bruder trabe ich in Richtung seiner Schule. Den Weg kenne ich in- und auswendig, schließlich habe ich Ole nach seiner Einschulung in den ersten zwei Wochen oft hingebacht und abgeholt. Auf halber Strecke befindet sich sein Lieblingsspielplatz.

Verdammt, wenn er ein eigenes Handy hätte, könnte ich ihn einfach anrufen. Wenn ich ihn gefunden habe, werde ich ihm eins kaufen. Scheißegal, was Steffi davon hält. Aber erst mal muss ich ihn finden. Hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen.

# Kapitel 7

## *Stella*

Ich und mein elendiges Helfersyndrom. Keine Ahnung, was mich da geritten hat. Ich kann nicht anders. Wenn ich den Eindruck habe, jemand braucht Hilfe – erst recht, wenn es um ein vermisstes Kind geht.

Morton ist ein überhebliches Arschloch. Doch die Sorge in seiner Stimme, die Unruhe, die er ausstrahlte, hat direkt mein Helfersyndrom-Zentrum aktiviert. In welchem Verhältnis er zu dieser Steffi und diesem Ole steht, kann ich nur mutmaßen. Es ist egal. Wenn er sich erklären will, wird er es mir schon verraten. Und wenn nicht, dann eben nicht.

Charlotte informiere ich, dass Morton aus familiären Gründen kurzfristig wegmusste und ich einspringe.

»Etwas Schlimmes?«, erkundigt sie sich besorgt.

»Genauer weiß ich nicht. Frag ihn am besten selbst.«

»Okay, danke, Stella. Ich schätze das sehr. Wir sind ein kleines Team. Ich weiß, dass du und Morton ... wie soll ich es ausdrücken«, sie zögert, »Reibungspunkte habt?« Ihre Mundwinkel zucken. »Umso schöner ist es, dass wir, wenn es drauf ankommt, zusammenhalten und einander helfen. Also, danke

nochmals.« Sie umarmt mich. Ich freue mich über ihre Worte und ihre Umarmung, die viel mehr wie von einer Freundin als von einer Chefin kommen.

Toni und Charlotte übernehmen den bedienten Bereich, ich bleibe hinter dem Take-away-Tresen. Ein Mann tritt an die Theke. Ich schätze ihn auf etwa Mitte dreißig, die braunen Haare hat er zu einem Zopf zusammengebunden. Auf seiner Hüfte sitzt ein blondes Kleinkind, in blau-weiß-gestreiftem Langarmshirt, Leggings und mit einer gelben Cap auf dem Kopf.

»Das da, Papa. Und davon und davon.« Mit leuchtenden Augen zeigt es mit dem Finger von einer Sorte zur nächsten.

»Eine Kugel, Johannes.« Der Mann schmunzelt. »Eine für dich, eine für mich.«

»Hallo, was darf es für euch sein?« Ich lächle ihm zu.

»Wir hätten gern jeder eine Kugel. Das Eis ist doch frei von Kuhmilch? Johannes hat eine Milcheiweißallergie, deshalb frage ich.«

»Ja, das Eis ist vegan. Diese zwei Sorten enthalten Soja, falls das problematisch ist. Die anderen sind je nachdem auf Basis von Kokosmilch, Reismilch, Frucht, Cashew«, erkläre ich. »Unser Probierreis der Woche ist Erdbeer-Rhabarber.«

»Okay, dann nehmen wir eine Kugel Schokolade und für mich eine Kugel Banane-Kirsch, gern im Becher.«

Ich fülle die gewünschten Sorten in zwei Pappbecher und stelle sie inklusive Löffel auf den Tresen. Johannes greift sich sofort den Becher mit Schokoeis, stupst einen Finger hinein und leckt ihn genüsslich ab. Ich reiche dem Mann zwei Servietten hinterher.

»Danke, die können wir gebrauchen.« Der Vater schiebt einen Fünfeuroschein über die Theke, ich gebe ihm das Wechselgeld.

»Lasst es euch schmecken.«

In der Ferne erkenne ich Morton mit seinen verwuschelten Haaren, über der Schulter trägt er einen Schulranzen. An der Hand hält er einen Jungen in Fußballshorts und gelbem T-Shirt. Er geht ihm bis zur Gürtellinie. Seine Haare sind ebenso verwuschelt wie Mortons, nur dass sie braun sind statt blond. Jetzt steigen sie gemeinsam die vier Stufen zur Außenterrasse hoch und steuern auf den Take-away zu.

»Warum muss es unser Geheimnis bleiben?« Der Kleine legt den Kopf in den Nacken und schaut Morton offen und neugierig an. Der Junge hat ein schmales Gesicht und eine Stupsnase. Eine Spur von Dreck hat sich auf seiner linken Wange verewigt, ebenso auf seinem T-Shirt.

Morton rubbelt ihm über die Haare. Die beiden wirken vertraut miteinander. »Weil ich es so möchte«, sagt er bestimmt. »Meinst du, du kannst das Geheimnis für dich behalten?« Er reibt mit zwei Fingern über die Dreckspur auf der Wange des Jungen.

»Klar, Indianerehrenwort.« Er nickt eifrig und streckt die Brust raus. »Kann ich ein Eis haben?« Er stellt sich auf die Zehenspitzen und wirft einen sehnsüchtigen Blick auf die Eissorten.

»Hi«, ich winke dem Jungen zu, »wer bist du denn?«

Der Kleine schaut mich an und lächelt schelmisch. Grübchen zeigen sich in seinen Wangen.

»Das ist Ole«, erklärt Morton, er zupft das T-Shirt des Jungen zurecht. »Mein kleiner Bruder.«

Ole klopf ihm auf den Arm. »Das kann ich doch selbst sagen!« Dann richtet er sich direkt an mich: »Hi, ich bin Ole. Morton ist mein großer Bruder.« Stolz schwingt in seiner Stimme mit. Er zwinkert mir zu und schenkt mir ein breites Lächeln. Das hat er sich bestimmt von Morton abgeschaut.

Ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen und schüttle kaum merklich den Kopf. »Freut mich, Ole. Ich heiße Stella.«

»Du hast rote Haare«, stellt er ohne eine Spur von Spott fest.

»Ja. Und du hast braune Haare.«

Morton lenkt Oles Aufmerksamkeit wieder auf die Eisauswahl. »Möchtest du hier ein Eis oder lieber da drüben?« Er zeigt zu Tonis Eiswagen.

Ole runzelt die Stirn, schaut rüber zu *Tonis Gelati-Express*, dann Morton und dann mich an.

»Hier«, sagt er entschieden und flüstert seinem Bruder so laut zu, dass ich es hören kann: »Sie sieht hübsch aus.«

Ich beiße mir auf die Unterlippe, um nicht laut loszulachen. Morton schmunzelt.

»Okay, eine Kugel«, bestimmt er.

»Zwei? Bitteeeee!« Ole sieht ihn mit seinen braunen Augen an wie ein Hundewelp. Doch Morton lässt sich nicht erweichen.

»Eine oder keine.«

Ole schiebt die Unterlippe vor, hadert aber nicht lange. »Dann nehme ich Schoko.« Er strahlt mich an. »In der Waffel.«

»Gute Wahl.« Ich fülle eine extra große Kugel in die Waffel, zwinkere ihm zu und reiche sie ihm.

Morton schiebt mir zwei Euro über die Theke.

»Rest ist Trinkgeld«, erklärt er, einer seiner Mundwinkel zuckt. Trinkgeld, an dem er selbst mitverdient.

»Danke, sehr großzügig«, antworte ich mit einem spöttischen Unterton. »Dein Bruder hat einen guten Geschmack.«

»Mmpf«, macht Morton. »Ich werde ihn schon wieder auf den richtigen Weg leiten. Ich möchte Ole kurz nach Hause bringen. In einer halben Stunde bin ich wieder da. Dann kannst du Feierabend machen.«

»Okay, geht klar.«

Er stellt den Schulranzen auf den Boden, hebt seinen Bruder auf einen der Barhocker direkt neben der Theke. Morton holt sein Handy aus der Tasche, tippt auf das Display und hält es sich ans Ohr.

Ich tue, als wäre ich beschäftigt und lausche.

»Wir kommen gleich, essen zusammen noch ein Eis.« In Mortons Stimme schwingt ein seltsam nüchterner, kühler Unterton mit. »Jetzt mach doch keinen Aufstand. Dann wartest du mit dem Abendessen eben eine halbe Stunde.« Er ballt eine Hand zur Faust, lockert sie wieder.

»Bis gleich.« Morton steckt das Handy ein, reibt sich über das Gesicht. Ole schleckt hingebungsvoll sein Eis, bis der letzte Wafelkrümel vertilgt ist. Morton zieht eine Serviette aus der Box auf dem Tresen. Er wischt seinem Bruder den eisverschmierten Mund und die Hände ab.

»So, ab nach Hause mit dir. Steffi wartet schon auf dich.«

»Bleibst du heute Abend da und spielst mit mir?« Ole rutscht zum Rand der Sitzfläche, zappelt mit den Beinen und hangelt sich vom Hocker, bis er mit seinen Füßen auf dem Boden steht. Er greift nach Mortons Hand.

»Sorry, ich kann leider nicht. Ich muss noch ein, zwei Stunden arbeiten. Ein anderes Mal.«

»Oh, schade.« Ole schaut zu ihm auf. »Darf ich dich hier mal wieder besuchen?«

»Klar, aber du weißt ja: Es muss unser kleines Geheimnis bleiben.« Morton schwingt sich den Ranzen über die Schulter.

Eifrig nickt Ole. »Ein Bärenbrüdergeheimnis.«

Sie gehen über die Terrasse und die Treppe hinab. Auf halber Höhe bleibt Ole stehen, dreht sich um und winkt mir fröhlich zu. »Tschüss, Stella. Ich komme bald wieder.« Die letzten zwei Stufen hopst er hinunter.

Ich schaue den Brüdern hinterher. Keine Ahnung, wo es auf einmal herkommt, doch ein warmes Gefühl breitet sich in meiner Brust aus.

## Kapitel 8

### *Morton*

Kaum sind wir zur Wohnungstür hinein, reißt Steffi Ole mit Tränen in den Augen an sich und drückt ihn. »Mein Schatz, ich habe mir solche Sorgen gemacht.«

»Mama, nicht so fest. Ich krieg keine Luft«, protestiert er und windet sich, bis er sich aus ihren Armen befreit.

»Mach das nie wieder. Hörst du?« Sie hockt sich vor ihn und fasst ihn an den Schultern.

Ole schlägt die Augen nieder. »Ich war doch nur auf dem Spielplatz.« Er senkt den Kopf.

»Aber ohne mir Bescheid zu geben.«

An dem Punkt mische ich mich ein. »Wie denn? Du warst sowieso nicht zu Hause. Anrufen oder dir eine Nachricht schicken, kann er ohne Handy nicht.« Ich bemühe mich um einen ruhigen Tonfall. Doch die unterschwellige Aggression bleibt Steffi wohl nicht verborgen, denn sie wirft mir einen mahnenden Blick zu.

»Lass uns das doch unter uns besprechen. Bleibst du zum Abendessen?«

»Nein. Ich muss los. Arbeiten.«

»Dann ruf mich nachher einfach an. Okay?«, erwidert sie im versöhnlichen Tonfall, macht einen Schritt auf mich zu und streicht mir über den Arm.

Ich weiche ihr aus. »Wird später.« Dann umarme ich Ole und verschwinde eilig durch die Tür. Zwei Kilo schwerer als bei unserer Ankunft, durch den Klumpen Wut im Bauch.

Zurück im Café löse ich Stella mit einem gemurmelten »Danke fürs Einspringen« ab. Verdammt. Ich hasse es, bei jemandem in der Schuld zu stehen. Und ich hasse es, dass ich ausgerechnet Stella einen Gefallen schulde. Nicht, dass sie darauf beharren würde. Nein, sie fragt nicht, was, wie, wo vorgefallen ist. Während sie die restlichen Gläser trocknet, sieht sie mich prüfend an, nicht neugierig, auch nicht fordernd. Eher wie ein stilles Angebot, falls ich reden will. Will ich nicht. Mein Privatleben und mein angespanntes Verhältnis zu Steffi gehen nur mich etwas an. Endlich verabschiedet sich Stella und damit diese komische angespannte Stimmung zwischen ihr und mir. Erleichtert atme ich auf.

Erst nach einundzwanzig Uhr bin ich zu Hause, werfe mich in meine Sportklamotten, jogge eine Runde, mache mein Workout und gehe duschen. Das Programm hilft, ein Kilo des Klumpens Wut auf Steffi zu verbrennen. Darauf, sie wie gebeten anzurufen und mit ihr endlos zu diskutieren, habe ich so was von keinen Bock. Um dreiundzwanzig Uhr dreißig sende ich ihr eine Nachricht, dass ich für Ole ein Handy und eine Prepaid-Karte organisieren werde, und gehe, ohne eine Antwort von ihr zu erwarten, ins Bett. Doch ich finde keine Ruhe, die heutige Sorge um Ole, die Diskussionen mit Steffi halten mich wach. Ein inneres Feuer flammt in mir auf. Wut heizt es an. Wut auf meine Mutter, die ich seit meinem elften Geburtstag nur beim Vornamen Steffi

nenne. Meine Gedanken wandern zurück an diesen einen Tag vor dreizehn Jahren.

Aus meinem Turnbeutel ziehe ich stolz meinen Haustürschlüssel hervor, der zusammen mit einer Superman-Figur an einem silbernen Ring befestigt ist. Ich habe ihn erst vor Kurzem zu meinem zehnten Geburtstag erhalten. Als ich aufschließe und die Wohnungstür öffne, stutze ich. Etwas ist komisch. Es ist so still. Kein Klappern aus der Küche. Kein Radio. Nichts. Ist niemand zu Hause? Mir wird ein bisschen mulmig im Bauch, denn sonst ist jemand da, wenn ich von der Schule heimkomme. »Mama? Papa?«, rufe ich.

»Hallo, mein Schatz«, erklingt Mamas Stimme. Doch sie hört sich anders an als sonst. Auf dem Flur ziehe ich Jacke und Schuhe aus, stelle meinen Ranzen ab. Ich lausche, höre gedämpfte, stockende Laute und stürme in die Küche. Mama sitzt auf einem der Stühle am Tisch. Sie hält ein Taschentuch in der Hand, ihre Augen glänzen feucht und ihre Wangen sind rot. »Du bist ja schon da.«

»Warum weinst du?« Ich greife nach ihrer Hand.

»Ich weine doch gar nicht richtig.« Sie tupft sich die Augen.  
»Das kommt vom Zwiebeln schneiden.«

Ich krause die Nase und schnuppere: Es riecht kein bisschen nach Zwiebeln. Es sind auch keine zu sehen. Irgendetwas stimmt hier ganz und gar nicht.

»Ach, Morton, schau nicht so besorgt.« Mama schnäuzt sich, zieht mich auf ihren Schoß. »Ich bin ein bisschen traurig, weil der Papa heute verreist ist.«

»Was? Wohin?« Ich rutsche von ihrem Schoß herunter. »Warum hat er uns nicht mitgenommen? Warum hat er mir davon nichts gesagt? Am Wochenende ist doch der Wettkampf.« Ich

stemme die Hände in die Hüften. »Er wollte mich anfeuern.«

»Er braucht ein bisschen Abstand. Er kommt bald wieder.«  
Mama lächelt, aber gleichzeitig wischt sie sich erneut über die Augen.

Am Wochenende ist sie es, die mich beim Schwimmwettbewerb anfeuert. Ich schaffe es auf den zweiten Platz über fünfzig Meter Freistil. Mama nimmt mich in die Arme, sagt: »Du bist so schnell geschwommen wie ein Fisch. Ich bin so stolz auf dich.«

Ich kann mich nicht richtig freuen. »Wenn Papa dagewesen wäre, hätte ich es bestimmt auf den ersten Platz geschafft.«

Seit diesem Tag schwelt diese Wut in mir. Ich klemme mir ein Kissen vor den Bauch, als könnte ich damit das Feuer in mir ersticken. Doch die Erinnerungen geben zusätzlichen Zunder. Sie schmerzen bis heute. Deshalb bemühe ich mich stets, sie zu verdrängen, gar nicht erst zuzulassen.

Die ersten Wochen glaubte ich den Worten meiner Mutter. Als Zehnjähriger konnte ich mir schwer vorstellen, wie lange *bald wieder* dauert. Ein paar Tage, mehrere Wochen? Es vergingen Monate, Jahre. In diesem Fall dauert *bald wieder* bis heute. Mein Vater ist nie zurückgekehrt. Sie hat ihn vergrault. Das wurde mir mehr und mehr bewusst. Dunkel erinnere ich mich an sich wiederholende Streite zwischen meinen Eltern. Sie machten mir Angst. Ein einziges Mal habe ich meine Mutter gefragt, warum sie und Papa sich streiten.

»Ach, Morton, Schatz. Wir streiten uns doch nicht. Wir diskutieren nur. Das machen Erwachsene so«, meinte sie und strich mir über den Kopf. »Es ist alles in Ordnung.«

Von wegen, nichts war in Ordnung! Ein schlimmer Streit hat sich in meine Erinnerungen fest eingebrannt. Meine Eltern

mutmaßten mich im Bett und bemerkten nicht, dass ich hinter der angelehnten Wohnzimmertür stand und lauschte.

Auch wenn ich als Kind inhaltlich nicht alles verstanden habe, worum es ihnen ging, so kapierte ich, dass Papa zu Hause unzufrieden war und etwas erleben wollte und Mama der Meinung war, dass das wegen mir nicht ginge. Sie schob mich vor für etwas, das sie nicht wollte.

Keine Woche später verschwand mein Vater und kehrte nicht *bald wieder* zurück. Nicht zu Weihnachten, nicht zu meinem elften Geburtstag. Das war der Tag, an dem mir klar wurde, dass meine Mutter mich belogen hatte. Seit diesem Tag sage ich Steffi zu ihr, abgeleitet von ihrem Vornamen Stefanie.

Sie mag es nicht, aber das ist ihr Problem. Anfangs hat sie versucht, mich dazu zu bewegen, sie wieder Mama oder Mutti zu nennen. Mit Engelszungen hat sie auf mich eingeredet, mir erklärt, dass sie es schöner fände. Irgendwann hat sie schließlich aufgegeben.

Wenn Ole nicht wäre, hätte ich keinen großen Bedarf, Steffi zu sehen oder mit ihr zu reden.

Mein kleiner Bruder ist das Ergebnis einer Affäre meiner Mutter mit einem verheirateten Mann. Als Steffi feststellte, dass sie schwanger war, hatte er gerade die Affäre beendet. Sie entschied, ihm nichts zu sagen. Einmal mehr traf sie Entscheidungen, ohne über die Konsequenzen nachzudenken: Somit gibt es keine Unterhaltszahlungen und vor allem keinen Vater für Ole. Wie es ist, ohne Vater aufzuwachsen, weiß ich nur zu gut. Da will ich Ole zumindest ein guter, zuverlässiger großer Bruder sein, dem er vertrauen kann.

# Kapitel 9

## *Stella*

Kurz nach zwanzig Uhr schlieÙe ich die Haustür auf.

»Ich bin wieder zu Hause«, rufe ich, schlüpfte aus meinen Schuhen und hänge meinen gehäkelten Beutel an einen Garderobenhaken. Im Wohnzimmer läuft unüberhörbar der Fernseher. Aus der Küche hole ich mir ein Glas Wasser. Im Flur kommt mir Rosalina entgegen. Ihre langen dunklen Haare, die von silbernen Strähnen durchzogen sind, hat sie zum Pferdeschwanz gebunden. Ein herzliches Lächeln breitet sich über ihr Gesicht aus. Ihre braunen Augen leuchten auf. Die Lachfältchen rundherum vertiefen sich.

»Hallo, Stella.« Sie umarmt mich. »Wie war dein Tag?«

»Ganz okay«. Meine Erlebnisse mit meinem Lieblingskollegen – Ironie off – behalte ich für mich. Rosalina tut schon so viel für Oma, für uns. Da muss ich sie nicht auch mit meinem Kram belasten. »Wie ging es heute mit Oma?«

»Gut, es war ein Tag wie immer, ohne besondere Vorkommnisse«, berichtet sie. »Ich mache mich dann jetzt auf den Weg nach Hause. Morgen früh bin ich so zwischen acht und neun Uhr wieder da.«

»Tschüss, Rosa, bis morgen.« Ich begleite sie zur Tür, schließe hinter ihr ab und gehe ins Wohnzimmer.

Oma sitzt kerzengerade in ihrem dunkelblauen Sessel. In den Nachrichten zeigen sie Bilder von zerstörten Häusern, offenbar hat ein Erdbeben die Region im Nahen Osten erschüttert.

»Hallo, Oma.« Ich setze mich auf die Sessellehne. Oma schaut mich kurz an, richtet ihren Blick sofort wieder auf den Fernseher.

»Schlimm, was da passiert ist. Ganz schlimm«, sagt sie. »Wie gut, dass unser Haus nicht betroffen ist.« Ihre Stimme klingt aufgeregt.

»Ja, die armen Menschen.« Ich streiche ihr über den Rücken, um sie zu beruhigen.

»Wir müssen los und ihnen helfen.« Oma stützt sich mit den Händen auf den Armlehnen ab und erhebt sich.

»Das ist sehr weit weg von uns. Da sind schon ganz viele Menschen vor Ort, die helfen. Es dauert viel zu lange, bis wir da sind.« Ich greife sie am Arm. »Komm, lass uns schauen, ob es etwas anderes im Programm gibt.« Oma setzt sich wieder in ihren Sessel. Ich greife nach der Fernbedienung und zappe bis zur Vorschau einer Quizsendung, die in Kürze beginnen wird.

Die ersten drei Monate nach Mamas Tod waren hart. Oma baute ab, wurde zunehmend tüdeliger. Zunächst vergaß sie nur Kleinigkeiten wie den Schinken zum Spargel, dann den Geburtstag ihrer besten Freundin Alma. Stetig stieg die Anzahl von gelben Klebezetteln mit irgendwelchen unleserlichen handschriftlichen Notizen, verteilt im ganzen Haus. Ich schob es aufs Alter, die Trauer, den Stress, versuchte, Oma so viel wie möglich zur Hand zu gehen und unser Leben auf die Reihe zu bekommen.

Im Laufe der Zeit wurde es mit Oma schlimmer. Eine Backform mit ungebackenem Kuchen fand ich im Tiefkühlfach

wieder, ihre Zahnbürste lag in der Küchenschublade bei den Messern und die Dreckwäsche im Trockner.

Als ich eines Tages mitten in der Vorlesung einen Anruf erhielt, ich möge Oma bitte bei der Polizeistation abholen, wurde es Zeit für ein ernstes Gespräch. Oma hatte auf dem Rückweg vom Einkaufen die Orientierung verloren, sprach eine Streifenpolizistin an, drückte ihr das Handy in die Hand und bat sie, ihr ein Taxi zu rufen. Allerdings erinnerte Oma sich nicht an unsere Wohnadresse. Wie gut, dass ich meine Telefonnummer als Notfallkontakt in ihrem Handy hinterlegt habe.

Es folgten mehrere Arztbesuche, Untersuchungen, Abklärungen und die erschütternde Diagnose: Demenz.

Plötzlich stand ich allein da und übernahm die Verantwortung für Oma, ihren Wellensittich Döskopp, unser Haus mit Garten in Hamburg-Rahlstedt und für mich.

Die Antwort des Himmels auf unsere Situation war Rosalina gewesen. Die resolute und humorvolle Portugiesin hatte die letzten drei Jahre Omas Freundin Alma betreut, bis diese ins Altersheim zog. Sie sagte sofort zu, als ich sie fragte, ob sie Oma tagsüber betreuen und uns im Haushalt und Garten zur Hand gehen würde. Mit ihrem Lohn wurde es finanziell enger. Das Geld aus Omas kleiner Rente und meiner Waisenrente reicht gerade so, dass ich die Nebenkosten fürs Haus decken kann und wir genug zum Leben haben.

Deshalb ist mir der Job im Café so wichtig. Unser Zuhause ist abbezahlt, aber alt. In den nächsten Jahren fallen einige Reparaturen und Modernisierungen an: Heizung, Dach und Fenster zum Beispiel. Dafür lege ich jeden Monat Geld auf ein Sparbuch. Ohne zusätzlichen Verdienst wäre das kaum möglich. Ja, ich lebe sparsam, aber ich weiß, wofür. Solange Oma und ich uns haben, ist es mir das allemal wert.

# Kapitel 10

## *Morton*

Seit Stella für mich eingesprungen ist, fällt es mir schwerer, sie zu ärgern. Ich verstehe mich selbst nicht, denn ich hatte sie ja nicht gebeten, mir zu helfen. Es war von ihr ausgegangen. Doch irgendwie hat sich etwas in meiner Sichtweise verschoben. Vermutlich ist es dieses Gefühl, mit ihr erst wieder quitt werden zu müssen, etwas wiedergutmachen zu müssen.

Vor allem finde ich mich selbst total gestört, weil sie zur Figur meiner feuchten Träume mutiert. Mal ehrlich, ich würde niemals mit ihr etwas anfangen. Dazu sind wir viel zu verschieden.

Meine Empfindungsstörung am Arm scheint anzuhalten. Immer wenn ich Stella sehe, spüre ich die Wärme von der Berührung ihrer Hand, das Kribbeln, das sich bis in die Schulter ausdehnt. So auch jetzt, als ich nach meinem Morgen-Workout unter der Dusche stehe und über das Karottenlöckchen nachdenke. Ich reibe über die Stelle. Doch es wird stärker, denn meine verfluchten Gedanken verselbstständigen sich schon wieder. Stellen sich vor, es wäre ihre Hand, die über meinen Arm streicht, über die Schulter, weiter zum Schlüsselbein. Dort verharrt sie einen Moment. Ich schließe die Augen, sehe

sie nackt vor mir stehen. Ihre langen Haare sind nass, reichen bis zu ihren vollen Brüsten. Steif recken sich mir ihre dunklen Nippel entgegen. Jetzt berührt sie mich mit beiden Händen, fährt über meinen Brustkorb, meine Bauchmuskeln, meinem zuckenden Schwanz entgegen. Fuck. Während das warme Wasser auf mich prasselt, lege ich Hand an, reibe mich, hart, härter, spüre, wie sich alles in mir zusammenzieht, will es hinausögern. Vergeblich. Ich komme mit einem lauten Stöhnen.

Kurz vor zehn Uhr treffe ich mit meinem E-Bike beim Café ein. Ich bin überrascht, dass Karottenlöckchens rosa Klapperrad nicht wie sonst im Fahrradständer steht. Gewöhnlich ist Stella vor mir da. Außer letzte Woche, als ich sie überholt hatte. Ich schließe mein Bike an, nehme den Akku mit, setze meinen Helm ab. Die Haare verwuschele ich, mache ein Selfie und lade eine Insta-Story hoch: *Morgendliche Bike-Tour zur Arbeit @LottisTonis\_Eisliebe. Stay safe* dazu ein Fahrradhelm-GIF.

Keine zehn Sekunden später erscheint die Notification über den ersten Like und eine Nachricht *Du bist so hot* mit einem Kuss-Emoji von Sandy\_girl2002.

Toni baut die Liegestühle vor seinem *Gelati-Express* auf.

»Hi, Toni«, rufe ich ihm zu.

Er sieht auf, streicht sich eine Strähne seiner braunen Haare aus der Stirn und winkt. »Ciao, Morton.«

Toni ist cool. Ich mag ihn. Ein Typ, der einem durch seine aufgeschlossene, fröhliche Art sofort sympathisch ist.

Ich betrete das Café. »Guten Morgen, zusammen!«

»Guten Morgen«, höre ich Charlottes Stimme aus der Küche. »Könntest du als erstes draußen die Tische abwischen?«

»Geht klar. Ich deponiere nur meine Sachen oben.« Mit einem Fuß auf der untersten Stufe der schmalen Treppe, die ins

Dachgeschoss führt, halte ich inne. »Ist Karottenlöckchen noch nicht da?«

»Stella? Nein«, antwortet Charlotte. »Sicher kommt sie gleich. Sie hat keine Nachricht geschrieben, dass sie krank oder sonst wie verhindert ist.«

»Kann sie überhaupt mit dem alten Handy Nachrichten schreiben?«, flutscht es aus mir heraus. Ha, es geht also doch noch. Es handelte sich nur um eine kurzzeitige Verwirrung meinerseits, dass mir die Sprüche nicht so locker über die Lippen kamen. »Sie arbeitet mit Klebezetteln, oder?«, lege ich nach und spiele damit auf ihren Zettel beim Vorstellungsgespräch an.

»Morton.« Charlottes Tonfall klingt streng mit einer leidigen Unternote. Sie steht in der offenen Küchentür, stemmt die Hände in die Hüften. Ihre blonden Haare sind zu einem Zopf zusammengefasst. Sie trägt eine der lindgrünen Schürzen mit dem orangefarbenen Schriftzug *Lottis & Tonis Eisliebe*.

»Was denn?« Ich schaue meine Chefin an, als könnte ich kein Wässerchen trüben, zucke mit den Achseln.

»Ich dachte, ihr hättet euch inzwischen miteinander arrangiert.« Dann verzieht sich ihr Mund zu einem wissenden Lächeln. »Wie sagt man so schön: Was sich neckt, das liebt sich?«

»Pfff«, pruste ich und murmle leiser: »So ein Schwachsinn.« Mit lauten Schritten steige ich die Treppe nach oben. Ich schiebe meinen Fahrradhelm, den Akku und meinen Rucksack mit meinen Sportsachen fürs Krafttraining heute Abend in eine Ecke unterhalb der Dachschräge.

Lieben. Ich? Niemals. Ich bin kein Typ für feste Beziehungen. Immer schön unverbindlich bleiben. Keine Erwartungen. Keine Einschränkungen. Keine Enttäuschungen. Sich ordentlich die Hörner abstoßen. Das passt zu mir. Wobei ich die letzten vier Wochen nur in meine Hand gestoßen habe. Was ist das

für ein jämmerlicher Zustand? Irgendwie hatte sich keine Gelegenheit ergeben. Klar, ein paar Fangirls hatten den Weg zum Café gefunden. Um Fotos gebeten. Mich angeschmachtet. Die Girlies sind tabu. Mal ehrlich, da muss man Hölle aufpassen, ob die nicht minderjährig sind. »Never fuck a fangirl« lautet meine Devise.

In der Küche schnappe ich mir den weißen Eimer, lasse heißes Wasser reinlaufen, gebe Reinigungsmittel hinzu und werfe einen Lappen hinein.

Gerade gehe ich durch die Eingangstür hinaus, da stürmt Stella heran und prallt mit mir zusammen. Das Wasser aus dem Eimer schwappt über. Sie kreischt auf. Ich bekomme nur wenig ab, die größere Welle ergießt sich über sie. Ihr T-Shirt ist klitschnass.

»Verdammt, Karottenlößchen, schon am Morgen so stürmisch? Brauchst du eine Abkühlung?«, ziehe ich sie auf.

Ihre Gesichtsfarbe wechselt vom hellen Erdbeer- zu reifem Himbeerrot. Ihre Stirn ist zusammengezogen, ihre Brust hebt und senkt sich schnell. Sie wirkt gehetzt. Ihre Augen sind weit aufgerissen. Erst starrt sie mich an, dann schaut sie an sich herunter. Eng schmiegt sich ihr weißes T-Shirt an ihren schlanken Oberkörper. Ein weißer BH zeichnet sich sichtbar ab. Ihre Brüste sehen kleiner aus als in meiner Vorstellung am Morgen unter der Dusche.

»Verdammt Mist! Auch das noch.« Sie zupft ihr T-Shirt vom Körper und fährt mich an: »Hast du keine Augen im Kopf?«

»Doch, aber du nicht. Machst du jetzt einen auf Miss-wet-Shirt?«

»Das hättest du wohl gern.« Sie funkelt mich voller Verachtung an. »Scheiße, ich bin sowieso schon zu spät. Erst Oma, dann der platte Reifen und jetzt ...«

Die Verzweiflung in ihrer Stimme macht, dass sich etwas in mir zusammenzieht. Sie tut mir leid.

»So kann ich doch nicht rumlaufen.« Ihre Augen schimmern feucht. Sie schluckt, reibt sich mit den Händen über das Gesicht. Dann atmet sie hörbar tief aus, zieht die Schultern nach hinten und drängt sich an mir vorbei.

Mir fällt etwas ein. »Hey«, rufe ich, um sie aufzuhalten.

»Was?«, erwidert sie im genervten Tonfall, bleibt stehen und dreht sich zu mir um. »Wenn du einen deiner blöden Sprüche bringen willst, tu, was du nicht lassen kannst. Mir reicht der Tag für heute. Ich bin einfach nur müde.« Sie lässt die Schultern hängen und sieht mich an, als wappne sie sich für eine weitere kalte Dusche.

»Du kannst mein T-Shirt tragen, bis deines getrocknet ist.« Ich deute auf mein hellblaues Oberteil. »Hab ich heute Morgen frisch angezogen.«

Stellas Augenbrauen heben sich. »Und du läufst oben ohne?«

»Das hättest du wohl gern.« Ich zwinkere ihr zu. »Ich habe meine Sportsachen dabei, unter anderem ein T-Shirt, allerdings ohne Ärmel. Deshalb würde ich der Welt den Blick auf meine sexy Oberarme gönnen, es sei denn, du möchtest es lieber ...«

»Nein, nein«, wirft sie hastig ein. »Lieber mit Ärmeln.« Sie streicht eine Haarsträhne, die sich aus ihrem Haarknoten gelöst hat, hinters Ohr. »Das wäre sehr nett.«

»Hey, ihr zwei.« Charlotte taucht im Eingang auf. »Gibt es ein Problem?« Ihr Blick schweift über Stellas nassen Oberkörper.

»Nur ein kleines Missgeschick«, erklärt Stella. »Ich ziehe mich eben um und hänge mein Shirt in die Sonne, dann trocknet es hoffentlich innerhalb der nächsten Stunde.«

»Ich leihe ihr meines.« Ich zupfe am Stoff meines Shirts. »Ich habe noch ein zweites dabei.«

»Aha.« Ein Lächeln umspielt Charlottes Lippen. »Dann seht zu, dass ihr in die Puschen kommt. Wir sind heute spät dran. Die Sitzkissen müssen hier draußen noch verteilt werden. Hast du die Tische schon gewischt, Morton?«

»Wie denn, wenn Stella sich erst duschen wollte?«

Karottenlöckchen räuspert sich und sieht mich böse an.

»Ich mache es gleich. Lass mich nur kurz das T-Shirt tauschen«, beeile ich mich zu sagen.

»Dann los.« Charlotte macht eine scheuchende Handbewegung. Stella und ich verschwinden über die Treppe nach oben.

Im schummrigen Licht unter dem Dach hole ich meinen Rucksack hervor und krame das Muskelshirt heraus. Ich werfe es auf den Schreibtisch in der Mitte des Raumes, wo der Dachfirst so hoch ist, dass ich aufrecht stehen kann, ohne mir den Kopf zu stoßen. Der Platz hier oben ist begrenzt. Ungeniert entledige ich mich meines Shirts und reiche es Stella.

»Hier, sogar vorgewärmt und ...« Meine Worte bleiben im Hals stecken, als ich Stellas Blick auf mir spüre. Mit großen, verdunkelten, flaschengrünen Augen mustert sie mich. Sie checkt mich ab. Und ihr gefällt, was sie sieht, stelle ich zufrieden fest. Ihre Wangen erröten, ihre Lippen öffnen sich leicht.

Mein Mund verzieht sich zu einem breiten Grinsen. »Willst du mal anfassen oder nur gucken?« Ich spanne die Bauchmuskeln an, sodass sich mein Sixpack von seiner besten Seite zeigt.

Stella läuft knallrot an. »Kein Bedarf.« Sie wendet sich weg. Mit dem Rücken zu mir schält sie sich aus ihrem T-Shirt.

Wirbel für Wirbel scanne ich ihre Rückseite. Sie sieht schmal, fast zerbrechlich aus. Auf ihrer hellen, ebenmäßigen Haut entdecke ich kein einziges Muttermal. Ihre Taille ist schlank. Meine Finger zucken, wollen sie berühren. Ihre nackte Haut an meiner

spüren. Die weißen BH-Träger über ihre Schultern schieben. Allein der Gedanke, dass sie ihn vielleicht auszieht, jagt meinen Puls in die Höhe. Verflixt, was ist nur los mit mir? Stella schlüpft in mein dunkelblaues T-Shirt, dreht sich zu mir um.

»Etwas groß vielleicht.« Sie streckt die Arme von sich und schaut an sich herab. Die Ärmel reichen ihr bis zu den Ellbogen. Sie versinkt geradezu in dem überdimensionierten Teil.

»Ein bisschen.« Meine Stimme klingt heiser. Sie in meiner Klamotte zu sehen, bewegt etwas in mir. Ich finde es sexy, doch da ist mehr, etwas, was ich weder einordnen noch in Worte fassen kann. Schnell ziehe ich mir mein Sportshirt an.

»Was ist jetzt schon wieder mit deinem Fahrrad?«, erkundige ich mich, um dieser privaten, fast intimen Situation zu entkommen.

»Hat einen Platten, hinten. Aufpumpen hat leider nichts gebracht. Ich schätze, es ist ein Loch im Schlauch.« Sie geht die Treppe hinunter. Ich folge ihr.

»In der Mittagspause werde ich es mal auseinandernehmen und hoffentlich flicken können.«

»Und deine Oma?« Die hatte sie im gleichen Atemzug erwähnt.

»Ein Missgeschick«, murmelt sie. Hastig verschwindet sie hinter die Theke, greift sich eine Ladung Servietten und eilt zu den Tischen. Fast wirkt es so, als würde sie vor mir fliehen.

# Kapitel 11

## *Stella*

Mein Drahtesel steht auf dem Sattel vor mir. Der Schlauch ist geflickt, der Reifen wieder montiert, die Bremse eingehängt. Mit einem tiefen Seufzen wuchte ich mein Fahrrad herum, so dass es wieder auf seinen beiden Reifen steht. Puh, geschafft. Ein Blick auf die Uhr verrät mir, dass ich in zehn Minuten Morton ablösen muss, damit er in die Pause gehen kann. Ich schiebe das Fahrrad zurück in den Ständer, sichere es mit einem Schloss und verstaue das Werkzeug in dem schwarzen Täschchen unterhalb des Sattels. Als mir meine dreckigen Hände ins Auge fallen, sehe ich an mir herab. Gott sei Dank ist Mortons T-Shirt sauber geblieben. Irgendwie hatte ich es im Laufe des Vormittags verpasst, mich wieder umzuziehen. Obwohl mein Shirt längst trocken ist. Charlotte hatte es mir oben ins Office gelegt.

Ich schrubbe mir auf dem WC die Hände, rubble einen schwarzen Streifen auf der linken Wange weg und fasse meine Haare frisch zu einem Knoten zusammen.

Auf halber Treppe nach oben ruft Morton mir zu: »Kann ich gleich los?«

»Gib mir noch fünf Minuten«, antworte ich. Mein selbstgehäkelter Beutel liegt auf der Matratze. Ich ziehe aus der Innentasche das Handy hervor. Es ist alt. Mit Glück hält der Akku maximal einen Tag. Doch es reicht, um Nachrichten mit Rosalina auszutauschen und für den Notfall erreichbar zu sein. Das ist das Wichtigste, erst recht nach heute Morgen.

Gerade war ich aus dem Bad heraus auf dem Weg in mein Zimmer, um mich anzuziehen, da hörte ich Oma schluchzen. Mit der Befürchtung, dass sie gefallen war oder ihr etwas weh tut, bin ich in ihr Schlafzimmer gestürmt. Sie saß auf der Bettkante und weinte bitterlich. Ich habe ihr zugeredet und gefragt, was geschehen ist, doch den Grund für ihre Tränen habe ich nicht herausgefunden. Ich konnte sie nur im Arm halten, bis sie sich beruhigte. Vermutlich hatte Omas Tränenausbruch mit ihrer Demenz zu tun. Rosalina kam und half Oma beim Umziehen. Nur ich war wieder zu spät dran. Um die Viertelstunde Verzug aufzuholen, trat ich fest in die Pedale, missachtete zwei rote Ampeln, übersah eine zersplitterte Glasflasche auf dem Radweg – und musste die Konsequenzen tragen.

Das Handy zeigt keine neuen Nachrichten. Ein gutes Zeichen. Erleichtert stopfe ich das Gerät zurück in den bunten Beutel, ziehe mir Mortons T-Shirt über den Kopf und greife nach meinem.

»Brauchst du noch«, Mortons Blick gleitet über meinen halbnackten Oberkörper, »lange?«

»Verdammt, glotz woanders hin.« Hastig ziehe ich mir mein Shirt über. »Hast du noch nie eine Frau im BH gesehen?« Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, aber es ist besser, Morton zu provozieren, als mich zu genießen. Zumal ich dafür keinen Grund sehe. Ich bin ja bekleidet. Am Hals kitzelt mich etwas. Mist, in der Eile habe ich das T-Shirt falsch herum

angezogen, also raus, einmal drehen – Schild nach hinten – und wieder rein. Morton starrt immer noch.

»Du kannst los.«

Abrupt wendet er sich ab und poltert die steile Treppe hinunter.

Tief stoße ich die Luft aus. Ich habe gar nicht gemerkt, dass ich sie angehalten hatte.

# Kapitel 12

## *Morton*

Eine Stunde später kehre ich mit einem nigelnagelneuen iPhone in einer Papiertragetasche zurück. So oder so hatte ich für mich damit geliebäugelt. Ole kann dann mein altes bekommen. Mit dem Teil kennt er sich sowieso schon aus. Klar konnte Steffi nicht dichthalten. Sie hat es Ole brühwarm erzählt, dass er ein Handy bekommt. Mich wurmt es. Das hat sie doch nur gemacht, damit sie möglichst gut dasteht. Dabei ist sie immer dagegen gewesen. Und ich bin es, der ihm das Teil schenkt.

Von Weitem sehe ich ein Grüppchen am Fuß der Treppe zur Außenterrasse zusammenstehen: Neben Toni und Charlotte erkenne ich Cara, eine von Tonis vier älteren Schwestern, ihre Freundin Laura und Violetta Mangold.

Bis auf ihre grünen Augen sehen sich Toni und Cara wenig ähnlich. Seine Schwester ist etwas kleiner als er, vielleicht einen Meter siebzig groß, Toni hingegen misst sicher einen Meter fünfundachtzig. Tonis Haarfarbe ist dunkelbraun wie ein Espresso. Caras kinnlange Haare erinnern an ein Haselnussbraun. Sie lacht und stößt ihre Freundin Laura an ihrer Seite mit dem Ellbogen an. Beide hatte ich bereits zur Eröffnung des

Cafés kennengelernt. Laura ist beruflich Architektin und hat für Charlotte das Café umgesetzt.

Neben ihnen wirkt die weißhaarige alte Frau, die einen ausladenden Strohhut auf dem Kopf trägt und sich auf ihren Gehstock stützt, kurios. Violetta Mangold war einst eine gefragte Theaterschauspielerin und gehört zu Tonis Stammkundinnen. Inzwischen ist sie so etwas wie eine Freundin des Hauses. Ihre Outfits sind farbenfroh. Heute zeigt sie sich in knallig pinker Hose, einem dunkelgrünen Wasserfallshirt und violetten Sneakers.

Ein Rauhaardackel kommt auf mich zugeschossen. Klar, wo Violetta ist, kann Herr Schröder nicht weit sein.

»Na, Herr Schröder. Was läuft?« Ich gehe in die Hocke, streichle den Kleinen.

»Hey, Morton!« Toni winkt mir zu. »Komm mal rüber zu uns.«

Herr Schröder folgt mir, als ich mich zu ihnen geselle.

»Hallo, zusammen!« Ich schaue in lauter fröhliche Gesichter. »Gibt es etwas zu feiern? Ihr strahlt so.«

»Du hast es erfasst. Violetta war heute zur Kontrolle bei ihrer Ärztin und hat erfreuliche Nachrichten bekommen. Alle Werte sehen sehr gut aus.«

»Das freut mich sehr, Frau Mangold.« Violetta hatte einen Herzinfarkt, musste einige Wochen im Krankenhaus verbringen.

»Heute Abend wollen wir uns bei einem Glas Wein, Wasser, Mocktails und italienischen Spezialitäten aus der *Gelazzeria* zusammensetzen«, erklärt Toni. »Du und Stella, ihr seid herzlich dazu eingeladen. Schließlich gehört ihr mit zur Familie.«

Oh wow, das ist echt nett. »Klar, gern. Ich habe bis auf Sport nichts weiter vor. Den kann ich auf einen anderen Tag verschieben.« Das Handy für Ole muss ich sowieso erst einrichten, sobald

ich mein Profil vom alten aufs neue Gerät übertragen habe. Die zwei, drei Tage soll er sich gedulden oder Steffi mit Nachfragen auf die Nerven gehen. »Muss noch etwas vorbereitet werden?«

»Das machen wir nachher gemeinsam, wenn Eiswagen und Café dicht sind. Das Essen bringt Luca mit dem Lieferwagen rüber«, antwortet Toni.

»So, ihr Lieben«, Charlotte klatscht in die Hände, »die Arbeit ruft.« Sie wirft einen Blick in Richtung der sechs Leute, die am Take-away-Tresen anstehen. »Morton, gehst du Stella zur Hand? Sag ihr doch bitte schon mal Bescheid wegen heute Abend. Ich muss ein paar dringende Telefonate erledigen.«

»Okay, ich bringe nur schnell meinen Kram nach oben. Bis später.«

Über dem Schreibtischstuhl liegt mein T-Shirt. Mir schießt die Erinnerung an die Situation von vorhin in den Kopf.

»Hast du noch nie eine Frau im BH gesehen?«

Und ob. Schon viele. Mit und ohne BH. Stella von vorne halbnackt zu sehen, hatte mich unvorbereitet getroffen. Ihr flacher Bauch, ihre zarte Haut – ihr bloßer Anblick weckte in mir das Bedürfnis, sie zu berühren, in meine Arme zu ziehen, sie zu halten, sie zu beschützen. Beschützen, wovor denn? Ich wundere mich über mich selbst und schüttle den Kopf. Stella kann sich sehr gut allein schützen. Sie ist schlagfertig, auf meine Foppereien kommen blitzschnell die passenden Konter über ihre Lippen. Als hätte sie einen dicken Schutzpanzer um sich, an dem jegliche Sprüche abprallen.

Beim besten Willen habe ich meine Augen nicht abwenden können. Warum auch? Sie hatte mich schließlich auch ausgiebig abgecheckt. Ich verdränge die Gedanken an sie, schlüpfte aus meinem ärmellosen Shirt, nehme das andere Shirt, schnuppere

daran, ein Hauch von Rosenduft drängt in meine Nase. Rosen – die passen zu Stella. Sie locken mit ihren Blüten, aber wehe man kommt ihren Dornen zu nah.

# Kapitel 13

## *Stella*

Puh, endlich fünf Minuten durchatmen. Der Andrang am Take-away ist abgearbeitet. Die wenigen Tischgäste, die noch da sind, sind alle versorgt. Ich sprühe das Reinigungsmittel auf die Arbeitsfläche des Tresens, lasse es kurz einwirken und wische ihn ab.

Für gewöhnlich lasse ich mich nicht so schnell stressen und bin gut organisiert. Vermutlich, weil ich durch Mamas Krankheit schon früh gelernt habe, Verantwortung zu übernehmen. Schule, Krankenhaus, Arzttermine, Haus, Garten – ohne Zeitmanagement wäre es kaum möglich gewesen, alles unter einen Hut zu bekommen.

Es hatte mir einen Stich versetzt, sie alle zusammenstehen zu sehen. Toni, Charlotte mit Cara, Laura, Violetta und sogar Morton. Alle, nur ich nicht. Ich musste drinnen den Laden schmeißen. Allein. Und ausgeschlossen. Dieses Gefühl schnürt mir noch immer das Herz zu, wenn ich daran denke. Eigentlich hatte ich gedacht, ich würde dazugehören. Gleichzeitig nervt es mich, dass es mich getroffen hat.

»Hey, Karottenlöckchen«, ruft Morton mir zu. »Wenn du

weiterhin über die gleiche Stelle scheuerst, wirst du bald dein Spiegelbild sehen.«

Ups, ich war wohl in Gedanken versunken. »Da hat sich das Putzen gelohnt«, kontere ich schnell.

»Das ist Geschmackssache.« Morton zieht die Augenbrauen hoch, gesellt sich zu mir und fragt beiläufig: »Bist du heute Abend dabei?«

»Heute Abend? Wobei?« Ist das wieder einer seiner Versuche, mich herauszufordern? Er hat nicht ernsthaft Interesse, den Feierabend in meiner Gesellschaft zu verbringen. Oder? So ein Quatsch. Morton und ich, wir sind grundverschieden. Das passt so wenig wie ...

»Heute Abend steigt hier eine private Party mit Charlotte, Toni, Cara, Laura, Luca, Violetta Mangold und Herrn Schröder. Du und ich, wir sind auch eingeladen. Wir gehören sozusagen zur Familie. So ein Sommerabend bei einem Glas Wein und italienischen Spezialitäten zu verbringen, klingt doch verlockend.« Morton nimmt mir den Lappen aus der Hand. »Was meinst du?« Er wischt mir mit dem feuchten Ding über die Wange.

»Igitt!« Ich wehre ihn ab, halte meinen Arm schützend vors Gesicht und bringe Abstand zwischen uns.

In der Tat hört sich das nett an. Wie gern würde ich spontan einfach ja sagen. Wie andere Zweiundzwanzigjährige einen geselligen Abend verbringen. Doch ich kann Oma unmöglich allein lassen. Vielleicht könnte Rosalina länger bleiben? Sie hat es mir mehr als einmal angeboten, für den Fall, dass ich mal etwas unternehmen wolle. »Gibt es einen speziellen Anlass für die private Party?«

»Violetta ist wieder gesund.« Morton wendet sich ab, spült den Lappen aus, schnappt sich das Reinigungsmittel und putzt den Take-away-Tresen. »Bist du dabei?« Großspurig ergänzt

er: »Jede andere Frau würde sonst was geben, einen Abend in meiner Gesellschaft zu verbringen.«

»Tja, gut, dass ich noch nie so sein wollte wie jede andere«, murme ich und seufze. Eine tiefe Sehnsucht macht sich in mir breit. Der Wunsch, dazuzugehören. Für einen Abend alle Pflichten vergessen. Ich beiße mir auf meine Lippen, sehe auf und begegne Mortons eindringlichem Blick.

»Du gehörst schließlich dazu«, erwidert er leise und ernst.

Ein Flattern regt sich in meinem Magen. »Ich kann nicht«, antworte ich ausweichend.

»Hast du ein Date?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, etwas anderes.«

»Kannst du es nicht absagen oder verschieben?« Morton bleibt überraschend hartnäckig. Als würde ihm tatsächlich etwas an meiner Anwesenheit liegen.

»Du willst doch nur jemanden zum Ärgern haben.«

Er lächelt breit und hebt beide Hände. »Du hast mich erwischt. Ohne dich wird es nur halb so lustig.«

»Lustig?«, schnaube ich und muss gleichzeitig lachen.

Morton stimmt mit ein. »Also bist du dabei?« Er hält mir seine Hand zum High-Five hin.

Hin- und hergerissen zwischen Pflichtbewusstsein und dem Wunsch nach Normalität, zupfe ich an meinen Fingerspitzen. »Ich muss erst klären, ob ich es einrichten kann.«

»Hi, Morton«, erklingt eine unangenehm hohe, leicht schnar-rige Stimme vor der Eistheke.

»Hi, was kann ich für dich tun?« Sofort widmet er sich der jungen Frau, zu der die Stimme gehört. Ihre blonden langen Haare fallen so glatt und sorgfältig vorne über ihre Schultern, dass sie wie auf Pappstreifen festgeklebt aussehen. Die eine Hälfte auf der linken, die andere auf der rechten Seite.

Der Mittelscheitel wirkt wie geleck, schnurgerade. In ihrem mit Make-up zugekleisterten Gesicht fallen mir als erstes ihre rotgeschminkten übermäßig aufgeplusterten Lippen auf. Ob da jemand mit der Beauty-Spritze abgerutscht ist? Mal ehrlich, wie kommt man nur auf die Idee, sich seinen Mund zum Schlauchboot aufspritzen zu lassen? Gespannt verfolge ich von meinem Posten hinter dem Tresen im Innenraum die Szene.

»Oh, da würde mir so einiges einfallen ...« Sie klimpert mit ihren falschen Wimpern, legt eine Hand auf ihr tiefausgeschnittenes Dekolleté.

»Mir auch«, sagt er zweideutig, wobei ich nicht deuten kann, ob seine Vorstellungen in die gleiche Richtung gehen wie ihre. Sein Lächeln wirkt auf mich etwas eingefroren.

»Fürs Erste empfehle ich dir unser Probierreis der Woche: Erdbeer-Rhabarber, natürlich vegan, wie alle unsere Eissorten. Dazu einen Caramel macchiato mit Hafermilch.«

»Das klingt verlockend.« Das aufgetakelte Früchtchen befeuchtet ihr Schlauchboot. »Wenn du das Eis mit mir zusammen probierst?«

Ich unterdrücke ein Schnauben und bemühe mich um eine neutrale Miene. Was für eine billige Masche. Na, zumindest dürfte Morton bei ihr keine Probleme wegen Minderjährigkeit bekommen. Sie sieht aus wie mindestens Mitte zwanzig.

»Ich habe das Eis schon oft probiert. Es schmeckt hervorragend.« Morton lässt den Kaffee aus der Maschine, schiebt ihn ihr zusammen mit dem Probierbecher mit dem Eis inklusive des Bewertungszettels über den Tresen.

»Auf dem Zettel kreuzt du an, wie dir das Eis geschmeckt hast. Dafür ist es gratis«, erklärt er. »Das sind dann drei Euro achtzig. Bar oder mit Karte?«

»Mit Karte.« Sie zieht ihr Handy aus ihrem rosa Täschchen,

auf dem goldene Einhörner aufgedruckt sind, und legt es an das Kartenterminal. »Wollen wir zusammen ein Foto machen? Dann können wir es auf Insta posten. Ich bin Sandy. Sandy\_girl2002.« Sie blickt ihn an, als sollte Morton sie kennen. Doch es leuchtet kein Schimmer der Erkenntnis in seinem Gesicht auf.

»Freut mich, Sandy, ich bin ...«

»Morton, das weiß ich doch. Ich folge dir auf Insta und TikTok.« Jetzt legt sie albern den Kopf schräg, macht einen Schmollmund. »Du bist so hot!«

Fest presse ich die Lippen aufeinander, um nicht loszuprusten. Ein Moment des Schreckens huscht über Mortons Gesicht. Doch Sandy\_girl2002 bemerkt es nicht. Sie ist zu sehr damit beschäftigt, an ihrem Handy herumzufummeln. Morton wirft mir einen flehenden Blick zu. Ich interpretiere ihn als »Hilf mir.« Hah, improvisieren gehört zu meinen Stärken.

»Morti-Shorty«, ich gehe zu ihm und säusele: »Schatz, könntest du mir kurz helfen? Ich bekomme die Flasche nicht auf. Du bist so stark, für dich ist das ein Kinderspiel.«

Morton reißt überrascht die Augen auf, sein Mund öffnet sich und schließt sich wortlos wieder.

»Oh, sorry, du hast Kundschaft. Entschuldige bitte«, sage ich zu Sandy\_girl2002, deren flirty Gesichtsausdruck in sich zusammenfällt wie ein Schlauchboot, dem die Luft ausgeht. Sie mustert mich abschätzig.

»Sorry, Sandy, mein Typ wird verlangt.« Morton zuckt mit den Schultern. »Vielleicht machen wir das Foto ein anderes Mal?«

»Klar, gern«, erwidert Sandy. Ihr Lächeln wirkt falsch. Sie feuert einen bösen Blick auf mich. »Wann hast du Feierabend? Wir könnten zusammen etwas trinken gehen, wenn du magst.«

Hoppla, na, die lässt ja nichts anbrennen.

»Danke, das wäre sicher nett. Heute habe ich bereits etwas vor«, entschuldigt sich Morton. Was soll das? Warum macht er ihr Hoffnungen? Will er sich alle Optionen offenhalten, oder was?

»Okay, dann bis zum nächsten Mal.« Sandy\_girl2002 blinkt ihm zu, bedenkt mich mit einem argwöhnischen letzten Blick und stöckelt auf ihren pinken Stilettos hüftschwingend davon. Morton starrt auf ihren Hintern, der nur knapp von einem kurzen Jeansrock bedeckt ist.

Ich stoße Morton mit dem Ellbogen an. »Vielleicht sollten wir uns ein Codewort überlegen, wenn du mal wieder vor Fangirls gerettet werden möchtest. Sowas wie *Die-Streusel-sind-alle* oder so.«

»Danke«, murmelt er weiter in die Ferne starrend. Dann fährt er mich an: »Sag mal, wie hast du mich genannt? Morti-Shorty?«

Ich nicke und pruste los. »Fand ich passend.«

»Das ist echt das Hinterletzte, Karottenlöckchen.« Er zieht an einer Haarsträhne, die sich aus meinem Knoten gelöst hat. »Nenne mich noch einmal so und ich ...«

»Stella, kannst du Tisch fünf abkassieren?« Charlotte stellt ein Tablett mit benutztem Geschirr auf dem Tresen ab. »Und danach können wir so langsam aufräumen und zum gemütlichen Teil übergehen. Du bleibst doch auch, oder Stella?«

»Tisch fünf geht klar. Ob ich bleiben kann, muss ich noch klären.« Ich drucke den Bon an der Kasse aus, schnappe mir das Kartenlesegerät und eile davon.

Mein Herz klopft mir bis zum Hals. Ich halte mein Handy in der Hand, rufe den Kontakt *Rosalina* auf. Ich zögere. Eine Sekunde, zwei, drei, warum macht mich der Gedanke nur so nervös, Rosalina um einen freien Abend zu bitten? Ich blicke

auf, sehe Morton auf Luca zulaufen, der ihm mit gestapelten Boxen auf dem Arm entgegenkommt. Hinter dem Tresen hantiert Charlotte mit Sekt- und Weingläsern. Toni küsst sie flüchtig und öffnet mit einem lauten Plopp eine Sektflasche. Lachen schallt von der Terrasse herein. Cara und Laura sind soeben eingetroffen.

So gern möchte ich dazugehören, ohne Oma gegenüber ein schlechtes Gewissen zu haben. Tief atme ich durch und drücke die Anruftaste. Nach dem zweiten Klingeln geht Rosalina ran.

»Hallo, Stella, Liebes.« Bevor ich meine übliche Frage, wie es geht, stellen kann, erzählt sie: »Es ist alles in Ordnung. Wir haben zusammen Kekse gebacken, Unkraut gezupft und Essen gleich zu Abend.«

»Prima. Ähm, ich ... heute Abend ...«, stottere ich. *Mensch Stella*, ermahne ich mich selbst, *fragen kostet nichts*. »Könntest du eventuell etwas länger bleiben?« Unwillkürlich ziehe ich die Schultern hoch, als könnte ich mich zwischen ihnen verstecken, und kneife die Augen zusammen. Am anderen Ende der Leitung herrscht Stille. Na prima, sicher hat sie schon etwas vor und überlegt, wie sie es mir sagen soll.

»Okay, vergiss es. Ich kann verstehen, wenn es zu kurzfristig ist. Vielleicht ein anderes Mal.«

»Quatschkram!«, erwidert Rosalina resolut. »Ich bin nur überrascht, weil du noch nie gefragt hast. Obwohl ich es dir mehrfach angeboten habe. Mach du dir einen schönen Abend. Ich kann bleiben, bis du nach Hause kommst. Und wenn es mitten in der Nacht wird, richte ich mir das Gästebett her. Edi trifft sich mit seiner Skatgruppe. Da wird es sowieso später.«

»Ich schaue, dass ich bis zweiundzwanzig Uhr zu Hause bin.«

»Vergiss doch einfach die Uhrzeit. Komm nach Hause, weil du willst, nicht weil du musst. Lass es dir einfach gut gehen.«

»Danke, Rosalina. Was wäre ich nur ohne dich?« Ich bin gerührt und so dankbar für ihre Unterstützung.

»Paperlapapp! Ich lege jetzt auf und du machst, was auch immer du tun möchtest. Aber pass auf dich auf, mein Kind.«

»Danke«, wiederhole ich nochmal. »Und bis später.« Dann lege ich auf. Mein Kind ... Wenn man keine Mutter mehr hat, tut es hin und wieder richtig gut, das zu hören und ein bisschen bemuttert zu werden.

Heute Abend habe ich frei, heute Abend bin ich frei. Irgendwie fühlt es sich an, als würde ich vorsichtig einen ersten Schritt in eine neue Richtung wagen, auf einen Weg, den ich mir selbst viel zu lange mit einem Stoppschild versperrt habe. Die Erkenntnis überwältigt mich. Meine Augen werden feucht. Ich berühre die beiden Sterne an meiner Halskette, richte den Blick in den sommerlichen Abendhimmel und schicke eine wortlose Botschaft nach oben: »Hey, Mama. Heute Abend werde ich leben und lachen.«

Fürs Lieben braucht es mehr als ein paar freie Stunden und ich zweifle, ob ich jemals so viel Zeit haben werde. Aber immerhin ist ein Anfang gemacht.

# Kapitel 14

## *Morton*

Alle zusammen, die ganze Eisliebe-Familie, wie Charlotte immer mal wieder betont, sitzen auf der Außenterrasse des Cafés an einem der langen Tische.

In den Windlichtern auf dem Tisch zucken die Flammen der Kerzen, die Solarlichterketten am Terrassengeländer werfen schimmernde Lichtkegel in die Abenddämmerung.

Luca hat aus der *Gelazzeria* so viel Essen mitgebracht, dass es locker für weitere fünf Personen reichen würde: Antipasti, Brot, Aufstriche, Pizza, und das alles in verschiedenen Varianten. Vegetarisches für Charlotte, Veganes für das Karottenlößchen.

Stella sitzt mir gegenüber. Ihre Haare schimmern kastanienrot im Kerzenlicht. Sie ist zurückhaltend, sagt nur wenig.

Toni räuspert sich. »Ihr Lieben, die spontanen Feste sind die besten. Schön, dass wir heute hier zusammensitzen können.« Er hebt sein Weinglas, prostet Violetta zu und sagt feierlich: »Auf die Gesundheit.«

»Auf die Gesundheit!«, stimmen alle zu und stoßen an.

»Auf das Leben«, er lässt seinen Blick durch die Runde schweifen.

»Auf das Leben!«, antworten wir.

»Und ...«, Toni richtet sich an Charlotte, schaut ihr eindringlich in die Augen, »auf die Liebe!« Seine tiefe Stimme klingt weich, als würde er sie mit Worten streicheln. Charlotte wird rosig im Gesicht.

»Auf die Liebe!«, ruft Cara aus. Erneut klirren die Gläser.

Dann fallen wir über das Essen her, unterhalten uns, lachen und trinken. Unterm Tisch wuselt Herr Schröder herum und sorgt wie ein Staubsauger auf vier Beinen dafür, dass der Boden frei von jeglichem Essbaren ist. Im Laufe des Abends lerne ich die anderen besser kennen. Ich erfahre, dass Laura und Cara erst kürzlich zusammengezogen sind und in der HafenCity wohnen.

Violetta erzählt lustige Geschichten über ihre Zeit am Theater. Eine handelt davon, wie bei einer Vorstellung einem Kollegen auf der Bühne gleichzeitig Perücke und Hose heruntergerutscht sind.

»Nach einem Moment der Stille, man hätte eine Stecknadel fallen hören«, Violetta legt eine künstlerische Pause ein, »fing Ernst an zu kichern. Es dauerte nicht lange, bis einvernehmliches Lachen durch den Theatersaal erscholl.« Violetta erzählt so anschaulich, dass ich die Szene vor meinen Augen sehe und mit ins Lachen einstimme.

»Davon müssen Sie unbedingt erzählen, wenn Sie in vier Wochen mit zu den *Alsterkids* kommen.« Toni wischt sich die Lachtränen aus den Augen.

*Trudis Alsterkids* ist ein Kinder- und Jugendtreff in der Nähe. Hin und wieder macht Toni mit den Kids Eis.

»Wie bist du eigentlich zu dem Projekt gekommen, Toni?«, erkundigt Stella sich interessiert.

Toni dreht das Glas zwischen seinen Fingern, betrachtet eingehend die wellige Bewegung der dunkelroten Flüssigkeit.

»Über die Mutter meines ehemals besten Freundes.« Er hebt den Blick, etwas Wehmütiges liegt in seinen Augen. Charlotte greift seine Hand und drückt sie. »Sie engagiert sich schon seit Jahren für das Projekt. Ich selbst war erst vor ein paar Wochen das erste Mal dort.«

Tonis Worte bleiben in der Luft hängen. Ich frage mich, ob er mit seinem ehemals besten Freund nicht mehr befreundet ist oder, was ich vermute, dass er nicht mehr lebt.

Bedauern spiegelt sich in Stellas Augen wider. »Das tut mir leid«, sagt sie offen heraus. Toni versteht offenbar auf Anhieb, was sie meint.

»Danke. Ich habe lange gebraucht, bis ich ...«, er stockt, »mit Simons Tod einigermaßen zurechtgekommen bin. Ich habe erst seit Kurzem wieder Kontakt zu seiner Mutter. Das hat mir geholfen, einige Umstände in einem anderen Licht zu sehen.« Sein Mund verzieht sich zu einem schiefen Lächeln. »Wenn ich eines in den letzten Monaten gelernt habe, dann, dass Reden hilft.« In der nachfolgenden Stille hallen seine Worte nach.

»Auf die Freundschaft«, sagt Violetta und hebt ihr Glas. Erneut stoßen wir an.

Ich zücke mein Handy und schlage vor: »Lasst uns ein Gruppenfoto für Insta machen.« Wir rücken alle dicht zusammen. »Charlotte und Stella, ihr müsst auf die andere Seite kommen, sonst passt ihr nicht mit drauf.«

Beide schieben sich von der Bank. Charlotte setzt sich kurzerhand auf Tonis Schoß. Stella quetscht sich an meine Seite.

»Und jetzt: Lächeln!« Ich drücke ein paar Mal auf den Auslöser und kontrolliere die Bilder. Mit dem Ergebnis bin ich zufrieden und recke den Daumen in die Höhe. »Das passt.«

Herr Schröder bellt. Wie von einer Tarantel gestochen, rennt er in Richtung Alsterufer.

»Hoffentlich jagt er keinen Enten nach.« Violetta dreht sich nach ihm um.

»Keine Sorge, ich schaue nach ihm«, sagt Stella, steht auf und eilt davon. Mein Blick heftet sich an ihren Rücken, den ich schon nackt gesehen habe, bis sie außer Sichtweite ist.

*Friends & Team @LottiTonis\_Eisliebe #Eisliebe #Alsterblick #Teamspirit #Summer2025 #bestesEisinHamburg #Aussenalster* poste ich auf Insta. Nach drei Sekunden folgen die ersten Likes, nach einer Minute die ersten Kommentare: *Toll, Teamgeist ist so wichtig. Wäre gern dabei! Genießt den Abend! Super Truppe, leckeres Eis. Du siehst so cute aus. Wer ist die Rothaarige bei dir?*

Im Postfach finde ich drei Nachrichten. Eine Anfrage stupe ich als unseriös ein: Tausend Dollar, wenn ich irgendein Vitamin-Power-Powder promote. Über die zweite Nachricht werden mir zehntausend Follower angeboten, gegen Geld. Nein danke. Die dritte Nachricht ist von *Sandy\_girl2002: Würde mich freuen, dich bald wiederzusehen. Oder ist die Rothaarige deine Freundin? Fuck! Wie komme ich nur aus der Nummer wieder raus? Diese Sandy ist mir zu aufdringlich und nicht mein Typ. Außerdem sind Fangirls tabu. Was, wenn Stella tatsächlich meine Freundin wäre? Würde Sandy mich dann in Ruhe lassen? Ich könnte ihr so etwas wie *Wer weiß* zurückschreiben oder einfach einen Zwinker-Smile. Das lässt alle Interpretationen offen. Ich sende den Smiley.*

Apropos, wo ist Stella eigentlich? Es sind sicher gut zehn Minuten vergangen. Weder sie noch Herr Schröder sind wieder aufgetaucht.

Ein ungutes, flaes Gefühl in der Magengegend beschleicht mich. Mein Beschützerinstinkt meldet sich. Seit der Geburt meines kleinen Bruders ist er sehr ausgeprägt. »Ich sehe mal nach, wo die beiden bleiben«, murmle ich halblaut, stehe auf und laufe ans Wasser.

Diffuse Lichter lassen die gegenüberliegende Seite der Alster erkennen. Stella sitzt in Ufernähe auf dem Rasen. Herr Schröder liegt neben ihr mit seiner Schnauze auf ihrem Oberschenkel. Sie krault ihn hinter den Ohren.

»Hey, alles klar?«, mache ich mich bemerkbar. Stella dreht ihren Kopf und sieht zu mir auf.

»Ja, alles okay«, versichert sie. Ihre Stimme hat einen melancholischen Unterton.

»Darf ich?« Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, setze ich mich zu ihr ins Gras. »Ein schöner Sommerabend, oder?«

»Ja, herrlich.« Sie schaut mich von der Seite an und sagt direkt heraus: »Warum bist du nicht bei den anderen?«

»Gute Frage, warum sitzt du denn hier allein?« Dass ich mich um sie gesorgt habe, will ich ihr nicht unter die Nase reiben. Zumal ich es selbst kaum verstehe. Sie weckt wohl tatsächlich den großen Bruder in mir, schätze ich.

Sie zuckt mit den Schultern. »Ich brauchte einen Moment für mich.«

»Soll ich gehen?« Aufdrängen will ich mich nun wirklich nicht.

»Nein, schon okay.« Ihre Mundwinkel zucken leicht nach oben. Wenn sie weiter daran arbeitet, könnte daraus ein Lächeln wachsen.

»Wow, du flippst ja förmlich aus vor Begeisterung.« Ich stupse sie mit der Schulter an.

»Yeah, Morty-Shorty ist da!«, kreischt sie gekünstelt, reißt beide Hände in die Luft.

»Hey, der Name ist tabu. Er passt so wenig zu mir, wie ...«, ich muss kurz nachdenken, »Stella-Bella zu dir.« Etwas Besseres fällt mir nicht ein.

Stella grinst mich herausfordernd an, lehnt sich zu mir und flüstert mir ins Ohr: »Morty-Shorty.«

»Karottenlöckchen, ich habe dich gewarnt!« Ich gebe ihr einen Schubs, drücke sie an den Schultern nieder, sodass sie mit dem Rücken am Boden liegt. Immer noch funkelt sie mich belustigt an. Ich beuge mich über sie, pikse sie in die Seiten, in den Bauch und kitzele sie. Stella lacht, wehrt sich. Herr Schröder scharwenzelt freudig um uns herum.

Stella japst nach Luft.

»Hast du genug?« Ich fange ihre Handgelenke ein, drücke sie neben ihren Schultern aufs Gras. Meine Hüfte liegt an ihrem Becken. Überdeutlich nehme ich die Wölbung ihrer Brüste an meinem Oberkörper wahr. Mein Gesicht schwebt so dicht über ihrem, dass ich ihren Atem an meiner Nasenspitze spüre.

Stella nickt. Ihr Gesichtsausdruck verändert sich, das Lachen verstummt, ihre Augen verdunkeln sich. Der Spaß weicht etwas Ernsthafterem. Ihr Atem geht schnell. Ihre Lippen sind leicht geöffnet. Ein Hauch von Röte breitet sich auf ihren Wangen aus. Keine Ahnung wieso, doch mein Herzschlag beschleunigt sich. Spannung baut sich zwischen uns auf. Irgendetwas in mir kommt auf die irrwitzige Frage, wie es sich wohl anfühlen würde, sie zu küssen, ihre Lippen zu schmecken. Verdammt, ich muss das abstellen. Ich zwingen mich, meinen Blick von ihren Lippen zu lösen und treffe auf ihre Augen. Unsere Blicke halten sich fest. Doch dieses Mal ist es kein wortloser Fight. Sie sieht mich an, als würde sie in meinem nach etwas suchen.

Ein Pfiff ertönt. »Herr Schröder«, ruft Cara. »Dein Frauchen will nach Hause.«

Wir fahren auseinander. Ich rutsche ein gutes Stück beiseite. Stella reibt sich Gras von ihren Armen.

»Da seid ihr ja. Habt ihr Geheimnisse?« Cara legt den Kopf schräg, ein Lächeln liegt in ihrem interessierten Blick.

»Nein, nein«, sagt Stella eilig. »Ich habe Morton nur das

Sternbild des Großen Wagens gezeigt. Das kannte er nämlich nicht. Und dann haben wir eine Sternenformation entdeckt, die aussieht wie Herr Schröder in leuchtend.«

Cara grinst. Vermutlich denkt sie sich ihren Teil.

Ich springe auf. »Wir kommen mit und sagen Violetta Tschüss.«

Cara nimmt Herrn Schröder an die Leine und geht vor. Stella halte ich meine Hand hin, sie ergreift sie. Ich ziehe sie hoch und zupfe ihr ein paar Grashalme vom Rücken und aus den Haaren.

»Mit wem hast du dich denn im Gras herumgewälzt?«, flüstere ich ihr zu.

»Mit dem, dessen Namen ich nicht nennen darf, weil er mich sonst ins Gras beißen lässt«, gibt sie schlagfertig zurück.

Ich lache und lege einen Arm um ihre Schultern. Einfach, weil es sich in diesem Moment richtig anfühlt.

# Kapitel 15

## *Stella*

Spät ist es geworden. Charlotte, Toni, Morton und ich sind die Letzten, die auf der Terrasse sitzen. Toni hat seine Gitarre geholt, Johnny nennt er sie. Leise zupft er die Saiten.

»Hast du eigentlich aus Prinzip etwas gegen Alkohol, Charlotte?« Morton deutet auf die leere Flasche des alkoholfreien Sekts. »Alkoholische Getränke sind in der Gastronomie doch durchaus lukrativ.«

»Das mag sein. Wie soll ich es erklären. Ich habe kein Problem damit, wenn jemand mal ein Glas Wein, Bier oder einen Cocktail trinkt. In Maßen. Leider habe ich persönlich erlebt, dass manche ihre Grenzen nicht gut einschätzen können und dann die Kontrolle über sich verlieren.« Sie zögert, schluckt und erzählt: »Mein älterer Bruder ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Cornelius war betrunken und hatte Medikamente genommen. Ich war damals gerade siebzehn Jahre alt.« Ihr Blick schweift in die Ferne, als würde sie den Erinnerungen nachhängen. Im flackernden Licht der Kerzen huschen Schatten über ihr Gesicht. Toni küsst sie auf die Wange. Charlotte dreht sich zu ihm. Und ich sehe, dass da so viel zwischen ihnen ist, das sie

verbindet: Vertrauen, Liebe, Dankbarkeit. Es ist wie ein warmer Sommerregen, der mich im nächsten Moment auf den kalten Boden der Tatsachen holt und eine tiefe Sehnsucht nach solchen Gefühlen weckt.

»Seitdem ist mir Alkohol zuwider.« Entschiedenheit liegt in ihrer Stimme.

»Ich finde, es braucht keine Rechtfertigung, wenn jemand keinen Alkohol trinken will«, bekräftige ich.

»Ha, was glaubst du, wie oft ich schon gefragt wurde, ob ich schwanger sei, nur weil ich mich an Wasser gehalten habe«, schnaubt Charlotte. »Unglaublich, was sich manche Menschen herausnehmen. Dazu die blöden Sprüche, weil ich mich vegetarisch ernähre. Aber da hast du als Veganerin sicher ähnliche Erfahrungen.«

»Es geht. Ich habe nie großen Aufstand darum gemacht. Mir schmeckt Fleisch nicht, mal davon abgesehen, dass ich aus ethischen Gründen die auf Gewinnmaximierung ausgelegte Tierhaltung ablehne. Also verzichte ich gänzlich auf tierische Produkte.«

Toni unterbricht sein Gitarrenspiel. »Seit wann bist du Veganerin?«

»Seit ich sechzehn bin.«

»Was haben deine Eltern dazu gesagt?«, fragt Morton. »Oder sind sie auch Veganer?«

Kurz hadere ich mit mir, was ich sagen soll, fahre mit dem Zeigefinger die Maserung des Holztisches nach. Dann ringe ich mich dazu durch, genauso offen zu sein wie soeben Charlotte und vorhin Toni. Was sagte er: Reden hilft, das hätte er in den vergangenen Monaten gelernt.

Ich schaue auf, suche Mortons Blick, räuspere mich.

»Das war kein Problem. Meinen Vater kenne ich nicht. Meine

Mutter war zwar keine Veganerin, hat es aber ohne Weiteres akzeptiert.«

In Mortons Augen sehe ich Ernst und Betroffenheit. »Du sprichst in der Vergangenheit von ihr«, stellt er fest. Seine Stimme hebt sich am Ende des Satzes leicht, als wäre da ein vorsichtiges Fragezeichen.

Ich nicke nur, weil ein dicker Kloß meine Kehle verschließt und keine Worte vorbeilässt.

»Das tut mir leid«, murmelt er, rutscht näher an meine Seite, legt seinen Arm um meine Schultern und zieht mich an sich. Erst mache ich mich steif, dann spüre ich seine Wärme, die Stärke, die er ausstrahlt. Ich lehne meinen Kopf an ihn, fühle mich sicher und geborgen.

»Wenn du mal jemanden zum Reden brauchst, bin ich gern für dich da«, sagt Charlotte. »Ich meine von Frau zu Frau.«

»Ich auch«, fügt Toni hinzu. »Von Frau zu Mann.« Charlotte wuschelt ihm liebevoll durch die Haare. »Toni ist ein großer Zuhörer. Das kann ich aus Erfahrung bestätigen.«

»Danke, das ist lieb von euch.«

Charlotte nickt Toni auffordernd zu, schnappt sich einige der leeren Flaschen vom Tisch. »Hilfst du mir drinnen?«

»Klar!« Schon sind die beiden ins Café verschwunden und ich kann mich dem Eindruck nicht verwehren, dass sie uns einen Moment zu zweit verschaffen wollen.

Mein Kopf will, dass ich mich von Morton löse. Doch etwas tief in mir widerstrebt dem. Er hält mich weiterhin fest an seine Seite gedrückt. Ich schließe die Augen, nehme wahr, wie sich seine Hand an meine Wange legt und sie sanft streichelt. Mein Herzschlag verdreifacht sich. Es fühlt sich so gut an. Wie ein angenehmer Sommerwind, der über mich streicht. Hitze sammelt sich in mir. Der Gedanke, dass wir nur Arbeitskollegen

sind, schießt mir in den Kopf. Höchstens freundschaftlich verbunden. Ich richte mich auf und rücke ein Stück von ihm ab.

»Ich sollte langsam los.« Meine Stimme klingt heiser. »Lass uns eben mit aufräumen.«

Morton räuspert sich. »Okay.«

Wir räumen die Reste vom Fest auf ein großes Tablett. Morton trägt es hinein.

»Stell es einfach in die Küche«, sagt Charlotte. »Toni und ich machen den Kram gleich weg, wir bleiben sowieso über Nacht.« Hin und wieder nutzen die beiden die Schlafmöglichkeit im Dachgeschoss.

Ich schnappe mir einen feuchten Lappen, wische draußen den Tisch ab, um etwas Abstand zu gewinnen. Zu Morton und den Gefühlen, die er in mir ausgelöst hat.

Zum Abschied umarmt mich erst Toni, dann Charlotte.

»Schön, dass du dabei warst.«

»Danke euch für den schönen Abend.«

»Wie kommst du nach Hause?«

»Mit dem Fahrrad. Ich hoffe, der geflickte Reifen hält die Dreiviertelstunde nach Rahlstedt.«

»Mmpf. Und sonst schiebst du es die ganze Strecke?« Toni verzieht das Gesicht. »Mir missfällt der Gedanke, dass du allein durch die Nacht spazierst.«

»Du könntest sonst hier übernachten. Toni und ich schlafen dann woanders«, schlägt Charlotte vor.

»Nein, das geht nicht«, bricht es aus mir hervor. »Ich muss nach Hause.« Zögernd füge ich hinzu: »Wegen meiner Oma.«

»Ich begleite Stella«, verkündet Morton. Schon will ich protestieren, dass das sicher ein riesiger Umweg für ihn und nicht nötig ist, doch er winkt ab. »Keine Diskussion.«

»Danke, Morton.« Toni klopft ihm auf die Schulter.

»Das ist sehr lieb von dir, Morton.« Charlotte umarmt ihn. Jeglicher Protest meinerseits ist zum Scheitern verurteilt, also ergebe ich mich meinem Schicksal. Um ehrlich zu sein, bin ich ganz froh, dass ich Begleitung habe.

Mal davon abgesehen, dass mein Herzschlag immer noch schneller als gewöhnlich schlägt und sich Wärme von meinem Bauch aus in alle Poren ausbreitet.

Vermutlich liegt es daran, mir selbst mal für einen Moment die Schwäche zu erlauben, einfach gehalten zu werden, ohne stark sein zu müssen. Wahrscheinlich fühlt es sich so an, einen großen Bruder zu haben.

Als Einzelkind habe ich mir oft ausgemalt, wie es wäre, mit Geschwistern aufzuwachsen. Ich habe mir vorgestellt, dass mich ein großer Bruder beschützen und eine kleine Schwester zu mir aufsehen würde. Keinen Vater zu haben, hat mich hingegen nie gestört.

Neben mir sitzt Morton startbereit auf seinem E-Bike, ein Fuß steht noch stützend am Boden. Bevor ich mich in den Sattel schwingen, überprüfe ich den Luftdruck meines Reifens. Ein bisschen weicher scheint er mir als vorhin, obwohl das Loch geflickt ist. Ich pumpe Luft nach.

Die Vorstellung, dass Morton mich nach Hause begleitet, macht mich innerlich kribbelig. Heute Abend hat sich etwas zwischen uns verändert. Wir sind uns, in Gedanken suche ich nach dem passenden Wort, nähergekommen? Vertrauter geworden? Ob er ähnlich empfindet? Er soll sich mir gegenüber zu nichts verpflichtet fühlen.

Ich setze meinen Fahrradhelm auf und unternehme einen letzten Versuch: »Morton, du kannst ruhigen Gewissens direkt nach Hause fahren.«

»Ich weiß.« Er schließt den Riemen seines schwarzen Helms.

»Mach ich auch, nachdem ich dich nach Hause gebracht habe.«

Mein Blick fällt kritisch auf sein E-Bike. »Mit dem Teil bist du dreimal so schnell.«

»Mein Angebot, dich an meiner Stange festzuhalten, gilt nach wie vor«, sagt er dieses Mal eindeutig zweideutig.

»Nach wie vor bin ich nicht daran interessiert.« Ich schwinde mich auf meinen Sattel und fahre los. »Kommst du, Morti-Shorty?« Ich drehe mich zu ihm um.

Er grinst, schließt zu mir auf. »Bis ich komme, musst du dich schon etwas mehr ins Zeug legen«, entgegnet er anzüglich.

Ich lache, bin erleichtert, dass wir zu unserem lockeren Miteinander zurückgekehrt sind. Damit kann ich gut umgehen. Das andere, was auch immer zwischen uns war, ist zu verwirrend. Mein Leben ist herausfordernd genug, da kann ich zusätzliche Verwirrungen nicht gebrauchen. Natürlich wäre es schön, nicht allein mit allem dazustehen. Aber auf mich selbst kann ich mich am besten verlassen. Schon jetzt weiß ich nie, was mich mit Oma am nächsten Tag erwartet. Ich brauche, nein, wir brauchen Stabilität und Sicherheit. Gut, dass mein Verstand für klare Ansagen sorgt. Ich trete in die Pedale und beschleunige das Tempo.

Etwas mehr als die Hälfte der Strecke ist geschafft, dann geht dem Reifen die Luft aus. Ich bremse ab und halte an.

»So ein Mist«, fluche ich, schlage mit der Hand auf den Lenker. Mein Fahrrad antwortet mit einem leisen Scheppern. »Muss das jetzt sein?«

»Lass mal sehen.« Morton hat ebenfalls gestoppt. Er hält mir sein Bike zum Halten hin, nimmt mir meines aus der Hand und begutachtet fachmännisch den Reifen. »Hast du das Ventil vorhin richtig festgedreht?«

»Ja, sicher.«

Morton löst die Fahrradpumpe aus der Halterung, entfernt die Ventilkappe, checkt die Überwurfmutter und pumpt den Reifen auf. Prüfend hält er seine Finger dicht ans Ventil.

»Da tritt Luft aus. Du brauchst ein neues Ventil.«

»Oh nein. So was Blödes.« Ich löse den Riemen meines Helms, setze ihn ab und streiche mir über den Kopf. »Dann werde ich wohl zu Fuß weitergehen.« Ein Blick auf die Uhr verrät mir, dass es schon nach Mitternacht ist. Für den Rest der Strecke benötige ich zu Fuß sicher eine gute Stunde. Tief seufze ich, übergebe Morton sein Bike und nehme meines am Lenker.

»Sorry, wenn du jetzt lieber nach Hause fahren willst. Ich finde den Weg allein.«

Morton runzelt die Stirn, zieht dann eine Augenbraue hoch.

»Da bin nicht so sicher«, sagt er frech. »Dein uraltes Handy hat hundertprozentig keine Navigation.« Nachdrücklich fügt er hinzu: »Im Ernst, ich lasse dich doch jetzt nicht zu Fuß allein durch die Dunkelheit laufen.« Er setzt den Helm ab und hängt ihn an seinen Lenker. »Am Ende kassiere ich morgen eine Abmahnung, weil ich versprochen habe, dich sicher nach Hause zu bringen.«

Ich zucke mit den Schultern, marschiere los und ermahne mein Herz, dass es absolut keinen Grund gibt, sich wie ein außer Kontrolle geratener Pingpongball zwischen zwei hochgeklappten Tischtennisplatten zu verhalten.

# Kapitel 16

## *Morton*

Schweigend gehen wir nebeneinanderher. Stellas Worte von vorhin beschäftigen mich. Im Kopf versuche ich, die Puzzle-teile zusammensetzen: Ihren Vater kennt sie nicht. Stella hatte es erwähnt, als wäre es keine große Sache für sie. Im Gegensatz dazu scheint sie der Tod ihrer Mutter aufzuwühlen.

Dann gibt es noch die Oma. Wegen ihr war Stella am Morgen spät dran, wegen ihr hatte Stella das Übernachtungsangebot abgelehnt. Ich kann mir kaum vorstellen, dass ihre Oma so streng ist und es ihr verbieten würde, auswärts zu schlafen. Stella ist volljährig, sie kann tun und lassen, was sie will. Obwohl, wenn ihre Oma die einzige Hinterbliebene aus ihrer Familie ist? Dann nimmt Stella vielleicht doch viel Rücksicht auf sie, damit sie nicht ganz allein ist.

In Sachen Vater haben Stella und ich doch tatsächlich etwas gemeinsam. Ich kenne meinen auch nicht. Nicht mehr.

Bisher sehe ich keinerlei Anlass, Kontakt zu ihm zu suchen. Wenn ich ihm damals nicht genug wert gewesen bin, warum sollte das heute anders sein? Ich laufe niemandem hinterher, der so klar verdeutlicht hat, dass er mit mir nichts zu tun haben will.

In all den Jahren ließ er nichts von sich hören, keine Karten zum Geburtstag, nichts. Als hätte er mich einfach ausgelöscht.

»Ist Ole dein einziger Bruder?« Stella reißt mich aus meiner Grübelelei.

»Ja.« Bevor sie nachhakt, lenke ich von mir ab und gebe die Frage zurück. »Du hast keine Geschwister?«

»Nein. Ich bin ein Einzelkind.«

»Was ist mit deinem Vater?«, platzt es aus mir heraus. »Sorry, wenn du über ihn nicht reden willst ...«

»Ach, Quatsch. Meine Mutter ist damit offen umgegangen, warum sollte ich dann ein Geheimnis daraus machen?« Sie lächelt. »Mama hat nie den Mann fürs Leben oder für eine Familie gefunden. Also hat sie sich künstlich befruchten lassen. Mein biologischer Erzeuger ist ein anonymer Samenspender. Ich könnte den Namen meines biologischen Vaters herausfinden, da ich ein Recht auf Kenntnis meiner Abstammung habe. Bisher sehe ich jedoch keine Veranlassung, etwas in diese Richtung zu unternehmen.«

Wow, das kommt unerwartet. Ich brauche einen Moment, um die Information zu verarbeiten und mir eine Meinung zu bilden, wie ich das finde. Keine Ahnung, irgendwie komisch. Anonym, sachlich – sexfreie Fortpflanzung ohne jegliche Leidenschaft oder Lust. Aber vermutlich kenne ich mich damit zu wenig aus, als dass ich mir ein Urteil darüber bilden könnte.

»Was ist? Du siehst skeptisch aus.« Stella bleibt stehen. »Für mich war es völlig normal. Ich hatte meine Mutter, früher meinen Opa und heute«, sie macht eine Pause, beißt sich auf die Unterlippe, »habe ich meine Oma und ihren Wellensittich Döskopp.«

Sie geht weiter und legt einen Schritt zu.

Ich beeile mich, schließe zu ihr auf. »Wie ist es, mit der Oma

und Döskopp zusammenzuwohnen? Willst du nicht irgendwann ausziehen?« Ich bin ehrlich neugierig.

Stella schweigt. Ihre Miene ist wie versteinert. Als hätte sie mit Schnellzement eine Mauer hochgezogen.

»Obwohl, warte«, ich schnipse mit zwei Fingern, »ich schätze, Oma backt leckere Kuchen, kümmert sich um Haus und Garten und verwöhnt dich als einzige Enkeltochter.«

Abrupt hält Stella an. Sie schaut mich an, verzieht ihr Gesicht zu einer aufgesetzten Grimasse. Ihre Augen blitzen mich an, wütend und traurig zugleich. »Ja, genau so. Ich mache es mir gemütlich, studiere ein bisschen und jobbe nebenbei, um mir mein ausschweifendes Leben, teure Urlaube und Markenklamotten leisten zu können.« Sie zupft an ihrem T-Shirt. Ihre Stimme trieft vor Sarkasmus. »Aber ja, ich vergaß – mit einer Handvoll Gehirnzellen unter deinem blonden Haar ist dein Vorstellungsvermögen beschränkt.« Sie marschiert weiter.

Was, wie bitte? Mir bleibt der Mund offenstehen. Ich wollte sie doch nur aus der Reserve locken, weil ich neugierig bin. »Hey!«, rufe ich ihr hinterher. »Warte!«

»Worauf? Ich kenne den Weg nach Hause.« Jetzt rennt sie schon fast.

»Es tut mir leid, wenn ich etwas Falsches gesagt habe.« Obwohl ich keine Ahnung habe, was sie so gereizt hat. Ich schwinge mich in den Sattel, hole sie ein, stelle mich ihr in den Weg und zwingen sie, stehenzubleiben.

»Hey«, sage ich leise. »Ich wollte dich nicht provozieren. Also eigentlich schon, aber nicht so. Meine Neugier ist mit mir durchgegangen.« Ich versuche mich an einem zerknirschten, entschuldigenden Gesichtsausdruck, der bei den Frauen immer zieht. Große Augen machen, blinzeln, den Mund zu einem leichten Lächeln bewegen, den Kopf etwas zur Seite neigen.

Stella zieht die Schultern hoch, lässt sie fallen und seufzt:  
»Okay.«

Es funktioniert. Gut so. Ich schiebe mein Rad zur Seite. Wir gehen weiter, schweigen. Aus dem Augenwinkel beobachte ich Stella. Wie sie sichtbar schluckt, ihre Oberlippe zwischen die Zähne zieht, wieder loslässt. Ihre Hände greifen den Lenker so fest, dass ihre Fingerknöchel sich weiß hervorheben. Die Stille hängt wie eine Regenwolke zwischen uns.

Stella biegt in eine Sackgasse ein. »Da vorne ist es.« Sie deutet mit einem Nicken in Richtung der linken Straßenseite. Wir bleiben vor einer Gartenpforte stehen. Dahinter liegt ein weiß verputztes Einfamilienhaus. Der schwache Schein einer Außenlampe beleuchtet den Hauseingang der Hausnummer elf. Im oberen Stockwerk ist ein Fenster aufgeklappt, hinter der Gardine brennt Licht.

Dann stehen wir plötzlich im Dunkeln. Die Straßenlaternen sind erloschen. Die Häuser liegen in der Schwärze der Nacht. Nur der Mond spendet schummriges Licht. Die LED-Lampe meines Fahrrads setzt einen hellen Spot auf den Gehweg.

»Oh, das ist wohl ein Stromausfall«, sagt Stella und sieht sich um. Plötzlich drängen gedämpfte Schreie durch die Stille der Nacht. Stella wird blass, schlägt sich die Hand vor den Mund, wirft ihr Fahrrad achtlos gegen den Zaun und reißt die Pforte auf. Mit einem Bein bleibt sie an einem der Holzstreben hängen. Stoff zerreißt.

»Autsch!«, flucht sie, hält sich das Bein und hastet zur Tür. In dem Moment gehen die Lichter wieder an. Ich sehe, wie Stella mit fliegenden Fingern einen Schlüssel aus ihrem Umhängebeutel zieht und ihn ins Schloss rammt. Immer noch hallen Schreie aus dem Haus.

Stella verschwindet hinein. Der Schlüssel bleibt stecken, die

Tür offen. Jemand schließt das Fenster im oberen Zimmer und die Schreie verstummen. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Ich stoße die Luft aus, die ich angehalten habe. Was war das? Hat ihre Oma so geschrien? Stella schien keineswegs verängstigt, also ist nicht von einem Einbruch auszugehen.

Ich hebe ihr Fahrrad auf, schiebe es zusammen mit meinem durch die Pforte und lehne sie beide gegen die Hauswand. Dann gehe ich zurück und schließe die Pforte. Sie quietscht, aber im Gegensatz zu den Schreien von eben klingt sie fröhlich, als würde sie mir etwas erzählen wollen.

Meine Schritte auf den Gehwegplatten kommen mir laut vor in der Stille, die sich wieder über das Haus, den Garten, die Straße gelegt hat.

In der offenen Haustür bleibe ich stehen, ziehe den Schlüssel aus dem Schloss. Verharre. Lausche.

Aus dem Obergeschoss vernehme ich Gemurmel und ein unterdrücktes Schluchzen. Unschlüssig neige ich mich nur mit meinem Oberkörper so weit vor, dass ich mehr vom Inneren sehen kann. Rechts neben dem Eingang führt eine Holztreppe nach oben. Die Stufen sind mit grauen Teppichmatten ausgelegt. Soll ich in Stellas Privatsphäre eindringen? Wäre es mir recht, wenn ich in ihrer Situation wäre? Schon will ich mich umdrehen, um draußen zu warten, da kommt Stella humpelnd die Treppe herunter.

»Ja, Rosa, ich desinfiziere es und mache mir was drauf«, ruft sie zurück. Sie presst die Lippen aufeinander. Ihr Gesicht ist schmerzverzerrt und blass. Der Stoff des linken Beines ihrer Pumphose klafft auseinander, gibt den Blick frei auf eine blutige Schramme, die sich über ihren Oberschenkel erstreckt. Stella sieht auf, entdeckt mich und gerät ins Stolpern. Ich springe zur Treppe und fange sie auf.

»Was machst du denn noch hier?«, wispert sie in meinen Armen. Ehe ich mich versehe, ziehe ich sie fest an meine Brust, spüre ihren Herzschlag, der sich mit meinem ein Wettrennen liefert.

»Dich auffangen«, sage ich ebenso leise. »Was ist passiert?« Ich schiebe sie ein Stück von mir, mustere sie von Kopf bis Fuß. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Mein Blick wandert zu ihrem Oberschenkel. »Du hast dich verletzt.« Stumm nickt Stella. Tränen lösen sich. Ich folge mit den Fingerspitzen der feuchten Spur auf ihrer Wange. »Du solltest das verarzten.« Wieder nickt Stella. Ich greife nach ihrer Hand. Sie fühlt sich zwischen meinen kräftigen Händen zerbrechlich an. »Wo hast du Verbandszeug?«

»Im Badezimmer.« Stella schnieft, löst ihre Hand aus meiner und steuert auf eine Tür zu, die am anderen Ende des Flurs liegt. Ich schließe die Haustür und gehe Stella hinterher. In diesem Zustand kann ich sie auf keinen Fall allein lassen.

# Kapitel 17

## *Stella*

Die Schramme an meinem Oberschenkel brennt, aber scheint mir nicht sehr tief zu sein. Die Hose hingegen ist hinüber. Ein dramatisches Ende für einen traumhaft schönen Abend. Ob das ein Zeichen ist? Der Preis, den ich für ein paar Stunden Auszeit aus dem Alltag zahlen musste? Vielleicht ist es mir einfach nicht vergönnt. Ich seufze und hole aus dem Schränkchen über der Badewanne Jodsalbe, Pflaster und sterile Tupfer heraus und setze mich auf den Toilettendeckel.

»Zieh besser die Hose aus.« Morton hockt sich zu mir und begutachtet meine Schramme.

»Du willst doch nur sehen, welche Unterwäsche ich trage«, versuche ich zu kontern. Doch meine Stimme klingt alles andere als selbstbewusst. Eher wie ein hilfsbedürftiges Kätzchen, das im Dornengestrüpp hängengeblieben ist und sich nun die Wunden leckt.

»Frotteeslip?«, tippt Morton, doch weder Spott noch Provokation schwingen in seinen Worten mit. Im Gegenteil, sie hören sich liebevoll an. In mir gesellt sich ein warmes Gefühl zu dem Schmerz, dem Schreck und der Sorge um Oma. Ich stehe auf,

schiebe die Hose herunter und steige heraus. Die Bewegung tut weh. Scharf ziehe ich die Luft ein. Das gibt sicher einen fetten blauen Fleck zur Schramme. Morton blickt mich voller Mitgefühl an. Weil ich es nicht mehr gewohnt bin, dass sich jemand um mich sorgt, überspiele ich die Situation, stemme die Hände in die Hüften und drehe mich in meinem schlichten schwarzen Slip hin und her. »Siehst du?«

Morton zieht eine Augenbraue hoch. »Setz dich hin«, sagt er bestimmt. Er greift nach den Tupfern, reißt die Verpackung auf und lässt sich auf den Rand der Badewanne nieder. Morton ist so groß oder das Bad so klein, dass seine Knie meine berühren.

»Strecke mal dein Bein aus.« Ich tue ihm den Gefallen. Er beugt sich vor. Eine Hand berührt die Innenseite meines Oberschenkels. Ich bekomme eine Gänsehaut. Mit der anderen Hand tupft er vorsichtig Stück für Stück die Schramme ab. Es brennt und tut weh. Ich beiße die Zähne zusammen, konzentriere mich auf Morton. Wie er die Lippen aufeinanderpresst, als würde es ihm schon vom Zusehen selbst weh tun. Seine Lider sind gesenkt. Was für lange dichte Wimpern er hat. Da könnte man als Frau fast neidisch ... Er schaut auf. Direkt in meine Augen. Als erwarte er eine Antwort von mir. Hat er was gesagt? Ich lege den Kopf schief, ziehe die Brauen hoch: »Was bitte?«

»Tetanus, wann du zuletzt dagegen geimpft wurdest?«

Ich blase die Backen auf und puste die Luft raus. »Keine Ahnung. Ich weiß, dass ich geimpft bin. Aber wann die letzte Auffrischung war, muss ich nachschauen.«

»Dann mach das bitte nachher.« Morton trägt die Jodsalbe auf, schneidet ein zehn Zentimeter langes Stück Pflaster von der Rolle ab und klebt es auf die Schramme.

»Fertig.« Jetzt liegen seine beiden Hände warm an meinem Oberschenkel.

»Danke«, sage ich mit heiserer Stimme. Einerseits fühle ich mich verpflichtet, ihm die Situation zu erklären. Andererseits möchte ich ihn nicht mit meinen Problemen belasten. Ich will kein Mitleid, ich will auch keine falsche Rücksichtnahme bei der Arbeit. Außerdem kann ich gerade gar nicht denken oder reden, nur fühlen, wie Mortons Daumen sanft in kleinen Kreisen über meine Haut streichen. Ich schließe die Augen, genieße die Streicheleinheiten und würde mich am liebsten wie das verletzte Kätzchen auf seinem Schoß einroll...

»Stella«, es klopft an der Tür und ohne auf eine Reaktion zu warten, kommt Rosalina herein, »Dottie schläft jetzt. Oh.« Sie wird rot. »Oh. Ich konnte ja nicht ahnen ..., entschuldige.« Sie stürmt zur Tür heraus.

Ich springe auf und haste ihr hinterher. »Rosa, warte!« Aua, das Bein schmerzt. »Das ist nur mein Arbeitskollege. Er hat mich nach Hause gebracht. Das ist nur Morton.« Nur Morton.

# Kapitel 18

## *Morton*

Nur Morton also. Aha. Ein Kollege. Es versetzt mir einen Stich, dass Stella mich so abtut. Ist ihr die Situation wegen mir peinlich? Vielleicht sollte ich besser gehen, bevor das noch unangenehmer wird.

Trotzdem bewege ich mich nicht zur Tür. Stattdessen räume ich das Verbandszeug sorgfältig zurück in das Schränkchen, werfe den Müll in den Eimer neben der Toilette. Dann setze ich mich wieder auf den Rand der Badewanne. Ich bleibe, weil ich verstehen will, was hier gerade passiert, und sicherstellen muss, dass Stella okay ist.

Ob diese Rosa ihre Oma ist? Aber wer ist dann Dottie? Und wer hat so geschrien? Und warum? Stella kehrt zurück, bleibt im Türrahmen stehen und schiebt die Frau von eben vor sich. Sie legt ihr die Hände auf beide Schultern.

»Morton, das ist Rosalina. Rosalina, das ist Morton, mein Arbeitskollege.«

Rosalina schaut mich aus wachen braunen Augen an und obwohl sie mich kritisch von Kopf bis Fuß mustert, strahlt sie sanfte Wärme aus. Sie ist einen halben Kopf kleiner als Stella.

Ihre dunklen Haare sind durchzogen von silbernen Strähnen und zu einem langen Zopf geflochten.

Ich versuche mich in einem smarten Lächeln, reiche ihr die Hand. Sie erwidert meinen Händedruck erstaunlich fest für die schmalen Hände.

»Freut mich«, sagt sie und lächelt zurück. Die feinen Falten rund um ihre Augen und ihren Mund vertiefen sich.

»Mich auch.«

Rosalina tritt seitlich neben Stella zurück und schiebt sie von der Tür weg in den Raum. Ihr Blick wandert von mir zu Stella und wieder zu mir. »Ich will euch nicht stören.« Ihr Lächeln wird breiter. »Soll ich über Nacht bleiben, Liebes? Oder kommst du zurecht?«

»Nein, nein. Danke, Rosa. Für alles.« Stella zieht die Frau in eine enge Umarmung.

»Ich schaue nochmal nach Dottie. Und dann sehen wir uns morgen.« Sie wendet sich mir zu und klopft mir sachte auf den Unterarm. »Auf Wiedersehen, Morton.«

Ich sehe ihr nach und höre am Knarzen der Treppenstufen, dass sie ins Obergeschoss läuft.

Und jetzt? Eigentlich warte ich darauf, dass Stella noch etwas zur Situation erklärt. Zum Beispiel, wer Rosalina ist. Was zum Teufel hier eigentlich los ist. Aber sie steht einfach nur stumm da in ihrem schwarzen Slip, dem weißen T-Shirt und verknotet ihre Finger miteinander.

»Ähm, danke für deine Hilfe. Ich schaue gleich noch wegen der Tetanusimpfung nach.« *Wenn du weg bist*, schwingt zwischen den Zeilen mit. Sie schaut mich erwartungsvoll an.

Okay, wenn das so ist. Wenn ich nicht länger erwünscht bin, bin ich wirklich der Letzte, der sich irgendjemandem aufdrängt. Kurz flammt in mir ein Gefühl der Verletztheit und

Zurückweisung auf, das mich an vergangene Zeiten erinnert. Ich schiebe es beiseite. Morton Olsson lässt sich nicht mehr auf diese Art verletzen. Bevor es dazu kommt, ziehe ich lieber die Reißleine, auch wenn ich andere damit verletze.

»Ich muss dann los.« Ein Teil von mir denkt sich, *ich habe schon genug Zeit verplempert*, doch ein anderer Teil hält dagegen und verhindert, dass ich es ausspreche.

»Ja, gut«, sagt Stella schnell. »Ich bringe dich zur Tür.«

Sie lässt mich vorgehen. Ich ziehe die Haustür auf, drehe mich zu Stella um, hebe die Hand zum Gruß. »Bis morgen.«

»Ja, bis morgen.« Sie verschränkt ihre Arme vor der Brust, tritt von einem Fuß auf den anderen. Gänsehaut zieht sich über ihre Oberschenkel. »Komm gut nach Hause. Und danke nochmal.« Ihre Augen schimmern dunkelgrün, abgrundtief, als gäbe es so vieles, was sie zu sagen hätte. Doch es kommt nicht über ihre Lippen.

Ich suche nach einer flapsigen Antwort, etwas, das uns wieder auf unsere gewohnte Ebene zurückbringt. Doch mir fällt nichts ein. »Schon okay«, sage ich einfach, wende mich ab und reibe mir über die Brust, um dieses beklemmende Gefühl auf der linken Seite wegzubekommen.

## Kapitel 19

### *Stella*

Fest kneife ich die Augen zusammen. *Schlaf jetzt*, predige ich mir selbst wie ein Mantra. Doch mir gehen zu viele Gedanken durch den Kopf. Immer wieder schiebt sich Mortons Gesicht dazwischen. Wie er mich forschend ansieht. Als würde er eine Erklärung erwarten. Ich spüre seine Hände an meinem Oberschenkel, an meiner Schulter. Verdammt. Ich kann mir keine solche Verwirrungen erlauben. Mein Leben ist kompliziert genug. Ich muss mich auf das konzentrieren, was wirklich wichtig ist: Oma, mein Studium, mein Job. Schluss. Ende.

Mortons unausgesprochene Fragen haben förmlich zum Greifen nah in der Luft gelegen. Aber wie soll ich ihm das alles erklären? Dass Oma dement ist. Dass sie sich dermaßen über die plötzliche Dunkelheit in ihrem Zimmer erschrocken hat und Rosalina sie kaum beruhigen konnte. Dass sich Omas Zustand verschlechtern wird und ich Angst habe, sie zu verlieren. Weil ich sonst niemanden mehr habe.

Dass ich mich manchmal so allein und einsam fühle, dass es mich innerlich zerreißt. Dass ich diese schwachen Momente nur selten zulasse, weil ich Angst habe, so tief zu fallen, dass

ich mich nicht wieder aufrappeln kann. Und dass ich mir das einfach nicht erlauben kann, denn Oma braucht mich und ich brauche sie auch. So lange ich sie habe.

Ich schlucke gegen die aufsteigenden Tränen an, rolle mich in Embryonalstellung zusammen. »Lebe, lache, liebe, mein kleiner großer Stern«, Mamas letzte Worte kommen mir in den Sinn. Jetzt laufen die Tränen einfach über meine Wangen. »Ich versuche es, Mama. Ich versuche es, ja«, wispere ich und schluchze auf. »Aber wie soll ich das alles schaffen?« Die Verzweiflung überrollt mich so stark, dass mein ganzer Körper vom Weinen geschüttelt wird. Ich kämpfe nicht dagegen an, lasse mich in die Dunkelheit ziehen, tauche ein in die Einsamkeit und Verzweiflung.

Der Wecker klingelt wie jeden Morgen um sechs Uhr. Mit halb geschlossenen Augen stelle ich ihn aus. Obwohl ich mich gerädert fühle, stehe ich gleich auf, damit ich mich fertig machen und Frühstück vorbereiten kann, bevor Oma aufwacht.

Ich gehe ins Bad, putze mir die Zähne und denke an den gestrigen Abend zurück. Habe ich zu viel von mir preisgegeben? Mich durch ihre Offenheit verleiten lassen? Fieberhaft überlege ich, was ich ihnen alles erzählt habe. Seit wann ich Veganerin bin, dass ich keine Mutter mehr habe ... Darüber hinaus weiß Morton über meinen biologischen Vater Bescheid. Dann ist da noch die Sache mit Oma, über die ich ihn im Unklaren gelassen habe – und daran wird sich auch nichts ändern. Ich spucke den Zahnpastaschaum aus und spüle mit Wasser nach. Heute werde ich mich auf der Arbeit so verhalten wie immer. Meinen Job machen und mich gegenüber Morton etwas distanzieren. Außer er provoziert mich wieder. Aber das ist allemal besser als mitleidige Blicke oder Fragen, die ich nicht beantworten will.

Bevor ich in die Küche gehe, schaue ich in Omas Zimmer. Sie ist schon wach und sitzt in ihrem rosageblühten Nachthemd auf der Bettkante. Ihre grauen Haare sehen vom Schlaf zerzaust aus. Ich gehe zu ihr, berühre sie sanft am Arm.

»Guten Morgen, Oma.«

Sie sieht mich an, legt ihren Kopf schief, kneift ihre Augen zu schmalen Schlitzern zusammen. Dann entspannen sich ihre angestrengten Züge und ein Leuchten huscht über ihr Gesicht.

»Stella«, sagt sie und lächelt.

Dass sie weiß, wer ich bin, empfinde ich jedes Mal als Erleichterung. Ein Zeichen, dass sie trotz allem gut unterwegs ist. Ob sie sich an den Vorfall in der letzten Nacht erinnert? Ich setze mich zu ihr, nehme sie in den Arm und muss gähnen. »Ich habe nicht gut geschlafen. Wir hatten gestern einen Stromausfall. Plötzlich war alles dunkel.«

»Als kleines Mädchen hatte ich auch oft Angst im Dunkeln.« Oma tätschelt mir die Wange. »Kommt Inga heute wieder? Sie ist schon so lange weg.«

»Nein, Oma. Mama kommt heute nicht. Aber Rosalina«, antworte ich gepresst.

»Es wäre schön, sie nochmal wiederzusehen«, sagt Oma und greift nach meiner Hand, drückt sie sanft. »Sie fehlt mir.«

»Mir auch.« Ich umarme Oma, damit sie meine Tränen nicht sieht. Mama fehlt mir auch.

Ich höre, wie unten die Tür aufgeschlossen wird.

»Rosa ist da.« Ich löse mich aus der Umarmung und wische mir schnell über die Augen.

Schon kommt Rosalina zur Tür herein. Sie stemmt die Hände in die Hüften. »Ihr seid ja beide schon auf. Warum habt ihr nicht auf mich gewartet?«, beschwert sie sich gespielt. »Dann wollen wir uns mal für heute hübsch machen, nicht wahr, Dottie?«

Bisher ist Oma noch in der Lage, sich selbst zu waschen und die Zähne zu putzen. Rosalina unterstützt sie nur, wenn es nötig ist, und macht ihr die Haare.

Oma steht auf, Rosa nimmt sie am Arm. »Wer weiß, ob Stella heute wieder Herrenbesuch mitbringt, da wollen wir doch einigermaßen repräsentabel aussehen.«

Oma bleibt stehen und fragt verwundert: »Herrenbesuch?«

»Rosa!« Ich merke, dass meine Wangen heiß werden. »Ich habe es dir doch erklärt. Morton ist ein Arbeitskollege, der so nett war, mich nach Hause zu begleiten.«

»Nett schien er mir, ja. Ein hübscher Junge. Also, wenn ich in deinem Alter wäre ... Ich würde ihn nicht von der Bettkante schubsen.« Rosa schmunzelt. Oma kichert.

Ich stürme an ihnen vorbei, haste die Treppe hinunter und rette mich in die Küche. Oma wird es sowieso wieder vergessen. Aber Rosalina werde ich bei Gelegenheit nochmal klarmachen, dass da nichts läuft.

Ich setze Kaffee auf und bereite mir ein Müsli zu. Mit der Schale in der Hand lehne ich mich an die Fensterbank, esse und schaue in den bewölkten Himmel. Omas Reaktion auf den Stromausfall gibt mir zu denken. Bisher ist Oma körperlich ganz fit und ich hoffe einfach ganz fest, dass es, wie es jetzt läuft, noch eine Weile funktioniert. Wenn sie so pflegebedürftig wird, dass Rosalina sie allein nicht mehr versorgen kann ...

Das konstante Schlürfen der Kaffeemaschine verstummt. Die Aussicht auf den dringend benötigten Koffeinschub stoppt die Grübeleien über meine Zukunftssorgen. Bis jetzt habe ich immer einen Weg gefunden und alle Herausforderungen gemeistert. Ich hole aus dem Kühlschrank die Hafermilch heraus, gebe einen Schuss in einen Becher und schenke mir Kaffee ein.

Oma und Rosa kommen herein.

»Wie heißt dein Freund?« Oma sieht mich direkt an. Oh Mann, was hat Rosa ihr nur erzählt?

»Morton ist ein Arbeitskollege, Oma«, stelle ich richtig und werfe Rosa einen eindringlichen Blick zu.

»Ein hübscher Arbeitskollege«, ergänzt Rosa unbekümmert.

»Das ist Ansichtssache«, murme ich und küsse Oma auf die Wange. »Ich muss los. Sonst verpasse ich den Bus. Mein Fahrrad hat einen Platten.«

»Oh, das ist ärgerlich.« Rosa umarmt mich und flüstert mir ins Ohr: »Schau ihn dir nochmal an. Der Junge ist wirklich hübsch.«

Ich schüttele nur den Kopf. »Soll ich ihm deine Telefonnummer geben?«, erwidere ich frech. »Vielleicht steht er ja auf reife Frauen.«

Rosa lacht. Oma und ich stimmen mit ein. Mein Lachen tönt eine Oktave zu hoch in meinen Ohren. Außerdem meldet sich in mir eine Stella-Teenagerversion, die wild mit den Fingern schnipst, die Lippen zu einem Schmollmund verzieht und schwärmt, dass Rosa recht hat. Puh, wie soll ich den Tag nur mit mir selbst überstehen? Und mit dem hübschen Jungen.

# Kapitel 20

## *Morton*

Ein Blick in den Spiegel bestätigt: Ich sehe heiß aus. Die blonden Haare wie zufällig verwuschelt. Das sonnige Wetter hat mein Gesicht leicht gebräunt, wodurch meine blauen Augen noch stechender wirken als ohnehin schon. Wie sagte mal eine Ex? Ein Blick in meine Augen würde reichen, um feucht zwischen den Schenkeln zu werden.

Ich ziehe eine Augenbraue hoch, lächle selbstzufrieden, fahre mit den Fingern über die Bartstoppeln am Kinn. Das schwarze T-Shirt sitzt eng über der trainierten breiten Brust. Ich spanne die Brustmuskeln an, erst links, dann rechts, dann beide zusammen. Ich schiebe einen Daumen in den Bund meiner Jeans. Sie sitzt so tief, dass der Calvin Klein-Schriftzug der Boxerbrieft sichtbar ist. Das T-Shirt zupfe ich so zurecht, dass sich auf der linken Seite der Ansatz des ausgeprägten V-Muskels zeigt. Ich mache ein Selfie und lade es auf Instagram hoch. *Ready 4u* schreibe ich und veröffentliche es.

Da es laut Wettervorhersage gegen Nachmittag anfangen soll zu regnen und ich abends zum Sport will, fahre ich mit meinem

Auto an die Außenalster. Zum Glück finde ich auf Anhieb einen Parkplatz.

Ich bin eine Viertelstunde zu früh bei *Lottis & Tonis Eisliebe* und treffe auf verschlossene Türen. Komisch. Das sieht Charlotte gar nicht ähnlich. Meine Schicht beginnt um zehn Uhr, wenn das Café offiziell aufmacht. Charlotte ist für gewöhnlich mindestens eine halbe Stunde vorher da. Wollten Toni und sie nicht hier übernachten?

Ich schaue zu *Tonis Gelati-Express* rüber. Auch da sind alle Schotten dicht. Na gut. Ich setze mich auf eine der Holzbänke auf der Außenterrasse vor dem Café und ziehe mein Handy aus der Hosentasche. Mein Selfie performt ordentlich, sowohl die Aufrufe als auch die Interaktionen. Zwei Direktnachrichten sind aufgelaufen. Die erste ist eine Anfrage, ob ich Bock hätte, ein sensationelles Anti-Schuppen-Produkt eines Start-Ups zu promoten. Sie würden mir ein kostenloses Probeset zusenden. Haben die keine Augen im Kopf? Sieht man auf meinen Fotos auch nur eine Schuppe auf dem T-Shirt? Nein! Kurz bin ich versucht, ihnen zu raten, sich die Schuppen von ihren Augen zu waschen. Aber das wäre unprofessionell und somit belasse ich es bei:

*Vielen Dank für die Anfrage. Ich bin nicht daran interessiert.  
MFG M.O.*

Die nächste Nachricht ist von Sandy. Was will die denn schon wieder?

*Sehr sexy, lieber Morton. Du schuldest mir noch eine Antwort.  
Ein Kussmund-Smiley hinterher.*

Habe ich etwas verpasst? Schulden tue ich ihr gar nichts.

»Guten Morgen«, höre ich Stellas Stimme und sehe auf. Ihre roten Haare trägt sie heute offen. Sie fallen lockig bis über ihre Schultern. Mein Blick wandert über ihre grüne Strickjacke bis zu ihrer blauen Jeans, weiter zu weißen Sneakers. Mein Herz

hüpft wie ein Gummiball. *Verdammt, es ist nur Stella, sage ich ihm.*

»Guten Morgen.«

»Ist noch nicht offen?« Stella deutet mit dem Kopf zum Eingang.

»Nein.«

In dem Moment wird von innen die Tür aufgerissen.

»Es tut mir leid«, ruft Charlotte etwas atemlos. »Wartet ihr schon lange? Wir haben ... verschlafen.« Ihre Wangen laufen rot an.

Ich unterdrücke ein Grinsen, nehme zur Kenntnis, dass sie ihr T-Shirt auf links und mit dem Waschetikett vorn an ihrem Hals trägt.

Toni tritt hinter sie, schlingt seine Arme um sie und stützt sein Kinn auf ihren Kopf. »Also, ich bin mir hundertprozentig sicher, dass ich in den letzten sechzig Minuten alles andere als geschlafen habe.« Er lächelt breit.

»Toni!« Charlotte wird noch röter und schlägt ihm auf den Arm.

»Du hast dein T-Shirt falsch rum an«, raunt er ihr so laut ins Ohr, dass wir es hören, und wackelt mit den Augenbrauen.

»Was?« Charlotte schaut an sich herab, legt ihre Hände an ihre Wangen, dreht sich um und eilt nach drinnen.

Toni zuckt mit den Achseln. »Sorry, wenn ihr warten mussten.« Er schaut auf die Uhr. »Oh, jetzt muss ich mich aber beeilen, sonst stehen meine Stammgäste vor verschlossenem Wagen.« Er läuft über die Terrasse, springt die vier Stufen der Treppe runter und joggt zu seinem Eiswagen.

Ich erhebe mich und folge Stella zum Eingang.

Charlotte kommt die schmale Treppe aus dem Dachgeschoss herunter. »Sorry ...«

»Kein Problem«, sage ich, »Wir haben doch alle schon mal«, ich male Gänsefüßen in die Luft, »verschlafen.«

Charlotte fängt an zu husten. Stella wirft mir einen bösen Blick zu.

»Was ist, Karottenlöckchen? Hast du noch nie – verschlafen?«, frage ich sie provozierend.

Sie wendet sich ab und murmelt etwas von »Bringe nur kurz meine Tasche nach oben« und steigt die Treppe ins Dachgeschoss hinauf.

»Okay, nachdem wir alle unseren Spaß hatten«, Charlotte muss selbst über ihre zweideutigen Worte grinsen, »Morton, könntest du draußen die Tische abwischen?«

»Klar.« Darin bin ich inzwischen Profi. In der Küche nehme ich mir einen Eimer und lasse heißes Wasser einlaufen.

Stella kommt herein, ihre grüne Strickjacke hat sie abgelegt und eine der gebrandeten Eisliebe-Schürzen übergezogen. Ihre Haare sind jetzt zu einem Zopf geflochten. Ich beobachte, wie sie sich durch den Raum bewegt, leise, geschmeidig. Wie sie aus dem Kühlschrank eine der Torten herausholt, sie abstellt, nach einem Messer greift und konzentriert in Stücke schneidet, wobei die Spitze ihrer Zunge im linken Mundwinkel sichtbar wird. Mein Blick gleitet weiter über ihren Körper, ihre Beine. Unter meinen Fingern meine ich, ihre Haut zu spüren.

Während das Wasser plätschert, schweift meine Fantasie weiter ab. Ich male mir aus, wie ich auf Stella zugehe. Sie zurückdränge, bis sie mit ihrer Rückseite gegen die Edelstahl-arbeitsplatte stößt. In meinem Kopfkino hebe ich Stella hinauf, drücke bestimmt ihre Beine auseinander, stelle mich zwischen sie, greife nach ihrem Zopf, öffne ihn, fahre durch die roten Locken. Sie beißt sich auf die Unterlippe, reckt mir ihren hungrigen Mund entgegen. Mein Schwanz zuckt.

»Du läufst über«, macht Stella mich aufmerksam und deutet mit dem Kinn auf den übervollen Eimer.

Fuck! Schnell drehe ich den Hahn ab, gebe einen Schuss Seife zum Wasser und werfe einen Lappen in den Eimer. »Ich nicht«, korrigiere ich sie anzüglich. »Ich war noch nicht so weit.«

»Ist dein Hirn heute zwischen die Beine gerutscht?« Sie öffnet den Kühlschrank und holt eine weitere Torte heraus. »Ach, ich vergaß, da ist ja nicht viel, was rutschen kann.«

»Mir könnte gleich aus Versehen etwas ganz anderes aus der Hand rutschen, das dafür sorgt, dass du nicht nur feucht, sondern nass wirst.« Ich strecke Stella den Eimer entgegen, remple sie im Vorbeigehen an. Das Wasser schwappt. »Willst du wieder einen auf Miss-wet-Shirt machen?«

»Nein«, kreischt sie, weicht mir aus. »Weißt du, woran man erkennt, dass ein Blonder am Kühlschrank war? An den Knutschflecken auf den Eiern.«

»Ha, ha, das funktioniert nur mit Blondinen. Und glaube mir, die können nicht nur knutschen.« Ich bleibe im Türrahmen stehen. »Das weiß ich aus Erfahrung.«

»Na wie gut, dass ich keine Blondine bin«, gibt Stella zurück.

»Da sind wir ausnahmsweise mal einer Meinung.«

»Idiot«, murmelt Stella so laut, dass ich es hören kann.

»Was ist hier los?« Charlotte stemmt ihre Hände in die Hüften. »Ich dachte, ihr hättet gestern eure Zankereien ad acta gelegt.«

»Welche Zankereien?« Ich neige den Kopf leicht zur Seite, mache große Augen und ziehe unschuldig die Schultern hoch.

Charlotte sieht erst mich, dann Stella an, schüttelt den Kopf, als ob uns nicht zu helfen wäre. Ein Lächeln umspielt ihre Mundwinkel. »Ihr beide treibt mich noch irgendwann in den Wahnsinn.«

»Wenn, dann ist es Stellas Schuld«, behaupte ich dreist, dränge mich an meiner Chefin vorbei und widme mich den Tischen.

Vom Weitem sehe ich, wie Toni Violetta Mangold begrüßt und sie zu einem der Stühle begleitet. Herr Schröder wuselt um Tonis Beine herum, bis er seine Streicheleinheiten bekommt. Toni verschwindet in seinem Wagen und kehrt mit einer Tasse Kaffee und einem Glas Wasser auf einem Tablett zurück. Violetta zieht eine Zeitung aus ihrer Handtasche und wedelt damit. Toni lächelt breit, stellt das Tablett ab und setzt sich zu Violetta.

Da im Café noch nichts los ist, hole ich mir aus dem Lager Desinfektionsmittel, kehre auf die Terrasse zurück und wische die Eiskarten, die in kleinen Holzboxen auf den Tischen verteilt sind, ab.

Eine Gruppe nähert sich. Eine Frau mittleren Alters marschiert vorneweg. Sie hält einen geschlossenen Regenschirm in die Luft und redet auf Englisch so laut, dass ich es hören kann. Die anderen, ich zähle durch, zwanzig Leute watscheln ihr hinterher. Die Truppe steuert auf Tonis Eiswagen zu. Toni unterbricht seine Unterhaltung mit Violetta. Sie umarmen sich. Violetta nimmt Herrn Schröder an die Leine und geht ihres Weges. Toni schaut ihr hinterher und steigt in seinen Eiswagen.

Na, wenn die alle Eis oder Kaffee wollen, wird Toni sicher froh über Hilfe sein. Ich bringe das Desinfektionsmittel zurück ins Lager. »Charlotte?«, rufe ich nach oben ins Dachgeschoss, da ich sie unten nicht sehe. »Ist es okay, wenn ich zu Toni rübergehe und ihm helfe? Da müssen zwanzig Touris versorgt werden.«

»Oh, ja sicher!« Sie kommt die Treppe herunter, der Laptop klemmt unter ihrem Arm. »Frage ihn doch bitte, ob er heute Nachmittag zumacht oder ob Luca, du oder Stella einspringen

können. Wir müssen zur außerordentlichen Marino-Familienratstagung.«

»Alles klar.«

Wir arbeiten Hand in Hand. Toni bedient die Kaffeemaschine. Ich kümmere mich um die Eiswünsche.

»Puh«, ächzt Toni, als die Reisegruppe versorgt ist. »So ein Ansturm an einem Montagmorgen ist ungewöhnlich. Danke für deine Hilfe.«

»Kein Problem. Die eine Frau meinte, sie hätten auf Instagram von dir gelesen. Irgendein amerikanischer Travel Influencer hatte dich unter den Top fünf *Bestes Eis* in Hamburg aufgeführt.« Ich stoße ihn mit der Schulter an. »Kannst du mal sehen, Toni. Dein Eis ist berühmt.«

»Ach Quatsch«, er winkt ab. »Also, klar freue ich mich, wenn mein Eis so gut ankommt. Aber es muss alles überschaubar bleiben. Wenn ich gar keine Zeit mehr finde, mit meinen Gästen zu plaudern oder neue Eissorten zu kreieren, würde mir etwas fehlen. Falls das Wetter nachher tatsächlich schlecht sein sollte, werde ich an meiner neusten veganen Kreation arbeiten.« Tonis Augen leuchten vor Begeisterung.

»Was für ein Eis wird es?«

»Ich nenne es Berry Dreams. Auf der Basis von Waldbeeren, Bananen und dazu vegane Milch oder Joghurt. Da bin ich noch am Ausprobieren.«

»Wenn es zu Spicy Summer Mint passen soll, müsstest du noch etwas Scharfes hinzugeben«, überlege ich laut. Spicy Summer Mint ist Tonis neueste Sommersorte, ein Eis mit Zitrone, Ingwer und Pfefferminz.

Toni legt seinen Kopf leicht schief, spitzt die Lippen und streicht sich über den Dreitagebart am Kinn. »Sehr gute Idee.

Hm, nur was? Ingwer wie im Spicy Summer Mint passt nicht.«

Ich schaue rüber zum Café, sehe Stella, wie sie die Papierservietten am Take-away-Tresen auffüllt. Eine rote Haarsträhne hat sich aus ihrem Zopf gelöst und erinnert mich an mein Kopfkino von vorhin. »Chili«, schlage ich vor, ohne meinen Blick abzuwenden.

»Ja!« Tonis Schlag auf meinen Oberarm holt mich wieder zurück. »Das ist genial, Morton.« Er zieht eine Schublade unterhalb der Arbeitsplatte auf, holt einen Bleistift und ein etwas abgewetztes Notizbuch heraus. Er blättert es durch, bis er die gewünschte Seite erreicht, und notiert in Großbuchstaben CHILI. »Frische Schoten, getrocknete Chiliflocken oder Chilipulver?«, fragend sieht er mich an.

Ich pruste los. »Keine Ahnung! Du bist der Experte.«

»Ich werde es einfach in allen Varianten durchtesten.« Er klappt das Notizbuch wieder zu. »Chili Berry Dreams. Das ist großartig.«

»Sollen wir es auf Insta anteasern?« Ich zücke mein Handy. »Nur, dass du an etwas Neuem arbeitest und es rot und scharf wird.«

»Fruchtig und scharf«, korrigiert Toni, »okay.« Wir posieren für die Kamera.

Während ich das Bild hochlade, einen kurzen Text und Hashtags ergänze, fragt Toni wie beiläufig: »Seid ihr gestern gut nach Hause gekommen?«

»Es hat etwas länger gedauert. Stellas Fahrradreifen ist auf der Hälfte der Strecke die Luft ausgegangen. Das Ventil ist kaputt. Aber selbstverständlich habe ich unser Rotkäppchen bis zur Oma nach Hause gebracht und vor dem bösen Wolf beschützt.« Ein bitterer Unterton schwingt zwischen den Zeilen mit und ich hoffe, dass Toni ihn nicht bemerkt. Vergeblich.

»Was war los?« Er runzelt leicht die Stirn und sieht mich forschend an. »Ich hatte den Eindruck, ihr hättet euch gestern Abend ganz gut verstanden. Ohne euch gegenseitig auf die Palme zu bringen.«

»Ach, vergiss es«, blocke ich ab. »Der Eindruck täuscht.« Ich verschränke die Arme vor der Brust.

»Schade«, meint Toni. »Es hat für mich echt so ausgesehen.« Er schiebt sein Notizbuch wieder zurück in die Schublade. »Würdest du eben Violettas Geschirr abräumen?«

Ich nicke, gehe hinaus, stelle Glas und Tasse auf ein Tablett und erwische mich dabei, dass ich zum Café starre und Stella beobachte, wie sie die Eistheke am Take-away auffüllt. Ich schätze es, dass Toni den gestrigen Abend auf sich beruhen lässt. Obwohl ich mich immer noch frage, was los war. Ein unterschwelliges Gefühl lässt mich vermuten, dass Stella zu Hause Probleme hat. Und da sie den großen Bruder in mir weckt, würde ich mir wünschen, dass sie sich mir anvertraut, damit ich ihr helfen kann oder sie zumindest nicht allein da steht. Vielleicht hat sie ja doch einen Freund und es war ihr unangenehm, dass ich einfach so ins Haus gestieft bin. Ach, was zerbreche ich mir überhaupt den Kopf darüber. Ich muss das unbedingt abstellen.

»Bist du eingefroren?« Toni tippt mit einem Finger an meine Schulter.

Ich wende meinen Blick von Stella ab. »Äh, nein. Ich wollte nur sehen, ob unser Redhead drüben mit dem Eis zurechtkommt.«

»Weißt du, woran ich erkenne, dass alles gut ist?« Tonis Mundwinkel zucken nach oben. »Am Violetta-Tassen-Indikator.« Er deutet auf die Tasse auf dem Tablett. »Violetta trinkt jeden Morgen einen Kaffee, hinterlässt kirschroten Lippenstift am Rand und eine Kaffeepfütze von exakt fünf Milliliter in

der Tasse. Aus Spaß habe ich es mal zwei Wochen lang nachgemessen.«

Hä? Was hat das jetzt miteinander zu tun? Ich runzle die Stirn. »Ich kann dir nicht folgen.«

Toni lacht. »Das macht nichts. Manchmal kann ich mir selbst nicht folgen.« Er nimmt mir das Tablett aus der Hand. »Hast du Lust, einen Kaffee mit mir zu trinken? Mir scheint, du könntest einen vertragen, und ich hatte noch keinen. Ich verordne uns jetzt fünfzehn Minuten Kaffeepause. Kaffee oder Espresso?«

»Kaffee schwarz, aber ...«

»Gut, setz dich doch.« Er deutet mit dem Kinn auf einen der Stühle und geht zurück in den Wagen.

Ein bisschen komisch komme ich mir vor, schließlich bin ich zum Arbeiten hier. Da Toni es offensichtlich locker sieht und weder hier noch drüben im Café gerade die Bude brennt, nehme ich Platz und lasse mir von meinem Co-Chef einen Kaffee servieren. Mir fällt Charlottes Auftrag ein. »Ich soll dich übrigens fragen, ob du heute Nachmittag zumachst oder Luca oder einer von uns deinen Wagen übernehmen soll. Ihr hättet eine außerordentliche Familienratstagung.«

»Ach ja«, Toni fasst sich mit beiden Händen an den Kopf. »Ich glaube, wettertechnisch lohnt es sich kaum, Luca extra herzubitten.« Er kneift die Augen zusammen und schaut in den bewölkten Himmel.

»Ich habe heute lange Schicht. Ich könnte den Wagen übernehmen, bis Stella um neunzehn Uhr geht. Falls sie im Café Hilfe braucht, ist der Wagen schnell geschlossen.« Außerdem würde mir der Abstand zu ihr ganz guttun, denke ich mir. Und ich würde mich nicht ständig an den gestrigen Abend und den quasi Rausschmiss erinnern. »Also, wenn es für Charlotte und Stella passt.« Ich trinke einen Schluck von meinem Kaffee.

»Das wäre prima. Ich komme gleich mit rüber und bespreche es mit Lotti.« Er streicht über den Rand seiner Espressotasse.  
»Mir graut etwas vor heute Nachmittag.«

»Wieso?«

»Na ja, stell dir vor, du sitzt mit deinen Eltern und vier älteren Schwestern an einem Tisch. Alle reden gern, diskutieren lautstark und wollen sich Gehör verschaffen.« Toni verzieht das Gesicht. »Also grundsätzlich liebe ich meine Familie und am Ende finden wir immer eine einvernehmliche Lösung. Nur der Weg dorthin kann mitunter etwas anstrengend sein.«

Ich zucke mit den Schultern. »Es hört sich zumindest fair an, wenn alle ihre Meinung sagen dürfen und angehört werden.«

»Ja, das stimmt. Hast du Geschwister?« Tonis Frage hört sich ehrlich interessiert an.

»Einen Bruder«, antworte ich knapp, weil es eher ungewöhnlich ist, dass ein Dreiundzwanzigjähriger einen siebenjährigen Bruder hat.

»Ist er jünger oder älter?«

»Jünger.«

»Du möchtest nicht über ihn reden?« Toni schaut mir direkt in die Augen. »Sorry, ich interessiere mich einfach für Menschen und ihre Geschichten.«

»Nein, schon gut. Ich bin superstolz auf ihn«, erkläre ich eilig.  
»Ole ist sieben Jahre alt, ein Nachkömmling.« Ein Affärenunfall von Steffi.

»So wie ich«, meint Toni und lacht. »Okay, nicht ganz. Zwischen meiner jüngsten älteren Schwester und mir liegen sieben Jahre.«

»Wir haben unterschiedliche biologische Väter, aber keinen Kontakt zu ihnen. Deshalb will ich ihm zumindest ein guter Bruder sein.« Toni macht es einem leicht, über persönliche Sachen

zu reden. Er hat eine offene und verständnisvolle Art. Er urteilt nicht.

»Das bist du bestimmt. Bringe ihn doch gern mal mit. Ich bin davon überzeugt, Hannah und Linus würden ihn geradewegs adoptieren.«

Die neunjährige Hannah und der zwölfjährige Linus gehören zu Tonis Freunden. Hannah war wohl diejenige, die Charlotte erst auf die Idee gebracht hatte, dass ihr Café und Tonis Eiswagen sich prima ergänzen.

»Ole war vorletzte Woche kurz hier, ich lade ihn gern mal wieder ein. Das vegane Eis hat ihm geschmeckt«, berichte ich. »Hannah und Linus habe ich länger nicht mehr gesehen.«

»Linus ist mit seinen Eltern verreist. Keine Ahnung, wie sie es gedeichselt haben, dass er schon vor Ferienstart aus der Schule durfte. Hannah ist viel bei den *Alsterkids*. Da hat sie schnell Anschluss gefunden und das freut mich sehr für sie. In der Schule hat sie es nicht einfach, wurde geärgert und ausgegrenzt. Seit ich Linus und sie connecten konnte, ist es besser geworden. Er beschützt sie wie ein großer Bruder.«

»Kinder können ganz schön fies untereinander sein.« Zum Glück gehörte ich in der Schule schon immer zu den Größten in meinem Jahrgang, und nachdem mein Vater abgehauen war, hatte ich eine dicke Schutzmauer um mich aufgebaut. Wer nichts an sich ranlässt, kann auch nicht verletzt werden. Nach außen wirke ich dadurch mitunter überheblich oder arrogant. Das ist mir ziemlich egal.

»Hat Stella Geschwister?«, erkundigt sich Toni wie beiläufig.

»Woher soll ich das denn wissen?«, erwidere ich harsch.

Toni hebt seine Hände. »Sorry, es war nur eine Frage. Ich dachte, dass ihr euch vielleicht gestern auf dem Heimweg unterhalten habt.«

»Ja, nein, sie hat keine Geschwister«, erinnere ich mich an unser Gespräch und zupfe mir den nicht vorhandenen Bart am Kinn. »Sie lebt mit ihrer Oma zusammen.« Ich mache eine Pause, fahre mir über den Nacken. Eigentlich würde mich Tonis Meinung zu Stellas gestrigem Verhalten interessieren. Aber ich bin mir unsicher, ob es ihr recht wäre, dass ich mit ihm über sie spreche. Nun, sie hätte mir die Situation ja erklären und mich bitten können, es für mich zu behalten. Hat sie aber nicht. »Gestern Abend war da noch eine ältere Frau, eine Rosalina. Keine Ahnung, wer das war.« Ich rede nicht weiter.

In der Stille sieht Toni mich aufmerksam an, bleibt aber stumm.

»Ach, es war einfach eine ganz komische Situation«, platzt es aus mir heraus. »Wir standen draußen, dann fiel der Strom aus und im Haus fing jemand an zu schreien. Also so thrillermäßige Schreie. Stella ist wie eine Besengte rein gerannt. Dann ging das Licht wieder an und die Schreie hörten auf.« Ich berichte Toni, was weiter geschah. »Vielleicht hätte ich einfach gehen sollen, aber ich dachte, dass etwas passiert ist oder Stella Hilfe braucht.«

»Du hast das Richtige getan. Gut, dass du ihr nachgegangen bist.« Toni lehnt sich in seinem Stuhl zurück und verschränkt die Hände hinter seinem Kopf.

»Am Ende hatte ich eher den Eindruck, sie war froh, dass ich endlich verschwinde.« Ich versuche, es lustig klingen zu lassen, als ob es mir nichts ausgemacht hätte.

»Meinst du?«

»Ja, ich habe ein sehr feines Gespür dafür und merke, wenn ich nicht erwünscht bin. Es ist auch egal.« Ich stehe auf. »Wir müssen bei der Arbeit miteinander auskommen, aber ansonsten kann ja jeder machen, was er will.«

»Vielleicht ist ihre Oma krank und es war ihr unangenehm, dass du es mitbekommen hast«, erwidert Toni.

»Warum?«

»Das solltest du sie besser selbst fragen.« Toni steht ebenfalls auf und streckt sich. »Ich kann dir nur raten, redet miteinander. Das hilft und davon ist noch niemandem ein Zacken aus der Krone gebrochen.« Er klopf mir aufmunternd auf die Schultern.

Mmpf. Ich habe zwar keine Ahnung, von welcher Krone er spricht, aber Tonis Worte hallen nach, als ich rüber zum Café gehe.

# Kapitel 21

## *Stella*

Verdammt noch mal! *Ich muss niemandem Rechenschaft ablegen*, ermahne ich mich selbst. Wieder und wieder. Damit dieses blöde Gefühl, ich wäre Morton eine Erklärung schuldig, endlich verschwindet. Dass heute wenig los ist im Café, macht es kaum besser. Zu oft wandern meine Gedanken zurück zum gestrigen Abend. Zu Mortons Gesichtsausdruck, nachdem ich ihn quasi rausgeworfen habe. Von einem Moment zum anderen hat sein Blick kalt gewirkt, seine schönen, markanten Gesichtszüge hart und geradezu herablassend. Stopp, habe ich eben wirklich *schöne Gesichtszüge* gedacht? Oh Mann, da hat mir Rosa echt einen Floh ins Ohr gesetzt.

»Stella?« Charlotte fuchtelte mit der Hand vor meinen Augen. Ich schreckte zusammen. »Ja?«

»Wenn du gedanklich wieder auf der Erde angekommen bist, würde ich gern mit dir die Einsatzpläne für die nächsten Wochen besprechen.« Charlotte platziert ihren Laptop auf dem Tresen.

»Ja, klar.« Ich stelle das Glas, das ich vermutlich seit geschlagenen fünf Minuten poliert habe, ins Regal und lege das Geschirrtuch beiseite. »Entschuldige.«

Charlotte sieht sich um. »Morton, könntest du dich für zehn Minuten um den Gasträum und den Take-away kümmern?«

»Sicher.« Er verlässt seinen Posten hinter dem Tresen und schlendert zu uns rüber.

»Für fünfzehn Uhr hat sich kurzfristig eine Gruppe mit acht Personen angemeldet. Schieb doch schon mal zwei Tische zusammen und stelle die *Reserviert*-Tafel drauf. Toni und ich werden dann schon weg sein.«

»Das ist kein Problem«, werfe ich ein. »Ich bin schon mit größeren Gruppen zurechtgekommen.« Wir haben vereinbart, dass Morton ab vierzehn Uhr den *Gelati-Express* übernimmt und ich den Betrieb im Café manage.

»Ich weiß«, entgegnet Charlotte. »Aber wenn es zu viel wird, dann ...«

»Dann schlägt unser Feuermelder hier Alarm«, Morton legt einen Arm um meine Schultern, »und ich bin zur Stella.« Er grinst selbstgefällig, als würde er Applaus für seinen Wortwitz erwarten.

»Pff«, mache ich und winde mich unter seinem Arm heraus. »Bis du vorher deine Haare gestylt und deine fünf Selfies für deine Fans geschossen hast, ist längst Feierabend.«

»Spricht da der Neid aus dir? Ich habe wenigstens Fans.«

»Stopp!« Charlotte greift mich am Arm. »Wir setzen uns draußen hin, und du, Morton, legst dein Handy weg und tust, was ich dir gesagt habe.«

»Jawohl, Chefin.« Er nimmt ein Stück Kreide aus der Stiftebox auf der Ablage und eine der Tafeln, die wir für die Reservierungen nutzen. »Auf welchen Namen läuft der Tisch?«

»Irgendwas mit Strick«, sagt Charlotte und kraust die Stirn. »Schau auf dem Tablet nach. Ich habe es eingetragen.«

Charlotte setzt sich mir gegenüber und klappt ihren Laptop

auf. Ihre Miene sieht ernst aus. Ihre geschlossenen Lippen bilden eine gerade Linie. Sie blickt mich direkt an.

Mir wird mulmig. Habe ich etwas falsch gemacht? Hat sich jemand über mich beschwert?

»Ist alles in Ordnung?«, Charlottes Gesichtszüge werden weicher. »Du siehst gerade aus wie ein verschrecktes Kaninchen.«

»Wenn man das ungute Gefühl hat, dass einem gleich die Pistole auf die Brust gesetzt wird, ist das durchaus verständlich, oder?«, erwidere ich zaghaft.

Charlotte lehnt sich vor und stützt sich mit den Unterarmen auf dem Tisch auf. »Oh, das tut mir leid, das war nicht meine Absicht.«

Ich merke, wie sich meine innere Anspannung löst, und puste hörbar die Luft aus.

»Tatsächlich wollte ich mit dir die Einsatzplanung besprechen.« Charlotte wirft einen Blick auf ihren Laptopbildschirm. »Wie passt es bisher für dich mit dem Stundenvolumen?«

»Sehr gut!«, antworte ich schnell. »Jetzt in den Semesterferien möchte ich so viele Stunden wie möglich mitnehmen.«

»Bist du dir sicher, dass es dir nicht zu viel wird? Du hast ja auch noch ein Privatleben.« Charlotte schaut mich an, als hätte sie an meine Tür geklopft und würde abwarten, ob sie sich öffnet.

»Ja, ich bin mir sicher. Sonst würde ich dir Bescheid sagen«, erkläre ich entschieden.

»In Ordnung.« Sie senkt ihren Blick, malt mit einem Finger Kreise auf den Holztisch. »Weißt du, bevor ich Toni kennengelernt habe, bin ich durchs Leben gerannt, immer das nächste große Ziel vor Augen. Auf der Suche nach Anerkennung und Liebe von Menschen, die nie bereit waren und es auch nie werden würden, mir diese zu geben. Ich habe gelernt.« Sie sieht auf

und fokussiert mich. »Ich will damit nur sagen, dass es wichtig ist, auch mal stehen zu bleiben oder einen Gang zurückzuschalten, sich im Alltag nicht selbst zu vergessen.«

Ich weiche ihrem Blick aus. Ich weiß das. Wie oft hat Rosa mir gesagt, ich soll das Leben mehr genießen. Na, wir haben ja gestern erlebt, was dabei rauskommt. Nein, nein. Ich werde mich um Oma kümmern, wer weiß, wie lange sie mich erkennt und noch lebt.

»Toni und ich sind sehr froh, auf dich und Morton zählen zu können. Du siehst aber, dass an einem Tag wie heute eigentlich zu wenig zu tun ist. Wir können uns zwar etwas an den Wettervorhersagen orientieren, aber die sind alles andere als zuverlässig.« Meine Chefin runzelt die Stirn, schaut zum Himmel, an dem sich dunkle Wolken auftürmen. »Für den Sommer habe ich für dich und Morton volles Stundenpensum einkalkuliert, daran soll es nicht liegen. Sofern du nicht reduzieren möchtest, würde ich dir gern für solche Tage alles rund um unsere Online-Kundenkommunikation anvertrauen, also die Google-Bewertungen, Tripadvisorrezensionen und sonstige Plattformen. Kommentare und Einträge prüfen, darauf reagieren und so weiter. Wir können uns das gern bei Gelegenheit zusammen anschauen. Was meinst du dazu?«

Okay. Bisher habe ich zwar wenig Berührungspunkte mit derlei Plattformen, aber es ist sicherlich kein Zauberwerk.

»In Ordnung, wenn du mir zeigst, wo, wie was funktioniert, kann ich das gern übernehmen.«

»Morton werde ich bitten, dass er sich unserer Social-Media-Kanäle annimmt. Der Cafébetrieb und der Eiswagen haben natürlich immer Vorrang«, betont Charlotte. »Darüber hinaus werdet ihr beide mindestens einen freien Tag pro Woche haben. Natürlich nicht gemeinsam ...« Sie zwinkert mir zu.

»Zum Glück«, murmle ich und die Teenagerversion in mir stampft empört mit dem Fuß auf.

»Warum giftet ihr euch eigentlich schon wieder an? Ist gestern Abend etwas vorgefallen?« Charlotte klappt ihren Laptop zu.

»Morton fängt doch immer an«, verteidige ich mich und zupfe an meinen Fingerspitzen.

»Ich habe nicht danach gefragt, wer anfängt, sondern ob etwas vorgefallen ist.« Charlottes Stimme klingt wie ein sanfter Anstupser.

Ich beiße mir auf die Unterlippe und schüttele den Kopf.

»Toni hat vorhin so etwas angedeutet.«

»Was?«, rutscht es mir heraus. Hat Morton ihm das etwa erzählt? Verdammter Idiot! »Ich meine, wie kommt Toni darauf?«, schiebe ich aufgebracht hinterher. In mir wallt eine heftige Mischung aus Panik und Wut auf. Panik, weil mir vielleicht aus falscher Rücksicht weniger Stunden zugeteilt werden, Wut, weil Morton offensichtlich hinter meinem Rücken über mich geredet hat.

»Vielleicht gibt es Menschen, die sich um dich Sorgen machen?«

»Dazu gibt es keinen Grund. Ich komme sehr gut allein zurecht.« Die heftige Mischung in mir kocht über. »Wenn deine Mutter an Krebs stirbt, nachdem sie ihn einmal besiegt hatte und du mit achtzehn Jahren nur noch deine Oma hast, die später die Diagnose Demenz erhält, dann musst du allein zurechtkommen können.« Die Worte brechen wie ein Schwall aus mir heraus. Tränen schießen mir in die Augen. Ich springe auf, laufe halb blind ins Café, direkt in Morton.

»Hey, pass doch auf, wo du ...«, er stockt, »hinläufst.«

Ich wische mir die Tränen aus dem Gesicht, will Morton umgehen, doch er fasst mich an den Schultern. »Was ist passiert?«

»Du verdammter Idiot!« Ein Schluchzen bricht aus mir hervor. Mit den Fäusten trommle ich auf Morton ein. Er weicht zurück, fängt die Schläge ab und presst mich im nächsten Moment fest an seine Brust. Schon wieder. Schon wieder fühlt es sich so gut an, dass meine Wut auf ihn verraucht, und ich lasse meinen Tränen ihren Lauf.

»Stella«, höre ich Charlottes Stimme hinter mir und spüre eine schmale Hand auf meinem Rücken. »Es tut mir leid.«

Ich schniefe und drehe mich ihr zu, soweit es mir in der festen Umarmung von Morton möglich ist. »Schon gut, du konntest es ja nicht wissen.« Ich drücke mich von Morton weg. Meine Tränen haben nasse Spuren auf seinem T-Shirt hinterlassen. Mit der Hand streiche ich darüber, als könnte ich sie wegwischen. »Sorry«, murmle ich.

»Seit ich mit dir zusammenarbeite, habe ich immer Ersatz dabei«, entgegnet er liebevoll und streicht mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Seine Berührung geht mir durch und durch. Ich muss an das Kätzchen denken, das sich auf ihm zusammenrollen und getröstet werden will.

Ich räuspere mich. »Entschuldigt bitte, ich brauche zehn Minuten Auszeit«, erkläre ich und verschwinde auf die Damen-toilette. Im Spiegel blickt mir mein verheultes, zerzaustes Ich entgegen. Da habe ich mir einen schönen Ausbruch geleistet. Seit wann bin ich so instabil und lasse mich vor anderen zu emotionalen Reaktionen hinreißen? Ich wasche mir das Gesicht mit kaltem Wasser, löse das Haargummi, entflechte den Zopf und fasse meine Haare vorerst zu einem unordentlichen Knoten zusammen. Der Kamm, den ich immer in meiner Tasche dabeihabe, wird wieder für Ordnung auf meinem Kopf sorgen. Das Chaos in meinem Kopf und generell in mir bedarf einer größeren Aufräum- und Sortieraktion.

## Kapitel 22

### *Morton*

Aus meiner Sporttasche im Auto hole ich mir ein T-Shirt. Keine Frage, der feuchte Fleck, den Stellas Tränen hinterlassen haben, ist kaum zu sehen. Doch der Weg zum Parkplatz und zurück verschafft mir eine willkommene Auszeit, Abstand zu diesem Schwall an Gefühlen, der über mich hereingebrochen ist. Mein Puls schlägt schnell. Ich fühle mich aufgewühlt. Als hätte ich drei Mortons in mir. Der große Bruder Morton will Stella so schnell wie möglich wieder an sich ziehen, sie trösten und vor allem beschützen, was sie in Tränen ausbrechen lässt. Diese Version tobt momentan am lautesten in mir, rede ich mir ein.

Den Mann Morton, der an nichts anderes denken kann, als ihre Finger, die mir über die Brust streichen, versuche ich zu ignorieren. Er will Stella so schnell wie möglich auf sich ziehen, sie küssen und alles, was sie traurig macht, vergessen lassen. Und dann ist da der kleine Morton, der von alldem nichts wissen will, weil er befürchtet, zurückgewiesen oder verletzt zu werden. Der springt und hüpf, reckt den Zeigefinger in die Höhe, kann sich momentan aber gegen keinen der beiden anderen Mortons Aufmerksamkeit verschaffen.

Als ich zurück ins Café kehre, fängt es an zu regnen. Charlotte fängt mich am Eingang ab. Sie deutet mit dem Kopf zur Damentoilette. »Sie braucht, glaube ich, noch ein bisschen Zeit für sich.«

»Was war denn überhaupt los?«

»Das muss sie dir selbst erzählen.« Sie berührt mich am Arm.  
»Danke, Morton.«

»Schon gut. Ich ziehe mich eben um.« Ich halte das T-Shirt in die Luft, steige die Treppen hoch nach oben. Von unten höre ich, wie Stella sagt: »Ich bin gleich wieder da. Ich muss mich nur eben frisch machen.«

Als Schritte auf der Treppe ertönen, wechsele ich schnell mein T-Shirt.

»Oh«, Stella bleibt auf der letzten Stufe stehen. Ihre Wangen sehen gerötet aus. »Ich wollte ...«, sie blickt zu ihrer Tasche, die auf dem Bett liegt, und schiebt sich an mir vorbei, »nur kurz an meine Sachen.« Stella holt einen Kamm hervor, löst ihr Haargummi. Ihre roten Locken fallen ihr bis zwischen die Schulterblätter. Sie dreht sich mit dem Rücken zu mir und kämmt ihre Haare. Wie magisch fühle ich mich angezogen und ehe ich mich versehe, stehe ich dicht hinter ihr.

Regen trommelt auf das Dachfenster, tatatatatam, *platsch*.

»Stella«, ich spreche leise, als könnte ich sie verschrecken. *Platsch, platsch*. Der Regen wird lauter. Mein Herzschlag ebenso. *Klopf, klopf*. Sie dreht sich immer noch nicht um, steht einfach nur da. Mit den Fingerspitzen berühre ich ihre Haare. Sie sind weich, samtig gerade zu. *Platsch, platsch, klopf, klopf, klopf*. Mein Oberkörper touchiert ihren Rücken. Stella weicht mir nicht aus. Ihr Atem geht schnell. Inzwischen klopft mein Herz lauter und schneller, als der Regen platscht. Auf zwei *platsch* kommen vier *klopf*. Ob sie es spürt? Wie automatisch fahre ich mit der Hand zu ihrer linken Schulter, schiebe ihre Haare auf die rechte Seite, lege

ihren Hals und das Ohr frei. Meine Lippen wollen ihre makellose Haut küssen, die Stellen unterhalb ihres kleinen Ohrs verwöhnen. Allein von der Vorstellung schießt Hitze durch mich, direkt zwischen die Beine.

Stella lehnt sich mit dem Rücken und ihrem Kopf gegen mich. Behutsam schlinge ich meine Arme um ihren Körper, verschränke sie unterhalb ihrer Brüste, spüre, wie Stella sich anspannt, wie sich ihr Brustkorb schnell hebt und senkt, genau wie meiner. Es bringt mich fast um den Verstand. Ich schließe die Augen, ignoriere die Enge in meiner Jeans, atme bewusst tiefer und langsamer. Stellas Atem passt sich meinem Rhythmus an. Bis sich unsere Brustkörbe im Gleichtakt heben und senken. Stumm stehen wir einfach so da. Sanft verbunden, allein über das Atmen. Ich genieße es, sie halten zu dürfen. Wenngleich sich meine Lippen auf den Weg zu ihrem Ohr machen wollen. Ich gebe ihrem Drängen nach, neige meinen Kopf langsamer als in Zeitlupe, um Stella den Raum zu lassen, mir ausweichen zu können. Sie zeigt jedoch keinerlei Anzeichen, dass ihr meine Nähe unangenehm wäre. Im Gegenteil. Sie legt ihren Kopf zur Seite und verschafft mir dadurch besseren Zugang. Millimeter trennen meinen Mund von ihrem Hals. Dann berühre ich ihn mit meinen Lippen, federleicht, hauche Kuss um Kuss auf ihre Haut, bis ich die Stelle unter ihrem knallroten Ohrläppchen erreiche. Stella gibt ein unterdrücktes Stöhnen von sich, das macht, dass ich sie zu mir drehen, ihren Mund erobern und auf die Matratze legen will.

»Morton? Könntest du bitte Pappbecher aus dem Lager holen?«, ertönt von unten Charlottes Stimme. Puh. Was für ein schlechtes Timing. Oder genau richtig. Wer weiß, zu was ich mich hätte hinreißen lassen. Ich lasse Stella los, wende mich ab und spurte die Treppe hinunter. Was habe ich mir nur gedacht?

Nichts, mein Hirn hat sich ausgeschaltet. Das ist ja das Problem.

Ich erledige meinen Auftrag und fülle gleich den leeren Dispenser im Take-away auf.

Die Tür vom Café geht auf, Toni kommt herein.

»Was für ein Wetter«, schimpft er und fährt sich durch die nassen Haare. Er drückt mir den Schlüssel für den *Gelati-Express* in die Hand. »Es wird sich vermutlich kaum lohnen, den Eiswagen offenzuhalten. Schau einfach, wie sich das Wetter entwickelt.« Entschuldigend zuckt er mit den Achseln. Charlotte kommt aus der Küche, schnurstracks geht Toni zu ihr und küsst sie.

»Morton, wir müssen jetzt los. Ich hole nur eben meine Jacke.« Sie huscht nach oben. Keine zwei Minuten später kommt sie die Treppe herunter, hinter ihr Stella. Unmittelbar beschleunigt sich mein Herzschlag und ein Vorhaben festigt sich in meinen Gedanken: Ich will Antworten haben. Und mehr.

# Kapitel 23

## *Stella*

Mist, verdammt! Schnell drehe ich das kalte Wasser auf und halte meine Hand drunter. Wie trottelig kann man eigentlich sein und sich am Teewasser verbrühen? Die Kälte betäubt den Schmerz, nicht aber die innere Hitze. Das warme Kribbeln unterhalb meines Ohrs, dort, wo seine Lippen mich berührt haben. Fuck, fuck, fuck. Das ist ... Das geht nicht, ich muss das abschalten. Das hat absolut nichts zu bedeuten. Er hatte Mitleid mit mir, das wird es gewesen sein. Und genau deswegen bevorzuge ich, mein Privatleben für mich zu behalten. Ich will kein Mitleid.

»Hallo?«, höre ich eine fröhliche Frauenstimme aus dem Gastraum. Ich stelle den Wasserhahn ab und eile aus der Küche zurück. Eine Gruppe von acht Frauen, ich schätze sie alterstechnisch auf etwa fünfunddreißig bis vierzig plus, wartet vor dem Tresen.

»Hm, der sieht lecker aus«, sagt eine Blondierte mit kurzem Bobschnitt. Sie hält einen geschlossenen, tropfenden roten Regenschirm in der Hand.

»Das Eis soll ganz hervorragend sein«, wirft eine Frau mit

braunen halblangen Haaren ein. Sie zieht den Reißverschluss ihres Regenmantels auf. Die rosafarbene Strickjacke, die sie darunter trägt, sieht selbstgestrickt aus.

»Ich möchte unbedingt den veganen Möhrenkuchen probieren«, redet eine andere dazwischen.

»Oh, schade, dass ich gegen Möhren allergisch bin«, erklärt die Nächste.

»Hallo zusammen, herzlich willkommen in *Lottis & Tonis Eisliebe*.« Ich hebe meine Stimme, um mir Gehör zu schaffen, verziehe meinen Mund zu einem Lächeln, ohne es in mir zu spüren, denn in meinem Inneren herrscht nichts als Gefühlschaos. »Ihr seid«, ich schaue ins Tablet auf die Reservierungen, »die *Strick-Chicks*?« Ungewöhnlicher Name, aber okay, vermutlich eine Handarbeitsgruppe.

Die Braunhaarige mit den halblangen Haaren nickt. »Wie es aussieht, wäre es gar nicht notwendig gewesen, zu reservieren.« Sie sieht sich um. Die acht Frauen sind die einzigen Gästinnen.

»Normalerweise ist um die Zeit ordentlich was los. Das Wetter lädt heute nicht gerade zum Eisessen ein.« Ich deute auf die zusammengeschobenen Tische, direkt an der Fensterfront zur Außenterrasse. »Dafür habt ihr die besten Plätze.«

»Und niemand stört sich an uns.« Die blondierte Kurzhaarige kichert. »Nicht wahr, Steffi?« Sie klopf der Braunhaarigen auf die Schulter.

»Du sagst es, Mel.« Steffi wendet sich an mich. »Können wir irgendwo unsere nassen Jacken aufhängen und die Schirme abstellen?«

»Klar, da drüben in der Garderobe.«

»Chickis, gebt mir doch eure Sachen.« Die Frau namens Steffi macht eine winkende Handbewegung. Sie scheint so etwas wie die *Leit-Chick* zu sein.

Nachdem Jacken und Schirme in der Garderobe verstaut sind, die Frauen sich an den Tisch gesetzt und die Karte studiert haben, nehme ich ihre Bestellungen auf. Es dauert eine geschlagene Viertelstunde, bis ich alles unter großem Durcheinandergerufe eingegeben habe. Puh! Ich unterdrücke ein Seufzen und eile hinter den Tresen, um als erstes Kuchen- und Tortenstücke auf Teller zu verfrachten.

Die Eingangstür geht auf. Morton kommt herein. Was will der denn hier? Prompt stellt sich das Gefühl seiner Umarmung wieder ein, seine starken Arme um meinen Körper, sein Oberkörper an meinem Rücken. Geborgenheit, Rückhalt ... Stopp! Wir sind Arbeitskollegen, mehr nicht. Okay, vielleicht so etwas wie freundschaftliche Arbeitskollegen. Die sich gegenseitig auf die Palme bringen. *Die sich aneinanderschmiegen*, seufzt die Teenagerversion in mir, *und Lippen auf den anderen pressen*. Oh Mann, ich brauche dringend mehr Distanz.

»Bah«, Morton schüttelt sich wie ein nasser Hund und schleudert Wassertropfen in alle Richtungen.

»Ich brauche keine Hilfe«, sage ich in einem betont gelassenen Tonfall. »Du kannst gleich wieder rüber schwimmen.«

»Tja, Karottenlöckchen, Anweisung vom Chef. O-Ton: Mach den Eiswagen dicht, räum alles auf und häng das *Geschlossen*-Schild ins Fenster. Bei dem Sauwetter kommt eh niemand.« Morton deutet auf seine nassen Klamotten. Sein T-Shirt klebt am Oberkörper und lässt keinen Muskel unverborgen.

Ich bemerke, dass ich ihn anstarre, und widme mich schnell wieder dem Möhrenkuchen.

»Ich lege mich erst mal trocken. Toni sagte, dass oben in der Kommode eine Jogginghose und ein Hoodie von ihm wären. Er hatte leider recht, dass die Markise vermutlich wieder klemmen würde.«

»Sieh zu, dass du hochkommst, sonst muss ich Schwimmreifen an die *Strick-Chicks* verteilen, weil du alles unter Wasser setzt.«

Er lacht.

»Morton? Bist du das?« Die Strickjacken-Steffi schiebt ihren Stuhl zurück und steht auf. »Was machst du denn hier? Das ist ein Zufall.« Überraschung liegt in ihrer Stimme. Mit einem vorsichtigen Lächeln, als könnte sie Mortons Reaktion nicht abschätzen, geht sie auf ihn zu. Die anderen Frauen sehen ihr hinterher und tuscheln miteinander.

Sein Gesicht gefriert zu einer kalten Grimasse. »Ich wollte mich kurz unterstellen«, presst er hervor.

Wie bitte, was ist denn hier los? Verwundert blicke ich von ihm zu ihr und wieder zurück. Dann macht es *klick*. Steffi. Die Steffi. Die Steffi, die ihn angerufen hatte, als das mit seinem Bruder Ole gewesen war.

»Willst du dich nicht einen Moment zu uns setzen?« Steffi zeigt zu ihren Frauen. »Ich würde dir gern meine Strick-Freundinnen vorstellen.«

»Nein!«, platzt es aus Morton heraus und in seine Augen tritt ein wütender Ausdruck.

Fieberhaft überlege ich, was ich tun könnte, um diese spannungsgeladene Situation aufzulösen. Doch mein Improvisationstalent lässt mich im Stich, weil ich den Eindruck habe: Was immer ich auch tue, es wäre verkehrt.

»Ich muss los.« Morton stürmt durch die Tür hinaus in den Regen. Sprachlos sehe ich ihm hinterher.

Steffi versucht, seinen überstürzten Abgang zu überspielen: »Mein Sohn, immer auf Achse. Hoffentlich erkältet er sich nicht, so durchnässt wie er ist.« Verlegen lächelt sie mich an und zuckt mit den Schultern. Doch die Verletztheit in ihren Augen entgeht mir nicht.

Den Nachmittag über kommen keine weiteren Gäste. Zum Glück. Die Strickgruppe sorgt dafür, dass es alles andere als ruhig im Café ist und mir die Arbeit nicht ausgeht. Morton kehrt nicht zurück. Ob ich will oder nicht – ich mache mir Sorgen um ihn. Eigentlich sollte ich sauer auf ihn sein. Einfach so abzuhaufen. Was, wenn ich tatsächlich Hilfe bräuchte? Je länger ich darüber nachdenke, umso mehr kommt die Wut in Wallung. Gut so! Um achtzehn Uhr brechen die Damen auf. Immerhin hinterlassen sie ein großzügiges Trinkgeld. Der Gedanke daran, dass ich es mit Morton teilen muss, gibt meiner Wut zusätzlichen Zunder.

Ich räume das Geschirr ab, ziehe die zusammengeschobenen Tische auseinander und wische sie ab. Um neunzehn Uhr muss ich los. Ich habe Rosalina versprochen, dass ich heute rechtzeitig zu Hause bin. Wenn Morton bis dahin nicht zurück ist ...

Ein Schwall kühler feuchter Luft drängt herein, als die Eingangstür aufgerissen wird. Es ist Morton. Er wirft mir einen kurzen Blick zu, stürmt ohne ein Wort die Treppe nach oben und lässt eine Spur aus Wasserlachen hinter sich zurück. Die kann er schön selbst aufwischen. Bei der Gelegenheit soll er gleich den kompletten Gastraum einmal durchfeudeln. Aber erst ist er mir eine Erklärung schuldig.

# Kapitel 24

## *Morton*

Scheiße! Ich schäle mich aus den triefenden Klamotten. Die Nässe ist bis in die Socken und meine Boxerbrieft gedrungen. Aus der Kommode hole ich ein Duschhandtuch, rubble mich trocken, schlüpfte in Tonis Jogginghose und seinen dunkelblauen Hoodie, entdecke in der Schublade darüber ein paar Sportsocken und ziehe sie an. Warum musste Steffi mit ihren Strickweibern ausgerechnet hierher kommen? Und warum habe ich es nicht gerafft oder war zumindest vorgewarnt, als ich eigenhändig *Strick-Chicks* auf die *Reserviert*-Tafel geschrieben habe? Einmal im Monat trifft sie sich mit ihren Strickfreundinnen. Sicher hat sie Ole zu seinem Freund Ben abgeschoben.

Vielleicht hätte ich in der Situation souveräner reagieren sollen. Doch allein die Vorstellung, Steffi würde mich ihren Frauen vorzeigen wie ein Ansichtsexemplar, löst einen Fluchtreflex aus. Hätte ich obendrein noch zugegeben, dass ich hier arbeite, würden sie wahrscheinlich ihren Stammtisch im Café einrichten. Dann müsste ich mir definitiv einen neuen Job suchen. Also habe ich mich richtig verhalten, bestätige ich mir selbst.

Mein Handy leuchtet auf und zeigt eine neue Nachricht in unserem Eisliebe-Gruppenchat an: *Wir sind vor 20 Uhr nicht zurück. Schließt das Café um 18.30 Uhr, sofern keine Gäste mehr da sind.*

Von unten höre ich lautstarkes Geschirrklopfen. Ob Stella mich bei Charlotte und Toni verpetzen wird? Nun ja, wenn man es genau nimmt, hat Stella jegliche Hilfe abgelehnt. Also habe ich mich in *Tonis Gelati-Express* verzogen und die Social-Media-Kanäle inspiziert. So wie es bei schlechtem Wetter zu meinen Aufgaben gehört. Dass ich dabei den Eingang vom Café im Auge behalten habe, damit ich mitbekomme, wenn die Stricknudeln weggehen und ich in trockene Kleidung schlüpfen kann, muss ich ja niemandem verraten.

»Hey!«, ruft Stella. »Mach deine Pfützen weg. Ich wische dir nicht hinterher.«

Ihre Stimme klingt giftig. Warum? Sie hat keinen Grund zu klagen, sie wollte den Laden allein schwingen. Bevor ich ihr irgendeine Erklärung liefere, ist sie mir eine schuldig. Jawohl. Grimmig und entschlossen poltere ich nach unten.

Stella erwartet mich am Fuß der Treppe, funkelt mich wütend an. Die Hände hat sie in die Hüften gestemmt. »Du kannst gleich komplett durchwischen. Stühle hochstellen!«, bellt sie.

»Zu Befehl, Frau Oberfeldweibel!« Ich schnaube, meine unterdrückte Wut ballt sich zu einem aufsteigenden Strom zusammen, der sich den Weg an die Oberfläche bahnt. »Seit wann bestimmst du, was ich zu tun habe?«

»Wieso verschwindest du während der Arbeit?«, faucht sie mich an. Rote Flecken zeigen sich an ihrem Hals.

»Du hast doch gesagt, dass du keine Hilfe brauchst. Soll ich Bitti-bätti machen? Vor dir auf die Knie fallen, damit ich dir helfen darf?« Meine Stimme wird lauter.

»Nein.« Stella verdreht die Augen, wendet sich von mir ab.  
»Was war das vorhin? Du schuldest mir eine Erklärung.«

»Ich schulde dir gar nichts«, blocke ich ab, gehe ins Lager, wo die Putzutensilien aufbewahrt werden, greife nach Eimer und Wischmopp. Stella versperrt den Durchgang in den Gastraum, stemmt eine Hand links, die andere rechts in den Türrahmen.

»Warum bist du vor deiner Mutter geflüchtet?« Eindringlich sieht sie mich an. »Warum darf sie nicht wissen, dass du hier arbeitest?«

Ich halte ihrem Blick stand und gebe ihr Kontra. »Wer ist Rosa? Wer ist Dottie? Wer hat an dem Abend so geschrien? Deine Oma?«

»Ich schulde dir ebenso wenig eine Erklärung wie du mir«, entgegnet Stella trotzig, nimmt die Hände herunter und verschränkt ihre Arme vor der Brust.

»Genau, und deshalb werde ich jetzt wischen. Darf ich bitte durch?« Erwartungsvoll trete ich dicht vor sie. Stella atmet hörbar aus und macht mir Platz. Ich dränge mich vorbei, lasse in der Küche Wasser in den Eimer laufen, gebe Putzmittel hinzu und mache mich an die Arbeit. Während ich die Stühle hochhebe, drehe und mit der Sitzfläche auf die Tische lege, flacht meine Wut ab. Mein Blick schweift nach draußen. Die dunklen Wolken haben sich verzogen. Der Platzregen ist in Nieselregen übergegangen. Es hat etwas Beruhigendes, geradezu Meditatives, dem Tanz der feinen Regentropfen auf den Tischen und Bänken zuzuschauen. Pfützen stehen auf den Dielen der Außenterrasse. Mit jedem neuen *Pitsch* bilden sich wellenförmige Kreise, die sich von innen nach außen ausdehnen.

»Dottie ist meine Oma. Sie hat so geschrien«, höre ich Stellas Stimme. Ich halte inne, stelle den Stuhl, den ich in den Händen habe, auf den Boden. Als ich mich zu ihr umdrehe, sieht

sie mich geradeheraus an. Ihr Blick ist fest, aber nicht herausfordernd, eher suchend, aufrichtig. Rote Flecken zeigen sich am Hals. Sie holt tief Luft, fasst an die beiden Anhänger an ihrer Kette. »Oma hat Demenz.« Ein feines Zittern schwingt in ihren Worten mit. Weiterhin sieht Stella mich an, als würde sie meine Reaktion einfangen wollen.

Ich unterbreche den Blickkontakt, schaue hinaus in den Regen, brauche einen Moment, um ihre Offenbarung zu verarbeiten. Demenz. Puh. Das ist ... heftig? Allzu viel weiß ich nicht über die Erkrankung, nur, dass die Betroffenen vergessen, sogar ihre nächsten Verwandten nicht mehr erkennen und meistens als Pflegefall enden. Ein Kloß bildet sich in meinem Hals bei der Vorstellung, dass Stella damit auf sich allein gestellt ist.

»Das tut mir leid«, sage ich gepresst, wohlwissend, dass es nicht im Entferntesten das ausdrückt, was ich ihr sagen möchte – dafür gibt es einfach keine Worte.

»Rosalina ist die herzensgute Seele, die sie tagsüber betreut. Zum Glück muss Oma noch nicht ins Pflegeheim und ich werde alles tun, um sie so lange wie möglich bei mir zu behalten.« Stella schluckt sichtbar. »Es begann schleichend. Zunächst schob ich es auf Mamas Tod und die Umstände, die damit zusammenhingen. Bis Oma eines Tages nach dem Einkaufen die Orientierung verlor und ich sie auf der Polizeistation abholen musste.« Sie drückt die Schultern zurück. »Es lässt sich nicht ändern. Das ist mein Leben: meine demente Oma, Döskopp und ein Haus mit Garten in Rahlstedt.« Sie lächelt gezwungen und zuckt mit den Achseln. »Jetzt weißt du es. Deshalb kann ich nicht so spontan mal eben abends länger bleiben. Rosalina hat ja auch noch ein Privatleben. Sie tut schon so viel für uns.« Stella schnieft und wischt sich mit dem Handrücken über die

Augen. »Ich ... Ich will kein Mitleid und auch keine Sonderbehandlung, deshalb behalte ich es in der Regel für mich. Ich glaube, ich will in meinem Leben einfach ein kleines bisschen Normalität.«

Mein Herz zieht sich schmerzhaft zusammen, weil Stella so viel Verantwortung zu tragen hat. »Stella«, bringe ich heiser hervor und kann mich kaum zurückhalten, so sehr drängt alles in mir danach, sie in den Arm zu nehmen. »Ich ... darf ich ...?« Ich öffne die Arme, mache einen Schritt auf Stella zu, dann noch einen. Als würden wir eine unsichtbare Mauer überwinden, wirft sie sich an meine Brust. Ich halte sie. So fest, dass niemand mir sie entreißen könnte. So nah, dass kein Platz mehr zwischen uns ist. Sie schlingt ihre Arme um mich. Ich lege mein Kinn auf ihren Kopf, atme den rosigen Duft ihrer Haare ein, schließe die Augen und streiche behutsam über ihren Rücken.

Weil ich ihrer Offenheit und ihrem Vertrauen ebenso begegnen möchte, erkläre ich: »Steffi ist meine Mutter. Wir haben ein, sagen wir mal so, schwieriges Verhältnis. Sie weiß nicht, dass ich hier arbeite.«

Stellas Hände bewegen sich sanft entlang meiner Wirbelsäule nach unten. Mir wird ihr Körper an meinem bewusst und auch die Tatsache, dass ich keine Unterwäsche unter dem dünnen Stoff der Jogginghose trage. Sie drückt sich fester an mich. Oh Himmel, mein Penis regt sich, als müsste er sich ihr entgegenrecken. Verflixt. Ich kann unmöglich in dieser emotional aufgeladenen Situation und in Tonis Jogginghose einen Ständer kriegen. Sanft, aber entschieden drücke ich Stella von mir weg. Verwundert, etwas verlegen, sieht sie zu mir auf. Ihr Mund ist leicht geöffnet. Sie zieht ihre Lippen nach innen, presst sie aufeinander, lässt sie wieder raus. Sie sehen so weich und warm

aus. Und ich bin hart, mein Schwanz ist so heiß auf sie, dass es peinlich feucht werden könnte. Ich stürze an Stella vorbei auf das Herrenklo, schließe mich in die Kabine ein, verschaffe mir Erleichterung, ohne dieses sehnstichtige Gefühl nach Nähe zu Stella stillen zu können.

# Kapitel 25

## *Stella*

Mit einem schiefen Lächeln auf den Lippen kehrt Morton vom WC zurück. »Ich wische dann mal.«

Ich nicke nur, maximal verwirrt über das, was da zwischen uns war – oder ist. Meine sexuellen Erfahrungen sind nicht sehr umfangreich. Die paar Male, die ich mit einem Kerl Sex hatte, kann ich an einer Hand abzählen.

Das Zucken und die anschwellende Härte, die ich zwischen Mortons Beinen gespürt habe, waren eindeutiges Verlangen. Hitze breitet sich in mir vom Bauch in alle Richtungen und besonders deutlich in tiefergelegene Regionen aus. Oh, Himmel. Ich stehe hier hinter dem Tresen des Cafés, in dem ich ARBEITE, kreuze die Beine übereinander und presse die Oberschenkel gegeneinander, um diesem sehnsüchtigen Ziehen in meinem Schoß Einhalt zu gebieten. Und poliere Gläser.

»Ich schließe ab.« Morton geht zur Tür, dreht von innen den Schlüssel im Schloss, damit wir ungestört aufräumen und sauber machen können. »Ach, ich habe das *Geschlossen*-Schild vergessen.« Er lässt den Schlüssel stecken, drängt sich an mir vorbei, streift dabei meinen Rücken. Die kurze Berührung

reicht aus, dass ein warmer Schauer durch mich strömt. Prompt rutscht mir das Geschirrhandtuch aus der Hand und fällt zu Boden. Gleichzeitig bücken wir uns danach und stoßen mit den Köpfen zusammen.

»Autsch.« Ich reibe mir den Kopf und richte mich auf. Morton ebenso, sodass wir uns gegenüberstehen.

»Entschuldigung«, sagen wir gleichzeitig. Morton macht einen Schritt nach links, ich nach rechts, wir prallen zusammen. Ich weiche nicht zurück. Mein Herz klopft so laut, dass feine Vibrationen durch meinen Brustkorb jagen. Ich betrachte Mortons Gesicht. Rosa hat recht, er ist ein hübscher Junge mit seinen markanten Wangenknochen, den strahlend blauen Augen. Die mich ansehen, dass mir heiß und kalt zugleich wird. Wieder will ich meine Beine überkreuzen und meine Oberschenkel gegeneinanderpressen. Obwohl, nein, ich will sie um Mortons Hüfte schlingen und mich an ihn ... Himmel, was ist los mit mir? Das darf doch nicht wahr sein. Habe ich gerade meinen Verstand ...

Im nächsten Moment herrscht Leere in meinem Kopf, rosa Leere, süß wie Zuckerwatte, heiß wie heiße Himbeeren auf Vanilleeis. Und ich schmelze dahin. Mortons Lippen ruhen auf meinen. Weich und warm. Sie liegen still, als würden sie warten – auf meine Reaktion. Behutsam bewege ich meine Lippen, öffne sie leicht, weil da ein leises Stöhnen in mir ist, das raus will. Morton legt seine Hände an meine Seiten, zieht mich enger an sich. Gegen seine feste Brust, seinen harten Schoß. Das Pochen in meinem Schoß wird angenehm unangenehm. Jetzt ist es Morton, der stöhnt. Ich fange es in mir auf, fahre mit der Zunge über seine Lippen. Er öffnet sie. Ich taste mich vor, erkunde seine Mundhöhle, umspiele seine Zunge. Pure Lust durchflutet mich. Noch nie habe ich jemanden so geküsst,

so vollumfassend, so dringend. Noch nie hat jemand meinen Kuss so leidenschaftlich und hingebungsvoll erwidert. Das Schmatzen unserer Münder wird zunehmend von unserem Stöhnen übertönt. Jeder Ton steigert mein Verlangen nach mehr. Ohne unseren Kuss zu unterbrechen, hebt Morton mich auf die Arbeitsfläche hinter dem Tresen. Die polierten Gläser, die ich noch nicht in den Schrank geräumt habe, klirren. Morton drückt meine Oberschenkel auseinander und stellt sich dazwischen. Ich rutsche etwas vor, suche mit meinem Schoß Kontakt zu seinem, schlinge meine Beine um seine Hüften. Reibe mich mit einer verzweifelten Mischung aus kreisenden und stoßenden Bewegungen an seiner Härte.

»Stella«, ächzt Morton in meinem Mund, »wenn du so weitermachst, wird es gleich feucht in Tonis Jogginghose.«

»Frag mal meinen Slip, wie nass der ist«, stöhne ich zurück und mache weiter.

Morton antwortet mit einem Stöhnlachen und erwidert meine Stöße. Ich schließe die Augen, konzentriere mich auf das Pulsieren in meiner Mitte, das immer mehr anschwillt, sich zu etwas Gewaltigem auftürmt.

»Hallo! Ist schon geschlossen?«, erklingt es gedämpft von draußen, danach ertönt ein energisches Klopfen an der Eingangstür.

»Ich komme gleich«, ruft Morton, hält inne, presst sich fest gegen meinen Schoß. »Fuck!«

## Kapitel 26

### *Morton*

Schlechtes Timing. Aber sowas von! Doch ich bin über den einen Punkt hinweg. Ich komme. Es sollte mir peinlich sein im Café, bei der Arbeit, in Tonis Jogginghose. Ist es aber nicht. Da ist nichts als pure Erlösung in mir. Im Gegensatz zum Selfquickie vorhin auf der Toilette.

»Hallooo!« Wieder hämmert jemand gegen die gläserne Eingangstür. Dem Umriss nach handelt es sich um eine Frau. Durch die Regentropfen auf der Scheibe ist sie nur verschwommen erkennbar.

»Fuck«, fluche ich wieder leise und schaue an mir herunter. Unser Intermezzo hat sichtbare Spuren hinterlassen: ein feuchter Fleck, direkt im Schritt.

Stella kichert, rutscht vom Tresen herunter. Ihre Augen haben einen Glanz, den ich so zuvor nie bei ihr gesehen habe. Sie glättet ihr T-Shirt, fährt sich durch die zerzausten Haare. Wie automatisch streiche ich ihr eine Haarsträhne hinter das gerötete Ohr.

Erneut erklingt ein Klopfen an der Eingangstür. »Hallooo, es ist ein Notfall!«

»Ich gehe.« Stella hastet zum Eingang.

Eilig greife ich nach einer Schürze, binde sie mir um, damit der Fleck verborgen wird.

Stella schließt die Tür auf, öffnet sie einen Spalt breit. »Was ist passiert?«

»Na endlich.« Die schnarrende Stimme erkenne ich. Es ist diese – wie hieß sie: Cindy? – nein, Sandy: Sandygirl zwanzig irgendwas. »Darf ich bitte reinkommen?«

Wortlos öffnet Stella die Tür ganz. Sandy schließt ihren pinken Regenschirm, schüttelt ihn aus und tritt ein. Ich will mich hinter dem Tresen verstecken, doch es ist zu spät. Sandy hat mich gesehen und eilt zu mir. Stella sieht ihr hinterher, wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu und schließt die Tür.

»Morton«, sagt Sandy, als wäre ich ihr Retter vor allem Übel. Könnten meine Ohren sich zusammenklappen, würden sie es jetzt tun. Ihre Stimme hat eine schrille, unangenehme Tonlage. Von Kopf bis Fuß scanne ich Sandy, entdecke zum Glück jedoch keine Verletzungen oder sonstige Anzeichen, die auf einen Notfall hindeuten. Im Gegenteil. Abgesehen von zwei, drei Regentropfen in ihrem blonden Haar, das in zwei Partien glatt vorne über die Schultern fällt, sieht sie makellos gestylt aus. Ihre wollweiße hüftlange Jacke steht offen. Darunter trägt sie ein enganliegendes rotes Top. Obenrum ist es großzügig ausgeschnitten, untenrum endet es kurz vor dem Bund einer tiefsitzenden, ebenfalls wollweißen Hose. »Mein Handyakku ist fast leer! Ich habe nur noch fünf Prozent!«

»Oh nein! Wie schrecklich.« Stella schnaubt, legt ihre Hände an ihre Wangen und fragt zuckersüß: »Wie konnte das nur passieren?« Sie kehrt zu mir hinter den Tresen zurück.

Sandy mustert Stella von oben nach unten. Stella, die ungeschminkt, in Jeans, T-Shirt und durchwühltem Haar eine

komplett gegensätzliche Erscheinung abgibt. Sandy verzieht das Gesicht zu etwas, das vermutlich ein unechtes Lächeln werden soll, aber auf halber Strecke in einer Grimasse erstarbt. »Ich nehme mal an, dass du kein iPhone-Ladekabel hast?«

»Was ist ein iPhone, Morti-Shorty?« Stella klimpert mit den Wimpern, macht einen Schollmund, stellt sich dicht an meine Seite und legt eine Hand auf meinen Unterarm.

Sandy schnappt nach Luft. »Das ist ja ...«

»Wir haben heute früher geschlossen«, falle ich Sandy ins Wort, um einen Schlagabtausch zwischen den beiden Frauen im Keim zu ersticken. Obwohl es sicher unterhaltsam werden würde. »Wegen des Wetters«, ergänze ich schnell. Ich ringe mir ein Lächeln ab. »Ich habe ein iPhone-Kabel, allerdings frisch das neueste Modell.«

Ein Zwicken durchzuckt meinen Arm. Hat Stella mich etwa gekniffen? Vorwurfsvoll sehe ich sie an.

»Passt das denn, Morti-Shorty?«, säuselt Stella.

»Nein«, erklärt Sandy mit einem zickigen Unterton. »Ich habe ein älteres Modell.« Wenn Blicke töten könnten, würde Stella geradewegs zusammenklappen.

»Tut mir leid.« Ist gelogen. Tut mir überhaupt nicht leid. Aber irgendwie drängt es mich, die Wogen zu glätten. Außerdem ist Sandy immer noch eine Kundin. Eine in Social Media aktive Kundin und ein Fan. Oder mehr Fan als Kundin? Egal, wenn sie irgendwas Blödes auf ihrem Kanal postet, kann das gegebenenfalls uns allen schaden. Nachher muss ich unbedingt ihr Profil checken. Was hatte ich zuletzt auf ihre Freundinnen-Frage geantwortet? Nichts Eindeutiges, oder?

»Ich mach dann mal Klarschiff«, murmelt Stella und verschwindet durch die Tür in die Küche.

»Ist denn sonst alles okay? Geht es dir gut?« Ich will einfach

sichergehen, dass Sandy nicht doch irgendwas zugestoßen ist, sie blöd angemacht wurde oder was auch immer.

»Nein«, seufzt sie tief.

Fragend ziehe ich die Augenbrauen hoch.

»Deine Freundin mag mich nicht.« Sie macht eine Bewegung mit dem Kopf in Richtung der Küche.

»Sie ist nicht meine Freundin«, widerspreche ich und bereue es im nächsten Moment. Am liebsten möchte ich zurückspulen, meine Worte zurückziehen. Aber es stimmt: Was auch immer das zwischen Stella und mir ist, ich würde sie nicht als meine Freundin im Sinne einer festen Freundin bezeichnen. »Sie ist eine Kollegin«, schiebe ich hinterher. »Eine gute Kollegin.«

»Das hat auf mich einen anderen Eindruck gemacht.« Sie klimpert mit den Wimpern.

Irre ich mich oder schwingt da eine Anspielung in ihren Worten mit? Stand sie schon länger vor der gläsernen Tür und hat etwas von unserem Kuss mitbekommen? Ich bin beunruhigt, lasse mir aber nichts anmerken. »Da hast du wohl etwas falsch interpretiert.« Ich zucke mit den Achseln und schenke ihr ein flirty Lächeln.

Es wirkt. Ein Leuchten zieht sich über Sandys Gesicht. Sie zupft an ihren Haarspitzen, fährt sich mit der Zunge über ihre rotgeschminkten Lippen. Dann neigt sie ihren Kopf leicht zur Seite und haucht: »Das freut mich.«

Gänsehaut breitet sich auf meinen Unterarmen aus. Diese Frau ist mir zu anbiedernd, zu hartnäckig und zu künstlich. »Tja, es tut mir leid, dass ich dir nicht helfen kann.« Ich fasse mir mit der Hand in den Nacken. »Ich muss hier noch ein bisschen aufräumen.« Hoffentlich versteht sie den Wink und geht endlich.

»Oh, ja, sorry. Ich will dich nicht aufhalten.« Sie wendet sich ab. Puh, zum Glück. Sie zieht die Tür auf, dreht sich nochmal

zu mir um. »Hast du nach dem Feierabend schon was vor?«

»Sport«, sage ich schnell. »Ciao, Sandy!« Ich hebe eine Hand zum Gruß, schnappe mir die polierten Gläser und wende mich dem Schrank hinter mir zu, in den sie gehören. Mit dem klackenden Geräusch der zufallenden Eingangstür fällt gefühlt eine Tonne Anspannung von meinen Schultern.

## Kapitel 27

### *Stella*

Die Küchentür hatte ich einen Spaltbreit offengelassen, um zu lauschen, was Morton und Miss-Schlauchboot-Lippen bereden. *Sie ist nicht meine Freundin. Sie ist eine Kollegin, eine gute Kollegin.* Das war die Stelle, an der sich die letzten Spuren meines inneren Hochgefühls in Luft aufgelöst haben. Nun, im Prinzip hat Morton recht. Als meinen Freund im Sinne eines festen Partners würde ich ihn nicht bezeichnen. Dieses Etikett passt nicht an unser Tresen-Intermezzo. Gegenüber dieser Tussi würde ich meinen Beziehungsstatus ebenso verschweigen. Morton könnte ihr allerdings deutlicher zu verstehen geben, dass er sich nicht für sie interessiert. Aber vielleicht will er sich alle Optionen offenhalten, für den Fall, dass er doch ... Ach Mist, diese Grübeleien führt zu nichts. Ich pfeffere den Lappen, mit dem ich die Oberflächen in der Küche gereinigt habe, in das Abwaschbecken, spüle ihn durch, wringe ihn kräftig aus und hänge ihn an einen Haken. Feierabend.

Gegenüber Morton werde ich mich so wie immer verhalten, nehme ich mir vor, wie eine *gute Kollegin*. Ich werde ihn weder anschnachen noch mich ihm schluchzend an den Hals werfen,

wenn er dieses Intermezzo nicht weiter thematisiert. Mit einem Fingerschnippen meldet sich meine innere Teenagerversion: *Was, wenn er es wiederholen möchte? Oder vielleicht mehr will?* In letzter Zeit ist sie laut in meinem Kopf. Vermutlich bin ich durch Mamas Erkrankung zu schnell erwachsen geworden. Vernünftig. Pflichtbewusst. Verantwortungsbewusst. Zu vernünftig, zu pflicht- und zu verantwortungsbewusst. Aber wie hätte ich es denn anders machen sollen? *Du könntest es jetzt anders machen. Mehr an dich denken, mehr für dich tun*, schiebt sich in meinen Kopf. Und es ist definitiv nicht die Stimme meiner Teenagerversion.

Es hat aufgehört zu regnen. Im Café ist es still, kein Morton zu sehen, weder hinter dem Tresen noch am Take-away. Dann entdecke ich ihn draußen vor der geschlossenen Eingangstür. Er drückt die Nase an der Glasscheibe platt. Er winkt. Hat er sich ausgesperrt? Was macht er da draußen? Morton zieht die Tür auf.

»Komm mal eben rüber!«

Ich gehe zu ihm. »Was ist los?«

Er schließt die Tür. »Siehst du den Tresen?«

Irritiert schaue ich ins Innere und dann ihn an. »Ja, klar. Was ist dein Problem dabei?«

»Nicht mein Problem, sondern unser Problem.« Morton betont *unser*.

»Ich kann dir nicht folgen.« Ich forme die Augen zu schmalen Schlitzen. »Was haben wir denn für ein Problem mit dem Tresen?« Mich erinnert er seit heute an lustvolles Stöhnen und schmatzende Münder.

»Sandy«, sagt Morton ernst.

»Willst du etwas von ihr? Keine Sorge, ich werde mich zukünftig zurückhalten, wenn sie wieder vorbeikommt. Sorry«,

werfe ich ein. »Und unser kleines Abenteuer vorhin bleibt selbstverständlich unter uns. Es hat nichts zu bedeu...«

»Stopp!«, unterbricht Morton meinen Redefluss. »Nein, ich will nichts von Sandy. Für wie oberflächlich hältst du mich eigentlich? Dass ich erst mit dir rummache und dann mit der nächstbesten Interessierten weiterziehe?« Er runzelt die Stirn und funkelt mich empört an.

»Ähm, nein. Ich weiß nicht«, gebe ich kleinlaut zu. »Es ist ja nicht so, dass wir bisher darüber sprechen konnten, was das vorhin zwischen uns war.«

»Punkt für dich.« Morton grinst. »In jedem Fall etwas, was ich gern wiederholen würde.« Er streicht die Schürze an seinem Körper glatt.

Mein Herz macht einen Hüpfen, noch einen und einen dritten. Es wäre besser, ihm einen Sicherheitsgurt anzulegen, damit es nicht außer Rand und Band gerät oder verloren geht. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um auf die Höhe seines Ohrs zu gelangen. »In Tonis Jogginghose?«, flüstere ich und stelle zufrieden fest, dass sein Ohrläppchen rot anläuft.

Er beugt sich zu mir herunter, berührt mit seinen Lippen mein linkes Ohr und raunt: »Ohne.«

Ein heißer Schauer durchläuft mich, während sich auf meiner linken Körperseite eine Gänsehaut bis hinunter zum kleinen Zeh ausbreitet.

»Im Ernst, Stella, ich habe auch keine Ahnung, was das mit uns wird. Das Problem mit Sandy ist, dass ich nicht weiß, wie lange sie bereits vor der Tür gestanden hat und wie viel sie gesehen hat.«

»Oh, Shit!« Mir sackt das Blut in die Beine. »Du meinst, sie könnte uns beobachtet haben?« Meine Stimme klingt unnatürlich hoch.

»Lass uns wieder reingehen.« Morton fasst mich am Arm, öffnet die Tür, lässt mir den Vortritt und schließt hinter uns ab. »Ehe ich es wieder vergesse.« Er holt aus der Schublade unter dem Tresen das *Geschlossen*-Schild und hängt es an den Haken an der Tür. Ich lasse mich auf einen der orangen Stühle sinken. Morton setzt sich mir gegenüber.

»Ich bin mir nicht sicher, ob sie etwas gesehen hat. Es lag einfach so ein anspielender Unterton in ihrer Stimme. Das kann sich aber auch auf dein *Morti-Shorty* bezogen haben.«

»Meinst du, sie würde uns bei Charlotte und Toni verpfeifen?« Ich lehne mich vor und stütze die Unterarme auf den Tisch. »Ich brauche diesen Job.«

»Ich glaube kaum, dass sie uns bei den beiden anschwärzt. Selbst wenn – Charlotte und Toni wären vermutlich überrascht, würden uns vielleicht ermahnen, aber deshalb garantiert nicht rauswerfen.«

»Stimmt. Die beiden haben neulich erst selbst verschlafen.« Ich male Anführungszeichen in die Luft.

Morton wackelt mit einer Augenbraue, streckt seine Hände über den Tisch und legt sie auf meine. »Meine Befürchtung ist eher, dass sie irgendetwas bei der Lebensmittelkontrolle anleiert. Von wegen unhygienischer Verhältnisse oder so.«

»Dann können wir sie beruhigen: Tonis Jogginghose hat deine Körperflüssigkeit absorbiert. Es bestand zu keinem Zeitpunkt Gefahr für Mensch und Tier.« Ich pruste los, werde jedoch bei dem Gedanken, dass Charlotte wegen uns Probleme bekommen könnte, schnell wieder ernst. »Traust du es dieser Sandy zu?«

Morton zuckt mit den Schultern. »Keine Ahnung. Sie ist einfach sehr hartnäckig und aufdringlich, will mich unbedingt daten. Am Ende postet sie irgendeinen Scheiß auf Social Media und tritt damit einen Shitstorm los, weil ich sie nicht beachte.«

Er lässt meine Hände los und lehnt sich zurück. »Vermutlich ist es besser, mit ihr lose im Kontakt zu bleiben, als sie vor den Kopf zu stoßen.« Morton reibt sich sein Gesicht. »Vielleicht machen wir uns völlig unnötige Sorgen. Warten wir doch ab, was die Zeit bringt.«

Zeit? Apropos, wie spät ist es eigentlich? Eilig schaue ich auf die Uhr. Was, schon so spät? Verdammt. »Mist«, fluche ich, springe auf und stoße mir das linke Knie an der Tischplatte. »Autsch!« Mit der Hand reibe ich mir über die schmerzende Stelle.

»Was ist los?«

»Um zwanzig Uhr wollte ich zu Hause sein.« Ich humple zur Treppe. »Ich muss Rosa Bescheid geben.«

Während ich in meiner Tasche nach dem Handy suche, taucht Morton hinter mir auf. »Ich bin mit dem Auto da und kann dich fahren.«

Ich halte inne, drehe mich zu ihm um. Meine Gedanken überschlagen sich. Er will mich nach Hause fahren. Das hat nichts zu bedeuten, er hat mich schon mal nach Hause begleitet. Soll ich ihn reinbitten und Oma, wie schon Rosa, als guten Arbeitskollegen vorstellen? Er hat sicher heute Abend schon etwas vor.

»Stella?« Morton wedelt mit der Hand vor meinem Gesicht.

»Danke. Das wäre toll«, krächze ich. »Hast du nicht etwas Besseres vor?«

»Gibt es etwas Besseres, als deinen Chauffeur zu spielen?« Er lächelt schief und deutet eine Verbeugung an. »Ich wollte heute zum Sport, aber ohne feste Uhrzeit.« Morton zieht den geliehenen Hoodie von Toni aus und schlüpft in sein inzwischen getrocknetes T-Shirt. Den Kapuzenpullover bindet er sich um den Bauch, sodass der Fleck auf der Hose durch die herabhängenden Ärmel verdeckt ist. Er sieht an sich herab.

»Das geht so. Bei dir zu Hause darf ich mich sicher kurz umziehen.«

»Es ist bestimmt ein großer Umweg für dich.« *Lass ihn dich nach Hause fahren, nimm ihn mit auf dein Zimmer*, kreischt meine Teenagerversion. Verflucht, welche Bettwäsche habe ich gerade drauf? Blümchen? Streifen?

»Nein, und wenn du länger wartest, wird es noch später. Also komm.« Morton fasst mich am Arm und ich lasse mich mitziehen.

Im Auto informiere ich Rosa in einem kurzen Telefonat, dass ich mich zehn Minuten verspäte.

»Kein Problem, Liebes.« Im Hintergrund höre ich Stimmengemurmel. »Wir schauen gerade zusammen fern. Soll ich dir etwas zum Abendbrot machen?«

»Danke, Rosa, nein. Bis gleich.«

»Bis gleich«, ruft Morton laut.

Schnell halte ich die Hand vor das Mikro, kneife Augen und Mund zusammen und bete, dass Rosa ihn nicht gehört hat. Der Fernseher ist schließlich laut genug.

»Stella, ist das der hübsche Junge von neulich?«

Argh. Tief hole ich Luft. »Morton fährt mich eben rum, weil ich so spät dran bin.«

»Dann mache ich Abendbrot für euch.« Ohne Rosa zu sehen, weiß ich, dass sie lächelt. Verschmitzt und wissend. Nach dem Motto: *Habe ich doch recht gehabt*.

»Nein, nicht notwendig. Du willst sicher nach Hause und Morton muss auch gleich weiter«, sage ich hastig.

»Nö«, wirft Morton wieder ein. Wieder so laut.

Ich boxe gegen seinen Oberarm und lege einen Zeigefinger über meine Lippen. Hoffentlich kapiert er, dass er die Klappe

halten soll. »Du willst doch zum Sport«, flüstere ich Morton zu. Er antwortet mit einem Schulterzucken.

»Stella bringt den hübschen Jungen mit, Dottie, zum Abendbrot«, höre ich Rosa sagen.

»Soll ich mich umziehen?« Omas Stimme klingt wie ein Kind, das sich auf Weihnachten freut, voller gespannter Erwartung.

»Vielleicht einen anderen Pullover? Der, den du anhast, hat einen Fleck vom Schokoladenpudding.«

Oma kichert.

»Tschüss, Stella, bis gleich«, sagt Rosa und legt auf.

Ich rutsche tief in den Sitz und wünsche mir, dass diese Autofahrt nie endet. Wo bleibt der Stau, wenn man ihn mal gebrauchen kann?

## Kapitel 28

### *Morton*

»Du musst das nicht machen«, redet Stella zum wiederholten Mal auf mich ein.

»Ich weiß«, sage ich, öffne die Heckklappe meines Autos, hole meine Sporttasche heraus und halte sie demonstrativ Stella entgegen. »Ich würde mich gern umziehen. Tonis Jogginghose sehnt sich nach einer Wäsche, meine Jeans nach einem Trockner.«

»Dann solltest du besser nach Hause fahren«, unterbricht mich Stella. »Wir waschen oldschool mit dem Waschbrett über der Zinkwanne. Als Trockner kann ich dir höchstens einen Haarföhn anbieten.« Sie zuckt mit den Schultern. »Also, tschüss, Morton, vielen Dank fürs Fahren.«

»Mit Waschbrettern kenne ich mich aus.« Ich hebe den Saum meines T-Shirts und spanne meine Bauchmuskeln an.

»Hmpf«, macht Stella, doch ihre Augen verdunkeln sich. »Du bist sehr von dir selbst überzeugt. Man könnte dich für oberflächlich halten.«

Mir ist bewusst, dass ich manchmal genau so überkomme, wie Stella es beschrieben hat: auf Äußerlichkeiten bedacht, etwas überheblich, zu selbstbewusst. Bei Außenstehenden stört

es mich nicht, aber wenn sie so über mich denkt, schon. »Hältst du mich für oberflächlich?«

Sie neigt ihren Kopf leicht zur Seite, fasst sich ans Kinn, als würde sie darüber nachdenken müssen. »Nein.« Sie zieht einen Schlüssel aus ihrer Tasche. »Ich vermute, du versteckst dich nur hinter deiner Fassade. Um dich zu schützen?«

Sie hat mich durchschaut. Für einen Moment stockt mir der Atem.

Stella wendet sich ab, öffnet das Gartentor. Wieder quietscht es. Ich folge ihr.

»Rosa und Oma werden dir tausend Fragen stellen.«

»Nur tausend? Ich werde zweitausend zurückstellen.«

»Nein! Bloß nicht, dann kommst du heute Abend nicht mehr weg.«

»Vielleicht will ich das auch gar nicht?«

Abrupt bleibt Stella stehen, dreht sich zu mir um. »Warum sagst du sowas?«

»Weil ich es so meine.« Das stimmt, ich will ihre Oma kennenlernen, Rosa – alle, die Teil ihres Lebens, ihre Familie sind. Ich will mehr von Stella. Von ihrer natürlichen Art, ihrer Nähe, ihrer Impulsivität und Schlagfertigkeit.

Stella wird rot. »Willst du etwa übernachten?« Ihre Stimme klingt jetzt drei Oktaven höher. Ich freue mich, dass ich sie offensichtlich aus dem Takt gebracht habe.

»Hättest du ein Problem damit?«

»Ich ...«

In diesem Moment öffnet sich die Haustür. »Stella, Liebes, da seid ihr ja. Was steht ihr denn da draußen rum? Kommt rein, Kinder!«

Rosalina trägt ihre langen Haare heute offen. In ihrer schwarzen Jeans und einem weitgeschnittenen weißen T-Shirt schätze

ich sie auf Mitte fünfzig. Sie umarmt Stella herzlich, flüstert ihr etwas ins Ohr. Als sich Stella löst, zwinkert sie ihr zu und funkelt mich aus wachen braunen Augen an.

»Guten Abend, Morton, schön, dich wiederzusehen.« Ohne Umschweife zieht Rosalina mich ebenso in eine Umarmung. Etwas überrumpelt von ihrer Herzlichkeit, schließlich kennen wir uns kaum, erwidere ich sie zögerlich. »Guten Abend, Rosalina.«

»Inga? Endlich bist du wieder zu Hause! Das war aber ein langer Arbeitstag.« Im Türrahmen gegenüber taucht eine grauhaarige Frau auf. Sie ist einen halben Kopf größer als Stella. Ihr Gesicht ist blass, ihre Wangen sind etwas eingefallen, doch sie wirkt gepflegt in ihrem dunkelgrünen kurzärmeligen Wollpull-over und ihrer hellblauen Stoffhose. Ihre blauen Augen schauen von Stella zu Rosalina, wieder zu Stella und dann zu mir. Sie runzelt die Stirn, wirkt angestrengt, als suche sie nach etwas, was ihr partout nicht einfallen will. Das muss Stellas Oma sein, Dottie. Rosalina eilt zu ihr, nimmt sie an die Hand.

»Stella ist nach Hause gekommen. Schau, sie hat den hübschen Jungen mitgebracht, von der Arbeit.«

Ich grinse, suche Stellas Blick. Mir fällt die Traurigkeit in ihren Augen auf. Um darüber hinwegzugehen, wackle ich mit einer Augenbraue. Hübscher Junge also?

Stella fasst sich an den Hals, berührt ihre Kette. »Hallo, Oma, tut mir leid, dass es später geworden ist.« Sie nimmt sie in die Arme, löst sich wieder und stellt mich vor: »Das ist Morton, mein Arbeitskollege. Er hat mich gefahren, damit ich schneller zu Hause bin. Morton, das ist Dottie.«

»Oh, das ist aber wirklich ein hübscher Junge.« Dottie kommt auf mich zu, kneift mich locker in die Wange.

»Dass er gut aussieht, weiß er zur Genüge«, ergänzt Stella

und verdreht die Augen. »Das müsst ihr ihm nicht noch unter die Nase reiben.«

»Hallo, Dottie«, erwidere ich und lächle. Stellas Oma und Rosalina sind mir sehr sympathisch.

Im Badezimmer, in dem ich beim letzten Besuch Stellas Wunde versorgt habe, wechsele ich die Hose gegen meine Sportshorts. Tonis Jogginghose stopfe ich in die Sporttasche zu meiner feuchten Jeans. Die Tasche lasse ich auf dem Flur unter der Garderobe stehen und finde, den Geräuschen sowie der offenen Tür nach, die Küche.

Der Tisch ist für zwei Personen gedeckt. In der Mitte stehen veganer Frischkäse, Butter, ein grüner und ein blauer Teller mit verschiedenem Käse, aufgeschnittene grüne Gurke und Tomaten. Stella deutet mit einer Hand auf einen Holzstuhl. Ich nehme Platz. Dottie setzt sich an den Kopf des Tisches, Rosalina daneben.

»Was möchtest du trinken?«

»Stilles Wasser, bitte.«

Aus einem Schrank oberhalb der Spüle holt Stella zwei Gläser heraus und füllt sie mit Wasser aus dem Hahn.

»Nimm dir ruhig«, fordert Rosalina mich auf und reicht mir einen Korb mit Schwarzbrot.

»Danke.« Ich nehme eine Scheibe, lege sie auf den Teller mit einem feinen Gänseblümchenmuster am Rand. Stella stellt die Wassergläser auf den Tisch, setzt sich, nimmt sich ebenfalls Brot. Innerlich wappne ich mich für die tausend Fragen, die Stella prophezeit hat. Doch die bleiben aus. Unter den aufmerksamen Blicken von Dottie und Rosalina greife ich nach dem veganen Frischkäse, schnuppere daran, streiche ihn auf mein Brot und lege Gurkenscheiben drauf.

»Meine Veggie-Premiere«, sage ich, weil mir die Stille und

das Beobachtetwerden doch etwas unangenehm sind. »Bis auf veganes Eis natürlich.«

Stella greift ebenfalls nach dem Frischkäse.

»Stella ist so hübsch wie Inga«, sagt Oma Dottie plötzlich. »Wann kommt sie nach Hause?« Ihre Augen werden feucht. »Sie fehlt mir.«

»Ja, sie fehlt uns auch.« Liebevoll legt Rosalina einen Arm um Dotties Schultern, drückt sie.

Den Bissen in meinem Mund bringe ich kaum an der plötzlichen Enge in meinem Hals vorbei. Stella hatte mir auf der Fahrt erzählt, dass ihre Mutter vor vier Jahren an Krebs gestorben war.

Stella schaut konzentriert auf ihren Teller. Ich sehe, wie sich ihr Kehlkopf beim Schlucken auf und ab bewegt. Am liebsten würde ich aufspringen und sie in den Arm nehmen, doch ich bin unsicher, ob ihr das vor Rosa und ihrer Oma recht wäre. Stella holt tief Luft und atmet hörbar aus.

Oma Dottie schiebt ihren Stuhl zurück und verkündet: »Ich spüle das Geschirr.« Sie geht an die Spüle, wo nichts auf den Abwasch wartet, zieht sich Gummihandschuhe über, lässt Wasser in das Becken laufen und summt fröhlich vor sich hin. Ich beeile mich, mein Brot aufzuessen, damit sie meinen Teller zum Abwasch bekommen kann.

## Kapitel 29

### *Stella*

Die Situation muss Morton kurios vorkommen. Dass er trotzdem bleibt, rechne ich ihm hoch an. Etwas muss ihm an mir liegen, denn sonst hätte er doch schon längst die Flucht ergriffen.

Sein Blick huscht zu mir, zu Rosa, zu Oma und wieder zu mir. Ich zucke mit den Achseln, um ihm zu verdeutlichen, dass das eine ganz normale Situation ist. Oma liebt es, abzuwaschen. Manchmal plätschert sie einfach so mit den Händen im Wasser, manchmal holt sie extra Geschirr aus den Schränken. Unsere Spülmaschine ist seit Monaten nicht mehr gelaufen.

Während ich den Tisch abräume und Oma unser Geschirr gebe, verwickelt Rosa Morton in ein lockeres Gespräch. Bereitwillig erzählt er von seinem Sportstudium und dass er in einer Mietwohnung in Winterhude lebt.

Oma zieht den Stöpsel aus dem Waschbecken, schlüpft aus den Gummihandschuhen und sagt: »Ich bin müde, ich gehe schlafen.«

»Ich auch.« Rosa schiebt ihren Stuhl zurück, steht auf und nimmt Oma am Arm. »Ich fahre nach Haus, aber vorher bringe ich dich eben zu Bett.«

»Lass mal, ich kann das machen«, wende ich ein. »Danke, dass du länger geblieben bist.«

»Papperlapapp.« Rosa winkt ab. »Du hast Besuch. Keine Diskussion.«

»Okay, gute Nacht, Oma.« Ich gebe ihr einen Kuss auf die Wange.

Morton steht auf. »Gute Nacht und vielen Dank für das Abendbrot.« Er reicht erst Oma, dann Rosa die Hand.

Im Gehen fragt Oma: »Übernachtet der hübsche Junge hier? Wir haben ein Gästebett.«

»Ich glaube kaum, dass Morton im Gästezimmer schlafen möchte«, höre ich Rosas Antwort, dann kurz darauf das Knarzen der Treppenstufen auf dem Weg nach oben.

Morton und ich bleiben allein in der Küche zurück. Befangenheit, Unsicherheit fallen im Doppelpack über mich her.

»Wie sieht dein weiteres Abendprogramm aus?« Ich lehne mich mit meiner Kehrseite gegen die Küchenarbeitsplatte und verschränke die Arme vor der Brust.

»Mir würde so einiges einfallen.« Morton grinst verschmitzt und lässt damit mein Herz ausflippen wie ein Gummiball, der in einem Energy Drink gebadet hat. »Aber fürs Erste wäre ich froh, wenn ich waschen und trocknen dürfte.«

Mein Herzschlag beruhigt sich wieder. Ich drücke mich mit den Händen von der Arbeitsplatte weg, stoße Morton mit der Schulter an. »Na komm, hübscher Junge. Unsere Waschküche ist im Keller.«

Auf dem Flur greift Morton seine Sporttasche. Ich öffne die Tür zum Keller. Wir steigen nacheinander die steile Treppe hinunter. Als wir fast unten angekommen sind, erscheint Rosa am anderen Ende im Türrahmen.

»Habt einen schönen Abend.« Sie winkt uns zu. »Die Tür von

Dottie steht einen Spalt auf. Das Nachtlicht in ihrem Zimmer und auf dem Flur ist an. Wie immer. Tschüss, bis morgen.«

»Danke und liebe Grüße zu Hause.« Ich winke ihr zurück und weise Morton an, der vorgegangen ist: »Die Tür links.«

Er schwenkt in die entsprechende Richtung und öffnet die Tür zum Wäschekeller. Durch das kleine rechteckige Fenster fällt gedämpft das Licht der Dämmerung. Ich drücke auf den Schalter neben der Tür. Die Leuchtstoffröhren flackern auf. Ihr greller Schein blendet mich. Dann flackern sie erneut, verdunkeln sich, zucken noch zweimal und gehen aus.

»Was ist denn jetzt wieder kaputt?« Ich seufze, betätige erneut den Schalter, doch das Licht bleibt aus. »Mhm, vielleicht ist eine Sicherung durch oder sie haben beim letzten Stromausfall eins mitbekommen.« Dann prüfe ich die Waschmaschine und den Trockner, schalte sie an, beide Displays erleuchten.

»Das wird an den Lampen liegen.« Dank seiner Körpergröße kommt Morton mühelos an die Röhren, ruckelt daran, doch nichts tut sich.

»Es geht ja auch ohne Flutlicht. Dann gib mal Tonis Hose her.« Ich strecke die Hand aus und mache eine winkende Bewegung. Er zieht die Jogginghose aus der Tasche und reicht sie mir. »Kurtzwäsche dürfte reichen.« Ich werfe sie in die Trommel und stelle die Maschine an. »Danach darf sie sich mit deiner Jeans zusammen im Trockner vergnügen.«

»Uuuh«, macht Morton. »Und wie vergnügen wir uns währenddessen?« Er lehnt sich mit seiner rechten Schulter gegen den Türrahmen.

»Ich würde vorschlagen, wir warten eben hier.« Ich stoße mich vom Boden ab und hieve mich hoch, sodass ich auf dem Trockner sitze.

»Bringst du deine Oma sonst zu Bett?« Morton stellt sich so

dicht vor mich, dass seine Oberschenkel meine Knie berühren.

»Ja, meistens. Ich habe doch nur noch sie. Und sie mich.«

Ich hebe meinen Kopf, treffe auf Mortons Blick. In seinen Augen spiegelt sich Mitgefühl wider. Mitgefühl, kein Mitleid. Das löst etwas in mir aus. Als würde sich ein Schlüssel, der seit Jahren in einem rostigen Schloss feststeckt, plötzlich ein bisschen bewegen. Nicht so stark, dass er sich komplett drehen würde, aber so weit, dass er sich in die richtige Richtung bewegt.

Federleicht streicht Morton über meine Wange, berührt meine Lippen, fährt mit dem Daumen über sie. Ich halte die Luft an, konzentriere mich auf die warme Spur seiner Finger. Sie wandern weiter zu meinem Kinn, über meinen Hals, zum Schlüsselbein, zu meiner Kette mit den beiden Sternen. Dort stoppen sie. Als würden sie auf mein Einverständnis warten. Ich taste nach seiner Hand und leite sie zwischen meine Brüste. Seine Fingerspitzen berühren ihren Ansatz, fahren an der Wölbung der linken Brust entlang, weiter zur Brustwarze, die sich gegen die Stoffe des Soft-BHs und T-Shirts drückt. Er streicht mit dem Daumen über sie. Ich schließe die Augen, lege meinen Kopf in den Nacken, gebe mich meinen Empfindungen hin: dieser Hitze in mir, dem lustvollen Kribbeln, das sich längst bis tief in meinen Schoß ausgebreitet hat, das leichte Pochen zwischen meinen Beinen. Morton widmet sich meiner anderen Brust ebenso fürsorglich. Dann neigt er seinen Kopf, küsst meine Brustwarzen, erst die linke, dann die rechte. Die Berührung löst einen Gänsehautschauer inklusive Hitzewelle in mir aus. Innerlich bebe ich, ich wölbe mich ihm entgegen.

»Stella«, Mortons Stimme ist sanft. »Ich will dich alles vergessen lassen.«

»Okay«, ächze ich, »dann mach.«

»So ungeduldig«, er lacht leise.

»Ich würde es als ...« Die Worte bleiben mir im Hals stecken. Mein Zentrum für schlagfertige Antworten schaltet sich aus, als Morton seinen Mund auf den Stoff presst und meine Brustwarze umschließt. Himmel! Ich stöhne, winde mich, denn meine Mitte sehnt sich nach Reibung, nach mehr. Hektisch zieht Morton an meinem T-Shirt. Von wegen ungeduldig. Ich entledige mich des Stoffs und zerre am Saum seines Shirts. In einer fließenden Bewegung zieht er es sich über den Kopf.

»Waschbrett«, murmle ich nur. Im Gegensatz zu meiner hellen Haut ist Mortons leicht gebräunt. Dass er regelmäßig trainiert, sehe ich an den Bauchmuskeln, dem sexy V an den Hüften, das in seine Sportshorts führt. Die in der Mitte sehr deutlich ausgebeult ist. Ich berühre die glatte Haut seiner breiten Brust, fahre in immer kleiner werdenden Kreisen über sie, necke seine harten Brustwarzen, bis Morton aufstöhnt.

»Stella«, er ergreift meine Hände und hält sie fest. »Wie weit willst du gehen?« Sein Brustkorb hebt und senkt sich schnell. Sein verschleierter Blick zeigt, dass er alles andere als reden will, und trotzdem besteht er auf eine Antwort. »Ich muss es vorher wissen.«

»Ich will mit dir schlafen«, sage ich, löse meine Hände aus seinen und fahre über seinen Rippenbogen, über die Bauchmuskeln, folge der Spur feiner Härchen, tiefer.

»Bist du ...«, er keucht, als ich wie zufällig über die Wölbung in seinem Schoß streiche, »noch Jungfrau?«

»Nein. Und du?«

Morton lacht oder stöhnt oder beides gleichzeitig. »Nein.«

»Dann wissen wir beide, was wir tun, wenn wir das tun, was wir tun wollen.« Ein weiteres Mal streife ich seine Erektion. Morton rückt von mir ab und atmet hörbar aus. Ich will ihn wieder an mich ziehen, doch er drückt mich sanft an den Schultern

zurück, sodass ich mich auf meinen Händen abstützen muss. Dann kommt er mir nahe. So nah, dass ich seinen Atem spüre. Sein Mund schwebt vor meinem. Voller Sehnsucht erwarte ich seinen Kuss, aber nichts geschieht. Leicht öffne ich meine Lippen, befeuchte sie mit der Zunge. Morton tut es mir nach, lässt seine Zungenspitze über seine Lippen gleiten, berührt meine aber nach wie vor nicht. Als wäre es eine Challenge, wer sich als erstes der Lust nach mehr hingibt. In mir zieht und kribbelt es vor unerfülltem Verlangen. Das Knistern zwischen uns steigt ins Unermessliche, bis ich es nicht mehr aushalte. Hart presse ich meinen Mund auf seinen. Morton gibt einen stöhnenden Laut von sich und erwidert den Kuss fordernd.

Meine Finger schieben sich zielstrebig unter den Bund seiner Shorts, seiner Erektion entgegen.

»Langsam, langsam.« Wieder stoppt Morton mich. »Sonst ist der Spaß schnell vorbei.« Er macht einen Schritt zurück. »Hast du Kondome?«

»Hier im Waschkeller?« Jetzt stöhne und lache ich gleichzeitig. »Leider nicht, aber in meinem Zimmer. Und ich nehme keine sonstigen Verhütungsmittel.«

Morton kommt mir wieder ganz nah und raunt mir ins Ohr: »Was hältst du davon, wenn wir in dein Zimmer umziehen?«

Mit einem leichten Schubs stoße ich ihn zur Seite, springe vom Trockner herunter. Die Waschmaschine ist zwischen der Jungfrau- und der Kondomfrage fertig geworden. Nachdem ich Jogginghose und Jeans in den Tumbler geworfen habe, nehme ich Mortons Hand und ziehe ihn mit. »Komm.«

»Später.«

# Kapitel 30

## *Morton*

Die Stufen ins Obergeschoss knarren unter unseren Schritten. Hoffentlich schläft Oma Dottie tief und fest. Keine Ahnung, wie die Nächte mit einer Demenzkranken ablaufen. Ich habe alles andere im Sinn, als Stella jetzt danach zu fragen. So zielstrebig wie sie mich hinter sich herzieht, scheint sie keine Bedenken zu haben, mit mir in ihrem Zimmer Sex zu haben. Ihre Direktheit, dass sie mit mir schlafen will, gefällt mir. Wobei ich zugeben muss, die Waschküche hätte durchaus ihren Reiz.

Stella öffnet die Tür zu ihrem Zimmer, lässt mich eintreten und schließt sie hinter sich. Das Doppelbett nimmt den größten Teil des Raumes ein. Mit dem Kopfteil steht es an der Wand. Der weiße Holzrahmen passt zu dem Nachtschrank daneben und dem Kleiderschrank an der anderen Wand. Das Fenster zeigt zum Garten raus. Mein Blick schweift zu den Bilderrahmen, die über dem Bett an der Wand hängen. Sie zeigen jüngere Versionen von Stella. Und ihre Mutter – ich erkenne sie auf Anhieb an den flaschengrünen Augen, an der fein geschnittenen Gesichtsförm, auch wenn sie haselnussbraune Haare hat. Auf einem Bild lachen sie, ein anderes zeigt sie in einer innigen Umarmung, auf

einem weiteren schauen sie sich ernst an. Doch eines haben sie alle gemeinsam: Sie vermitteln innige Verbundenheit, Liebe und Vertrauen. Auf dem Nachttisch steht ein kleinerer Bilderahmen mit einer Schwarzweiß-Fotografie, eine Porträtaufnahme ihrer Mutter. Im unscharfen Hintergrund sind Strand und Meer zu erkennen. Sie lacht aus vollem Herzen, strahlt pure Lebensfreude aus und doch schwingt in ihrem Blick ein Hauch von Wehmut mit. In meiner Wohnung gibt es kein einziges Bild von Steffi, nur ein Selfie von Ole und mir. Ich frage mich, warum sich das auf einmal so traurig und einsam anfühlt.

Stella steht immer noch an der Tür. Hat sie mich beobachtet?  
»Wenn du es dir anders überlegt ...«

»Nein«, unterbreche ich sie. »Ich bin nur ...« Ja, was? Es fällt mir schwer, es in Worte zu fassen. Nicht mehr in Stimmung? Das wäre gelogen. Aufgewühlt? Fuck, wir hätten in der Waschküche bleiben sollen. Ich streiche mir den Nacken, schaue dann wieder zu den Bildern. »Ist das deine Mutter?«

»Ja.« Stella tritt zu mir, legt eine Hand auf meine linke Brust, auf mein Herz, das so schnell klopft wie nach einer Sprinteinheit. »Lass mich vergessen.«

Sie stellt sich auf die Zehenspitzen, küsst mich, bewegt ihre Zunge über meine Lippen. Ich öffne meinen Mund. Unsere Zungen umspielen einander, während wir uns begierig aneinanderdrücken. Mein Kopf schaltet sich aus und überlässt mich meiner heißen Lust.

Stella schlingt ihre Arme um meinen Hals. Ich umfasse ihre Pobacken, knete sie sanft. Stöhnen erfüllt den Raum. Kommt es von mir oder von ihr? Mein Herz setzt für einen Schlag aus, als Stellas Finger sich an meiner Hose zu schaffen machen.

»Erst du«, keuche ich in ihren Mund.

»Nein, erst du«, erwidert sie bestimmt.

»Du bist so widerspen...« Ich verstumme, denn Stella schiebt bereits meine Shorts über meine Schenkel, bis sie zu Boden fällt. Jetzt bin ich nackt. Nackt und erregt. Stella macht einen Schritt zurück, mustert mich triumphierend.

»Hübscher Junge«, sagt sie heiser. Sie zieht ihre Unterlippe zwischen die Zähne, schenkt mir ein unschuldiges Lächeln.

»Ich weiß.« Provozierend umfasse ich meine Erektion, fahre einmal langsam auf und ab und beobachte, wie sich Stellas Augen verdunkeln.

»Lass mich das machen.«

Sofort nehme ich meine Hand weg. Ihre Fingerspitzen berühren meinen harten Penis, streichen an ihm entlang bis zur Spitze.

»Fuck, Stella.« Ich keuche, zucke, als ihre Berührung intensiver wird, ringe zwischen einfach loslassen und kommen und dem Anspruch, länger durchzuhalten. »Stopp!« Ich packe ihre Hand. Stella zieht sie zurück und versteckt sie hinter ihrem Rücken, als könnte sie sonst wieder vorschnellen.

»Sorry«, wispert sie.

»Du bist«, ich ringe nach Luft und Worten, »überwältigend. So überwältigend, dass es mir schwerfällt, die Kontrolle zu behalten.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Gut.« Ich lege meine Hände an ihre Taille. »Mehr als gut.« Langsam schiebe ich die Träger ihres BHs über ihre Schultern, taste nach dem Verschluss und öffne ihn. Das Teil fällt zu Boden. Mein Mund ist staubtrocken. Ihre Brüste sind perfekt, einfach perfekt. Jede so groß wie eine halbe Apfelsine, vielleicht. Ist auch völlig egal. Feste Nippel recken sich mir entgegen. Meine Finger beben, als ich sie berühre, an ihnen ziehe und Stella damit ein Keuchen entlocke.

»Bett«, ächzt sie und lässt sich auf die Matratze sinken. Ich

folge ihr, beuge mich über sie, küsse ihre Brüste, während meine Hände sich an ihrer Jeans zu schaffen machen. Stella hilft mir, hebt die Hüften an. In einem Zug schiebe ich Hose und Slip runter. Dann liegt sie vor mir, nackt, wunderschön. Mein Blick wandert über den flachen Bauch tiefer bis zu dem schmalen kastanienroten Flaum in ihrer Mitte. Stella stützt sich auf ihre Ellbogen.

»Komm zu mir.«

»Nur zu gern, Karottenlöckchen.« Ich ziehe eine Augenbraue hoch.

»Gefällt es dir?« Sie schmunzelt.

Statt Worte lasse ich Taten walten, drücke ihre Beine auseinander, senke meine Lippen auf ihren Bauch, erkunde jeden Zentimeter ihrer Haut, schnelle in ihren Nabel.

Stella windet sich, stöhnt, sieht verflucht sexy aus. Sie zieht an meinen Haaren und dirigiert mich tiefer. Als ich mich ihrer feuchten Mitte widme, pulsiert alles in mir. So heftig, dass ich innehalten muss.

»Nicht aufhören!« Ein unzufriedenes Knurren dringt in meine Ohren.

»Gib mir eine Sekunde.« Ich lege mich auf den Rücken. Sie robbt zur Bettkante, zieht die obere Nachttischschublade auf und holt ein Kondom heraus.

»Nur eins?«

»Für eine XXL-Packung hatte ich bisher keinen Bedarf.« Sie reißt die Folie auf, lässt diese achtlos aufs Bett fallen. Dann rollt sie mir das Gummi über und wieder muss ich mich konzentrieren. Fuck, ich bin doch keine vierzehn mehr.

»Der hübsche Junge ist aufgeregt«, wispert Stella in mein Ohr, knabbert am Ohrläppchen und löst damit feine Stromstöße aus, die bis in die Zehen schießen.

»Du machst mich fertig.« Ich keuche vor Erregung.

»Schhh.« Sie legt einen Finger auf meinen Mund, zieht eine Linie über meinen Hals, mein Brustbein, den Bauch, klettert auf mich, fasst meinen pulsierenden Schwanz, steuert ihn zwischen ihre Spalte, senkt sich langsam, bis ich ganz in ihr bin. Oh, Himmel.

»Bleib so.« Ich lege eine Hand auf ihren Oberschenkel, damit sie sich ja nicht bewegt. Wir haben nur dieses eine Kondom. Stella gehorcht nur etwa drei Sekunden, dann kreist sie sachte ihre Hüften, lehnt sich zurück, hebt und senkt sich wieder, als würde sie nach einer ganz bestimmten Stelle suchen. Ihr leises Stöhnen wird lauter.

Ich übertöne es mit meinem, in mir zieht sich vor Verlangen alles zusammen. Machtlos steuere ich auf den Punkt zu, an dem nichts mehr aufzuhalten ist. »Ich. Kann. Nicht. Mehr. Lange.« Abgehackt kommen die Worte aus meinem Mund. »Stella, ich ...« In diesem Moment erreiche ich den Gipfel der Lust und werde von meinem Orgasmus überwältigt.

Ich bleibe in ihr, bis das letzte Zucken erlischt und nichts als tiefe Befriedigung in mir ruht.

»Du bist Erster«, sagt sie frech, hebt sich von mir und rollt sich auf die Seite.

Vorsichtig entledige ich mich des Kondoms, verknote es und lege es auf den Nachttisch. Mit einem leichten Stups drehe ich Stella auf den Rücken. »In dem Fall wäre ich lieber Zweiter geworden.« Ich küsse sie auf den Mund. »Ich habe gesagt, bleib so.« Mit einer Spur feuchter Küsse wandere ich weiter zu ihren Brüsten. »Du hast nicht gehorcht.« Hingebungsvoll zwirbele ich ihre Brustwarzen.

Stella stöhnt auf. »Ich wollte dich herausfordern.« Ihr Atem geht schneller. Eine Hand schiebe ich tiefer zu ihrer feuchten

Mitte, kreise über ihr geschwollenes Lustzentrum. »Ist das gut so?«

»Ja«, keucht sie, öffnet ihre Beine, sodass ich besseren Zugang erhalte. »Nicht aufhören.«

Prompt halte ich inne. Stella stöhnt frustriert, bis ich zwei Finger in sie schiebe und meinen Mund auf ihre Perle senke. Während ich sie von innen reibe und von außen mit meiner Zunge verwöhne, bewegt sie ihr Becken im Gleichtakt mit meinen Fingern.

Ihr Stöhnen wird lauter, ihr Kreisen schneller, ich passe mein Tempo an, bis sie an den *Point of no return* kommt: Stella bäumt sich auf, zuckt um meine Finger.

»Zweite«, sage ich triumphierend.

Mit einem seligen Lächeln im Gesicht bleibt sie liegen.

Ein dumpfer Rums ertönt plötzlich, dann ein Klirren. Das Lächeln erlischt, Stellas erhitzte Wangen erbleichen. Sie reißt die Augen weit auf. »Oma«, ruft sie panisch, springt aus dem Bett, schnappt sich das erstbeste Kleidungsstück, streift es über und hastet zur Tür hinaus.

# Kapitel 31

## *Stella*

»Nein, das musst du nicht. Du kannst dir eine Woche freinehmen. Sie wollen Oma zur Beobachtung im Krankenhaus behalten«, rede ich auf Rosalina ein. »Ich habe keine Ahnung, warum sie gestürzt ist. Sie muss aufgestanden sein, hat im Fallen das Wasserglas vom Nachttisch umgerissen und hat ihren Kopf am Boden oder wo auch immer angeschlagen. Die Platzwunde am Hinterkopf wurde geklammert. Zum Glück hat sie sich nichts gebrochen. Ihr tut zwar der linke Arm weh, aber das ist nur eine Prellung.«

»Wie konnte das nur passieren?« Rosas Stimme klingt besorgt und aufgeregt. »Ich habe doch extra das Nachtlicht angelassen.«

»Vielleicht wollte sie zur Toilette und ihr ist beim Aufstehen schwindelig geworden.«

»Hat sie dich denn nicht gerufen?«

»Nein, ich habe erst den Rumms und das Klirren gehört.« Schuldgefühle machen sich in mir breit. Was, wenn ich ihr Rufen nicht gehört habe? Weil meine Tür zu war – die ich sonst immer einen Spaltbreit offenlasse. Weil ich mich mit Morton im Bett vergnügt und keine Sekunde daran gedacht habe, dass

Oma etwas zustoßen könnte. Lass mich vergessen, so hatte ich es gewollt. Jetzt liegt Oma im Krankenhaus. Was nicht alles hätte passieren können! Nur weil ich nichts anderes als mein Vergnügen im Sinn hatte. Prompt pocht es wieder in meinem Schoß. Stopp, das muss aufhören. Ich habe erlebt, was dabei rauskommt. Mein Egoismus wurde bestraft, nur dass Oma die Leidtragende ist.

»Stella, Liebes?«

»Äh, ja?«

»Geht es dir gut? Soll ich vorbeikommen?«

Tränen steigen mir in die Augen. Ich blinzle gegen sie an. Vergeblich. Sie kullern einfach heraus. Feste Arme legen sich von hinten um mich, eine starke Brust presst sich an meinen Rücken.

»Mir geht es gut.« Krampfhaft bemühe ich mich um einen gelassenen Tonfall, damit Rosa meine Worte glaubt. »Es ist nach Mitternacht. Du musst nicht vorbeikommen.« Während der Zeit, in der Oma untersucht wurde, habe ich Rosa eine Nachricht gesendet, damit sie morgen früh gleich Bescheid weiß. Sofort rief sie mich auf dem Handy an. Da Oma gerade auf ihr Zimmer geschoben wurde, habe ich Rosa versichert, sie zurückzurufen, wenn ich zu Hause bin.

»Gib Bescheid, wenn du etwas brauchst oder falls sich das Krankenhaus meldet.« Eindringlich redet Rosa auf mich ein.

»Egal, wie spät es ist. Okay?«

»Okay.«

»Versprich es!«

»Ich verspreche es, Rosa. Gute Nacht.« Dann lege ich auf, stelle das Telefon zurück auf die Station. »Du kannst ruhig nach Hause fahren, Morton.« Ich löse mich aus seiner Umarmung, obwohl sie in diesem Moment guttut, ich mich weniger allein fühle.

»Ich bleibe.« Er zieht seine Augenbrauen zusammen, sodass sich die Zornesfalte vertieft.

»Ich komme zurecht.« Wie schon immer. Eine bleierne Müdigkeit breitet sich in mir aus, mischt sich unter die Schuldgefühle und Sorge um Oma. Klar, sie ist im Krankenhaus gut aufgehoben und betreut. Aber was, wenn sie doch noch etwas finden? Krebs, Schlaganfall, Herzinfarkt? Was, wenn sie nicht mehr nach Hause zurückkann? Wenn sie ins Pflegeheim muss oder sogar ... stirbt? Meine Gedanken überschlagen sich. Ich halte mir die Hand vor den Mund, um das Schluchzen, das aus meiner Kehle drängt, abzdämpfen. Tränen laufen über meine Wangen. Ich taste nach Halt, weil meine Beine weich werden und nachgeben.

Morton fängt mich auf, hebt mich hoch, bringt mich in mein Zimmer, lässt mich auf mein Bett nieder. Ich rolle mich zusammen wie ein Embryo. Die Matratze sinkt ein, als er sich hinter mich legt, die Arme um mich schlingt und mich an sich zieht. Ich lasse mich fallen, gebe diesem ohnmächtigen Gefühl der Hilflosigkeit und Verlustangst nach.

Am nächsten Morgen hebe ich verschlafen meinen Kopf von Mortons Brust: Was zur Hölle ...? Dann prasseln die Erinnerungen vom gestrigen Abend wieder auf mich ein. Der Sex. Omas Sturz. Morton, der mir ein frisches T-Shirt und Shorts brachte, nachdem ich mit fliegenden Fingern den Notruf gewählt hatte. Der Omas Hand hielt, als ich mir die Sachen anzog. Der den Sanitätern die Tür öffnete. Wie Oma geweint hat, als sie in den Krankenwagen geschoben wurde und ich nicht mitfahren durfte. Morton, der mich wortlos wieder ins Haus geschoben und in mein Zimmer gebracht hat. Der irgendetwas fragte und als ich keine Antwort gab, die Türen meines Kleiderschranks öffnete.

»Arme hoch.«

Mechanisch hob ich meine Arme. Morton zog mir einen Hoodie über.

»Jetzt das linke Bein.« Ich hielt mich an ihm fest, während ich in das Hosenbein meiner Jogginghose stieg, erst links, dann rechts. Dann haben wir schon in seinem Auto auf dem Weg ins Krankenhaus gesessen.

Bei dem Stichwort greife ich nach meinem Handy auf dem Nachttisch: kein Anruf, keine Nachricht. Puh, etwas beruhigt atme ich aus. Da ich über Nacht den Ton angelassen habe, hätte ich es ja hören müssen. Dennoch stehe ich hastig auf, wähle die Nummer des Krankenhauses und laufe im Zimmer auf und ab.

»Alles in Ordnung?« Mortons Stimme ist heiser. Er räuspert und streckt sich. Kurz bleibt mein Blick an seinem nackten Oberkörper hängen. Dann nimmt jemand das Telefon ab. Ich werde zur Station verbunden und erfahre, dass Oma eine ruhige Nacht hatte. Es geht ihr bis auf ihre Blessuren gut.

»Wie sind die Besuchszeiten?« Im Kopf überlege ich bereits, ob ich besser gleich frühmorgens vor oder erst nach der Arbeit hinfahren soll. Die nächsten Tage bin ich jeweils von zehn bis achtzehn Uhr eingeplant. Morton von zwölf bis zwanzig Uhr abends. Am besten besuche ich Oma morgens und abends. Das lässt sich sicher einrichten.

»Vierzehn bis neunzehn Uhr«, sagt die Frau am Telefon.

»Was?« Bei meinem entsetzten Ausruf springt Morton aus dem Bett und kommt zu mir herüber. Er runzelt die Stirn. *Was ist los*, fragt er wortlos.

»Nur so kurze Besuchszeiten?«, flüstere ich ins Telefon. Die Dame erzählt etwas von Ruhezeiten, optimalem Genesungsprozess, dankt für mein Verständnis und vergewissert mir, dass sie sich umgehend bei mir melden würden, falls sich

Omas Zustand verschlechtern oder unerwartete Komplikationen auftreten würden. Dann legt sie auf. Ich starre auf das Handy in meiner Hand.

»Was ist los? Du siehst aus, als hätte dir jemand ein Fleischsandwich untergeschoben.« Morton zwinkert mir zu, doch sein Blick bleibt ernst. Er nimmt mir das Telefon aus der Hand, wirft es auf das zerwühlte Bett. »Stella, rede mit mir.«

»Oma geht es den Umständen entsprechend gut. Sie haben jedoch total blöde Besuchszeiten. Von zwei am Nachmittag bis sieben am Abend.« Ich rede mich in Rage. »Wie sollen berufstätige Angehörige das denn mit dem Job vereinbaren?« Ich finde meine Fassung wieder und verfall in den Aktionsmodus: planen, organisieren, Problem angehen, machen statt warten und zusehen. »Ich muss mit Charlotte reden, vielleicht kann ich meine Mittagspause jeweils ausdehnen und dafür abends länger bleiben. Ich werde schon eine Lösung finden.«

»Wir«, Morton legt seine warmen Hände an meine Wangen, »wir werden eine Lösung finden.« Aus seinem Mund hört es sich leicht und schön an. Zu gern würde ich seinen Worten glauben. Doch ich habe Angst. Angst davor, was als Nächstes passiert, wenn ich mich auf andere verlasse, wenn ich mich nicht selbst kümmerge, wenn ich etwas aus meiner Verantwortung abgebe.

# Kapitel 32

## *Morton*

Nur ungern lasse ich Stella allein zurück, doch mein Angebot, sie eben zur Arbeit zu bringen, lehnt sie ab.

»Dann bin ich viel zu früh dort. Ich fahre später mit dem Bus. Außerdem muss ich duschen und möchte ein paar Kleinigkeiten für Oma zusammenpacken, die ich ihr nachher bringen will.«

»Hmpf«, mache ich, hadere und überlege, wie ich sie überzeugen kann.

»Mir geht es gut«, bekräftigt sie und lächelt. Doch das Lächeln sieht gezwungen aus und erreicht ihre Augen nicht. »Ich hätte gern eine Stunde für mich, okay?« Sie legt eine Hand auf meinen Arm. »Ich hole eben deine Jeans und die Jogginghose aus dem Tumbler.«

Sie lässt mich stehen und verschwindet durch die Tür zum Keller.

Zuhause absolviere ich ein Kurzprogramm meiner sonstigen Sporteinheiten, dusche, bereite mir mein Müsli und scrolle nebenbei durch meine Social-Media-Kanäle, checke die Direktnachrichten. Es ist nur eine von dieser Sandy reingekommen:

*Vermisse deine Stories.* Genervt verdrehe ich die Augen. Ich werde wohl einmal – ein einziges Mal – kein Update am Abend geben dürfen, oder? Hat die Bitch nichts Wichtigeres zu tun? Verdammt noch mal, sie geht mir auf den Sack. Trotzdem mache ich schnell ein Selfie in Denkerpose: ernster Gesichtsausdruck, eine Hand am Kinn und ein bedeutungsvoller Blick. *Ist gerade viel los bei mir. Wie geht es euch?* schreibe ich aufs Bild und poste es in meiner Story. Auf die Nachricht von Sandy reagiere ich nicht.

Ein Hinweis erscheint auf meinem Display: eine neue WhatsApp-Nachricht von Steffi. »*Ich würde gern etwas mit dir besprechen. Wann hast du Zeit?*«

Mit einem Schnauben lege ich das Handy zur Seite, denn auch auf diese Nachricht werde ich jetzt nicht reagieren.

Eine halbe Stunde vor Arbeitsbeginn parke ich mein Auto an der Außenalster. Sicher hat Stella bereits mit Charlotte wegen ihrer Oma gesprochen. Ob sie etwas von *uns* gesagt hat? Nein, sie wird wohl kaum unserer Chefin erzählen, dass sie mit ihrem Arbeitskollegen Sex hatte. Noch ist völlig unklar, was das zwischen uns ist. Ob es dabei bleibt oder mehr daraus entsteht. Würde ich es mir wünschen? Ich, der nichts von ernsthaften Beziehungen hält? Der nicht bereit ist, in etwas zu investieren, was am Ende in die Brüche geht und nichts als verletzte Gefühle hinterlässt? Ich schätze ja, denn es war ernst gemeint, dass wir eine gemeinsame Lösung finden. Wenn sie jemanden braucht, der sie auffängt, dann möchte ich derjenige sein. Leider bin ich nicht überzeugt davon, dass sie das auch will. Der kleine Morton in mir schnippt aufgeregt mit den Fingern, weil er Angst hat, zurückgewiesen und verletzt zu werden. Wie damals, als mein Vater abgehauen ist.

Beim *Gelati-Express* stoppe ich, als ich Toni hinter der Eistheke hantieren sehe. Er schiebt sich gerade einen Löffel voll dunkelroter Eiscreme in den Mund, schließt die Augen, bewegt seine Lippen, schmatzt, verharrt, bis er schließlich herunterschluckt und die Augen wieder öffnet.

»Hallo, Toni«, ich klopfe gegen den Tresen, »was ist deine neueste Kreation, die dich so verzückt ausschauen lässt?«

»Ciao«, er lacht, »ich tüftle immer noch am Chili Berry Dreams. Alles nur deine Schuld! Eigentlich müsste ich dir die Eisküche überlassen, schließlich ist die Sorte auf deinem Mist gewachsen.«

»Ich habe null Ahnung davon, wie man Eis herstellt«, abwehrend hebe ich die Hände.

»Macht nichts, ich würde dir ein paar Tipps geben. Probiere mal.« Er reicht mir einen Löffel voll Eis.

Ich nehme ihn in den Mund. Als erstes bemerke ich nur die Kälte, dann schmecke ich Frucht und einen Hauch von Schärfe. Wie Toni bewege ich meinen Mund, schmatze. Aus dem Fruchtgeschmack sticht etwas Beeriges hervor, sind es Brombeeren, Erdbeeren oder doch Johannisbeeren? Ich schlucke, zurück bleibt die Schärfe, die nach meinem Geschmack gern etwas intensiver sein dürfte.

Wie automatisch driftet mein Blick zum Café. Stella räumt gerade einen Tisch auf der Außenterrasse ab und meine Gedanken schweifen an letzte Nacht zurück, an den scharfen Part in der Waschküche, an den scharfen und intensiven Part in ihrem Zimmer und das abrupte Ende, das danach kam.

»Woran denkst du?« Toni lehnt sich vor, ein Lächeln umspielt seine Lippen. Er hebt leicht die Augenbrauen und betrachtet mich. »Woran erinnert dich das Eis? Ein gutes Eis weckt Erinnerungen, davon bin ich überzeugt. Du sahst so aus, als wärest du abgedriftet in Erinnerungen.«

Ich räuspere mich. »Ja, es ist ein gutes Eis.«

»Aber es ist noch etwas unausgewogen.« Toni spitzt die Lippen. »Erzähle mir mehr von deinen Eindrücken.«

Mir wird warm im Gesicht, dabei bin ich sonst nie verlegen. »Es schmeckt fruchtig«, ich schließe die Augen, um mich zu konzentrieren. »Nach Beeren. Es fällt mir jedoch schwer, herauszuschmecken, nach welchen Beeren.« So wie die Sache mit Stella. Wieder denke ich an letzte Nacht. »Das ist etwas ... frustrierend.« Ich stocke, überlege. »Aber auch spannend. Und es fehlt an Schärfe. Definitiv viel mehr Schärfe.« Ich öffne die Augen wieder.

»Sehr gut. Mehr Schärfe also und etwas mehr Klarheit, ohne die Spannung aufzuheben.« Toni grinst verschmitzt und klopft mit dem Zeigefinger leicht gegen seinen Mundwinkel.

»Ich spreche vom Eis«, betone ich nachdrücklich.

»Ja, sicher. Wovon denn sonst?« Sein allzu beiläufiger Tonfall verrät mir, dass er etwas bemerkt hat.

»Ich melde mich dann mal drüben zum Dienst.«

»Tu das. Wenn du selbst mal Eis machen möchtest, sag mir Bescheid.«

»Danke, ich überlege es mir.« Ich wende mich zum Gehen.

»Und Morton?«

Tonis Stimme hält mich zurück und ich drehe mich zu ihm um.

»Das Eis hat dich definitiv nicht an einen sommerlichen Tag in deiner Kindheit erinnert, wo du wilde Brombeeren gesammelt oder in Omas Garten Johannisbeeren geerntet hast.«

»Nein.« An solche Szenen in meiner Kindheit habe ich keine Erinnerung. Vermutlich gibt es sie. Doch an sie zurückzudenken, tut zu weh, weil sie vor Augen halten, was ich verloren habe.

# Kapitel 33

## *Stella*

Was bin ich erleichtert, dass Charlotte so verständnisvoll auf meine Situation reagiert hat. Damit ich Oma besuchen kann, soll ich mir einfach zwischen vierzehn und neunzehn Uhr so viel Zeit freinehmen, wie ich benötige. Am Abend kann ich dann so lange arbeiten, bis wir das Café und den Eiswagen schließen. Je nach Wetter und Betrieb also bis zweiundzwanzig Uhr. Da ich, während Oma im Krankenhaus liegt, abends keine Eile habe, passt das prima so.

»Stella, Tisch vier draußen möchte kalte Hafermilch für den Kaffee«, ordert Charlotte. »Ich kassiere eben Tisch eins ab.« Sie tritt an die Kasse und drückt den Bon aus.

Morton kommt zur Tür herein. Er sieht wie ein strahlender Surferboy aus: Die blonden Haare verwuschelt, wobei ich vermute, dass er sie sehr sorgfältig zu diesem Look stylt. Sein schlichtes dunkelblaues T-Shirt liegt so eng an, dass sich seine Bauchmuskeln erahnen lassen.

Mein verräterischer Körper reagiert sofort auf ihn mit einer inneren Hitze. In meinen Fingern kribbelt es, so sehr drängt es mich, sie in seinen Haaren zu vergraben, über seine Brust zu

streichen, an seinem Sixpack entlangzufahren, bis zum Bund seiner tief sitzenden Jeans.

»Stella?« Charlotte tippt mich an. »Tisch vier, kalte Hafermilch?«

»Ja, sofort. Sorry.« Schnell gehe ich in die Küche, hole ein Kännchen aus einem der Schränke, nehme die Hafermilch aus dem Kühlschrank und verschütte beim Eingießen ein bisschen daneben. Rasch wische ich die Lache auf der Arbeitsplatte weg. Ich bringe das Kännchen nach draußen und räume bei der Gelegenheit gleich einen freigewordenen Tisch ab, staple Geschirr auf dem Tablett, denn es warten bereits die nächsten Gäste.

»Ich komme gleich wieder zu euch.« Die Gläser klirren, als ich das Tablett hebe. Verdammt ist das schwer. Plötzlich rempelt mich jemand von hinten an, ich komme aus dem Gleichgewicht, kann mich gerade so abfangen. Doch das Tablett gerät in Schiefelage und die Katastrophe nimmt ihren Lauf. Das Geschirr fällt auf den Boden. Lautes Scheppern dröhnt in meinen Ohren, Teller zerbrechen, Gläser zersplittern. Verdammte Scheiße!

»Pass doch auf!«, raunzt mich eine schrille, quäkige Stimme an.

»Entschuldige«, ich drehe mich um. Diese Sandy mit ihren Schlauchbootlippen schaut mich anklagend an.

Charlotte eilt herbei. »Was ist passiert?«

»Sie hat nicht aufgepasst. Fast hätte ich Splitter abbekommen.« Miss Schlauchboot zeigt mit dem Zeigefinger auf mich und ich nehme zwei Schritte Abstand, weil ich den Eindruck habe, sie würde mich am liebsten mit ihrem spitzen pinklackierten Nagel aufspießen. Es knirscht unter meinen Schuhen.

»Achtung!« Morton streckt mir einen Besen entgegen, in der anderen Hand hält er ein Kehrblech und einen Eimer.

»Es tut mir leid«, stammle ich betreten. »Ich habe ...«

»Es ist ja zum Glück nur Glasbruch. Darf ich dir einen Kaffee oder Cappuccino ausgeben?« Charlotte lächelt dieser Sandy zu, dann richtet sie sich an die wartenden Gäste. »Möchten Sie kurz warten? Oder sonst wäre drinnen ein Tisch frei.«

»Danke, wir warten, das ist kein Problem«, sagt eine Frau in einem geblühten Kleid.

Sandy folgt meiner Chefin nach drinnen.

Mit zittrigen Beinen fege ich vorsichtig die Scherben zusammen. Wie hätte ich diese Tussi denn sehen sollen? Woher kam sie so plötzlich? Mir kommt der Verdacht, dass sie mich absichtlich angerempelt hat. Himmel, was, wenn sie nur darauf gewartet hat, dass sie allein mit Charlotte reden kann? Weil sie Morton und mich doch durch die verschlossene Tür beim Rum-machen beobachtet hat?

»Stella«, Mortons Hand legt sich auf meine Schulter, »was ist geschehen?«

Ich schüttle nur leicht den Kopf. Vor den Gästen möchte ich nicht darüber sprechen. Morton nimmt den Eimer mit den Scherben und geht um die Ecke, hinter das Haus zu den Entsorgungscontainern.

Nachdem das Chaos auf der Terrasse beseitigt ist, nehme ich die Bestellungen auf. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie diese Sandy mit einem To-go-Becher in der Hand aus dem Café herauskommt. Sie sieht mich von oben herab an und steuert auf Morton zu, der von den Müllcontainern zurückkehrt.

»Sorry, ich habe gerade keine Zeit für dich.« Er marschiert schnurstracks ins Café. Sandy macht ein mauliges Gesicht, fehlt nur, dass sie mit dem Fuß aufstampft.

Heute zeigt sich das Wetter von seiner besten Seite. Die Sonne scheint, es ist warm und dementsprechend Hochbetrieb im Café und am *Gelati-Express*. Charlotte, Morton und ich arbeiten konzentriert Hand in Hand.

Als ich um vierzehn Uhr aufbrechen will, um Oma im Krankenhaus zu besuchen, habe ich ein schlechtes Gewissen, die beiden allein zu lassen.

»Ich würde mich dann eben ausklinken«, sage ich meiner Chefin Bescheid. »Tisch zwei und sechs habe ich kassiert. Bestellungen sind gerade keine offen.«

»Alles klar. Luca kommt gleich vorbei und hilft uns. Sag deiner Oma einen lieben Gruß und gute Besserung.« Das Telefon klingelt. Charlotte nimmt es ab: »*Lottis & Tonis Eisliebe*, guten Tag.« Ich hole meinen Beutel aus dem Dachgeschoss.

## Kapitel 34

### *Morton*

Im Laufe des Nachmittags erhalte ich zwei weitere Nachrichten von Steffi. Einmal ruft sie sogar an. Ich ignoriere sie. Es herrscht Hochbetrieb im Café, sodass ich keine Chance habe, die Nachrichten zu lesen, geschweige denn meine Social-Media-Kanäle zu checken.

Erst gegen neunzehn Uhr wird es ruhiger. Toni kommt herein, schnappt sich Charlotte, küsst sie und verschwindet mit ihr in der Küche.

Ich nutze die Gelegenheit, ziehe mein Handy aus der Hosentasche und öffne Instagram. Sandy\_girl2002 hat mich in einer Story erwähnt. Nicht nur mich, sondern auch das Eisliebeparc. Hmpf. Was hat sie denn jetzt wieder? Mir schwant Böses. *Hey, ihr Sweeties. Bisher fand ich @LottiTonis\_Eisliebe echt toll: super Eis, supernette Leute – besonders @Morton\_Olsson ist ja so cute – passt einfach auf, wenn ihr an die Rothaarige geratet. Die hats echt nicht drauf, hätte mich heute beinahe verletzt.*

»Ey, was soll der Scheiß?«, schnaube ich. »Das kann ja wohl nicht ihr Ernst sein.«

Mit geröteten Wangen kehrt Charlotte aus der Küche zurück.

»Pst, was fluchst du denn hier rum?« Sie wirft mir einen warnenden Blick zu.

»Sorry«, murmle ich und halte ihr mein Handy vor die Nase.

Toni gesellt sich zu uns und liest über Charlottes Schulter mit.

»Ach du Schande.« Charlotte verzieht den Mund. »Mir gegenüber hat sie ganz freundlich getan. Von wegen es wäre ja alles gut gegangen und so ein Missgeschick könnte jedem mal passieren.«

»So eine falsche Schlange.« Ich balle die Hand zur Faust. »Vermutlich war sie enttäuscht, dass ich keine Zeit für sie hatte, nachdem sie ihren Gratiskaffee abgestaubt hatte.«

»Du kennst sie?« Toni zieht eine Augenbraue hoch.

»Kennen würde ich es nicht nennen. Sie folgt mir auf Instagram und ist neulich hier aufgetaucht. Sie wollte ein Foto und ein Date mit mir. Stella hat mich in der Situation«, ich male Anführungszeichen in die Luft, »gerettet.« Ich fahre mir mit der Hand in den Nacken. »Es könnte aber sein, dass diese Sandy es falsch interpretiert hat und denkt, wir hätten etwas miteinander.« Siedend heiß kommt mir ein Gedanke und ich frage betont beiläufig: »Hat sie vorhin irgendwas in der Art erwähnt?«

»Nein.«

»Puh«, mache ich vor Erleichterung. »Dann ist ja gut.«

»Wie kommst du darauf?« Charlotte schaut mich irritiert an. »Auf deinen Beziehungsstatus müsste sie dich schon selbst ansprechen.«

»Solange ihr es hier nicht auf dem Tresen treibt, ist das eure Privatangelegenheit.« Tonis Mundwinkel zucken nach oben.

Charlotte stößt ihm einen Ellbogen in die Rippen. »Ich denke, wir lassen diese Story unkommentiert. Sie verschwindet so oder so nach vierundzwanzig Stunden. Mach bitte einen Screenshot, einfach zur Sicherheit, falls da noch etwas nachfolgt.« Ihr Blick

geht zur Tür. Stella kommt herein. »Sag Stella nichts davon. Sie hat genug Sorgen.«

Stumm nicke ich.

»Hallo, da bin ich wieder.« Sie lächelt schwach.

»Wie war es? Wie geht's deiner Oma?«, fragt Charlotte.

»Soweit gut. Ich bringe eben meine Tasche hoch.« Sie steigt die Treppe nach oben. Ich folge ihr auf dem Fuß, ohne mich an den verwunderten Blicken, die Charlotte und Toni austauschen, zu stören. Sollen sie sich ihren Teil denken.

»Und?«

Stella setzt sich auf den Schreibtischstuhl. »Oma hat viel geschlafen. Sie haben ihr Beruhigungsmittel gegeben, weil sie in der ungewohnten Umgebung Angst hatte und weglaufen wollte. Eigentlich habe ich nur an ihrem Bett gesessen, ihre Hand gehalten und ihr aus einer Klatschzeitung den neuesten Tratsch aus den Königshäusern vorgelesen.« Sie zuckt mit den Schultern. »Rosa kam auch noch. Sie besteht drauf, dass wir uns mit den Besuchen abwechseln und meinte, ich soll die paar Tage mal ein bisschen an mich denken.«

Ich trete hinter sie und lege ihr die Hände auf ihre Schultern.

»Mit der Ärztin habe ich gesprochen. Wenn nichts Unerwartetes geschieht, wird Oma gegen Ende der Woche entlassen.« Sie dreht ihren Kopf zu mir und sieht mich ernst an. »Die Ärztin empfiehlt mir, mich nach einem Heimplatz umzusehen oder mindestens eine Tagespflege in Betracht zu ziehen. Ich soll das mal mit Omas Hausärztin besprechen.« Sie reibt sich mit beiden Händen das Gesicht. »Ich habe ihr von Rosalina erzählt und dass wir so eigentlich problemlos zurechtkommen.«

Für mich hört sich der Rat der Ärztin vernünftig an. Es täte Stella meiner Meinung nach gut, sich mehr Freiraum für sich zu verschaffen. Doch den Gedanken behalte ich für mich.

Ein Klingeln ertönt. Mein Handy ist es nicht. Ich sehe mich um und entdecke auf dem Bett Charlottes Mobile, das mit dem Kabel an der Steckdose hängt. *Beatrice Vonheimmann ruft an* steht auf dem Display. Ich nehme es vom Strom und bringe es nach unten. Toni steht draußen und verabschiedet gerade die letzten Gäste.

»Charlotte?« Sie steht am Take-away und entnimmt einen leeren Eisbehälter. Tonis Kreationen sind heute komplett ausverkauft. »Dein Handy hat geklingelt.« Ich halte es ihr hin. In dem Moment vibriert und läutet es erneut.

Sie drückt mir den Eisbehälter in die Hand, nimmt es entgegen. Ihr Gesichtsausdruck versteinert sich.

»Mutter«, sagt sie kühl. Dann wird sie blass. »Was? Wann? Wo?« Sie tastet mit der anderen Hand nach der Kante des TreSENS, als würde sie nach Halt suchen. »Mutter, beruhige dich und sage mir bitte, wo ich hinkommen muss.« Ihre Stimme klingt beherrscht und eindringlich. »Okay, ich bin in einer halben Stunde da.« Dann nimmt sie das Telefon vom Ohr. Wie eingefroren schaut sie mit aufgerissenen Augen auf das dunkle Display. »Ich muss weg«, sagt sie wie benommen. »Toni!« Der schrille Tonfall wirkt alarmierend. Es muss etwas passiert sein. Toni stürmt von draußen herein. Stella eilt die Treppe von oben herunter.

»Lotti?«, Toni fasst sie an die Schultern. »Was ist los?«

»Mein Vater«, sie stockt, »er hatte einen Schlaganfall. Ich muss weg.« Dann läuft ein Zittern über sie.

Toni nimmt sie in den Arm und hält sie. »Ich komme mit. Ich fahre dich.«

»Wir machen alles zu und dicht. Ich kann auch gern über Nacht bleiben«, sage ich. Gerade im Sommer und wenn zusätzlich Veranstaltungen in Hamburg sind, übernachten Toni

und Charlotte im Café. Toni hat mir mal erzählt, dass es hin und wieder zu Vorfällen, insbesondere zu Sprayereien oder Vandalismus kommt.

»Ich kann auch bleiben.«

Überrascht schaue ich zu Stella.

»Oma ist im Krankenhaus. Auf mich wartet zu Hause niemand.«

»Okay, danke«, sagt Toni, »ich melde mich, wenn wir nachher mehr wissen.« Hand in Hand brechen die beiden auf. Stella und ich bleiben allein zurück.

## Kapitel 35

### *Stella*

Ohne ein Wort zu wechseln, räumen wir auf. Ich weiß, dass Charlottes Verhältnis zu ihren Eltern schwierig ist. Doch der Anruf ist ihr sichtlich nahegegangen.

»Setzen wir uns an die Alster, bis Toni ein Update gibt?«, schlägt Morton vor. »Ich kontrolliere eben, ob im Eiswagen alles klar ist.«

»Okay. Dann mache ich hier zu. Ich hole den Schlüssel von oben.«

Fest ziehe ich die Tür hinter mir ins Schloss, schließe zweimal ab und prüfe nochmals, ob sie wirklich zu ist. Morton ist nicht zu sehen, also gehe ich ans Alsterufer vor. Ich komme an einer Bank vorbei, auf der vier Männer sitzen. Schätzungsweise in meinem Alter, vielleicht etwas jünger. Vor ihnen am Boden stehen Bierdosen, es riecht nach Gras.

»Hey, Redhead!«, ruft einer. Er hat einen Oberlippenbart, trägt eine grobgliedrige Goldkette und ein weißes Rippmuskelshirt. »Setz dich zu uns.«

Ich schüttele nur den Kopf.

»Ach, komm schon.« Er steht auf, stellt sich mir in den Weg.

Ich weiche ihm aus. »Lass mich in Ruhe«, sage ich laut und bestimmt. Mein Herzschlag beschleunigt sich.

Doch der Typ lässt nicht nach. Er geht neben mir her, legt einen Arm um meine Schulter.

»Fass mich nicht an«, fauche ich ihn an und winde mich unter seinem Arm heraus.

»Okay, okay.« Er hebt beide Hände hoch, als könnte er kein Wässerchen trüben. »War ja nur ein Vorschlag, Rotkopf. Warum gleich so hitzig?« Er zieht an meinem geflochtenen Zopf. »Sag mal, stimmt das eigentlich: rostiges Dach, feuchter Keller?«

Die Anderen johlen.

»Sag mal, stimmt das eigentlich: Gras im Kopf, Flaute in der Hose?«, platzt es aus mir heraus. Verdammt, ich sollte meine Klappe halten. Aber mein ganzes Leben lang schlage ich mich mit Sprücheklopfern herum, sodass ich mir angewöhnt habe, etwas zu erwidern. Nur tört das manche Idioten leider an. Oder auch nicht. Die Stimmung auf der Bank kippt.

»Buuh!«, rufen sie. »Zeig der scharfen Zunge deine Flaute!«

Der Typ drückt die Schultern zurück, lässt seine Fingerknöchel knacken. »Was hast du gesagt, Bitch?«

Wieder blockiert er mir den Weg. Die Angst in mir schwillt an, jede Faser in meinem Körper ist angespannt. Meine schwitzigen Hände ballen sich zu Fäusten.

»Hey, lass sie in Ruhe.« Morton baut sich vor dem Kerl auf. Er überragt ihn um einen Kopf, sieht ihn von oben herab mit eiskaltem Blick an. Im ersten Moment bin ich erleichtert, dass er da ist.

»Ey, Alter, misch dich nicht ein, wenn Bro die Braut klar macht«, ruft einer von der Bank. »Wer bist du überhaupt?«

Scheiße, was, wenn das hier eskaliert, wenn sie Messer oder sonst was dabei haben? Mein Gedankenkarussell dreht sich in

bedenklicher Geschwindigkeit. *Provoziere sie nicht weiter, flehe ich gedanklich.*

»Ihr Freund«, Morton macht einen Schritt auf die Kerle zu. »Die Braut gehört zu mir, Bro. Ist das klar?«

Ich halte die Luft an.

Der Goldkettchen-Typ wendet sich ab. »Sorry, Mann, ist gecheckt.« Er greift zu einer Bierdose am Boden, trinkt einen Schluck und rülpst laut. Wieder johlen die Anderen. »Lasst uns weiterziehen an die Tanke. Das Bier ist alle.«

Unter vielen »Jo, Mann«, »Hast du noch einen Joint« und »Tanke aufmischen«, ziehen die Kerle ab. Morton greift meine Hand, drückt sie fest.

»Bist du okay?« Er mustert mich von Kopf bis Fuß.

»Ja.« Bis auf meine wackeligen Beine und meinen Herzschlag im Sprinttakt. »Denkst du, sie kommen wieder zurück?«

»Nein, die dröhnen sich so dicht, dass sie nicht mehr wissen, wo sie vor fünf Minuten gewesen sind.« Morton umfasst mein Gesicht, dann küsst er mich. Sanft, liebevoll, ohne das drängende Verlangen, das uns gestern Nacht getrieben hat. Wie ein Freund, der für seine Freundin da ist. Für sie einsteht. Freund. *Ihr Freund*, schießt mir durch den Kopf. Und *Die Braut gehört zu mir*. Das hat er so gesagt, aber nicht gemeint, oder? Aber würde ein Freund-Freund mich so küssen? Morton intensiviert seinen Kuss.

»Denk nicht mehr dran«, murmelt er an meinen Lippen.

Meint er die Kerle oder dass er gesagt hat, er wäre mein Freund? Das Karussell dreht zur Extrarunde an und so sehr ich mich auch bemühe, ich finde den Stoppknopf nicht. Will ich ihn? Als festen Freund? Eine Beziehung? Eigentlich kann ich es mir kaum vorstellen, wie das funktionieren soll. Mit der Arbeit, mit Oma. Die letzten Male ist immer etwas passiert,

wenn ich mich vergnügt habe. Meine Teenagerversion stampft empört mit dem Fuß auf und kreischt, dass sie endlich mal einen festen Freund will. Dass der Sex nämlich richtig gut war, der beste, den ich mit einem Mann je erlebt habe.

Ich unterbreche den Kuss und sage direkt heraus: »Wir müssen reden.«

»Findest du?«, Morton zieht mich an sich. »Wenn wir reden, können wir uns nicht küssen.«

»Beides gleichzeitig wäre schwierig. Aber genau darüber müssen wir reden.« Ich bleibe eisern, obwohl es so viel einfacher wäre, sich keine Gedanken darüber zu machen.

Wir lassen uns auf den Rasen am Alsterufer nieder. Ich setze mich in den Schneidersitz. Morton streckt sich der Länge nach auf dem Rücken aus.

»Was ist das mit uns?« Ich hole tief Luft.

Er richtet sich auf.

»Oder was wird das? Möchtest du mich küssen? Möchtest du mit mir Sex haben? Möchtest du mit mir zusammen sein?«

Ich sehe direkt in seine wunderschönen dunkelblauen Augen, sehe, wie sie erst aufleuchten, sich dann verdunkeln, sich mit meinem Blick verhaken, als wollten sie lesen, wie ich darüber denke.

»Ich habe zuerst gefragt«, wispere ich.

Morton schluckt, sein Kehlkopf bewegt sich mehrfach auf und ab. »Versprichst du mir, ehrlich zu antworten, was du möchtest? Unabhängig davon, was meine Antwort ist?«

»Ja. Ich schwöre.« Wie zu Kinderzeiten kreuze ich beide Mittelfinger über die Zeigefinger.

Ein Lächeln huscht über Mortons Gesicht. Dann wird es ernst. »Ja, ich möchte dich unbedingt küssen, mit dir ganz viel Sex haben«, er zögert. »Und wohl auch mit dir zusammen sein. Bisher

war ich nie auf feste Beziehungen aus. Doch bei dir würde ich es gern versuchen. Wenn du das willst.« Er grinst frech. »Wenn du nur mit mir Sex haben willst, würde ich mich damit fürs Erste auch zufriedengeben, schätze ich. Mein Ego käme damit klar, als dein Lustobjekt gesehen zu werden.«

Ich lache laut auf. »Und wenn ich keinen Sex mit dir will?«

»Dann werde ich das akzeptieren. Jetzt du«, sagt er bestimmt. »Du hast es versprochen.«

Es fällt mir schwer, meinen inneren Zwiespalt in Worte zu fassen. Sei vernünftig, denke an deine Oma. Sie braucht dich. Und du sie auch. Sei unvernünftig, denke auch mal an dich. Lebe, lache, liebe.

»Vermutlich ist es besser, wenn wir es bei dieser einmaligen Nacht belassen«, meine Stimme klingt leider weniger fest als beabsichtigt. Morton schweigt und mustert mich aufmerksam. »Es war schön, sehr schön.«

»Aber?« Seine Stimme ist sanft.

»Kein aber.« Ich räuspere mich. »Ich möchte dich gern küssen, Sex mit dir haben, mit dir zusammen sein. Doch das geht nicht.«

»Warum?«

»Weil ich mich um Oma kümmern muss. Nein, weil ich es möchte. Ich möchte für sie da sein. Du hast es doch selbst erlebt, wie mein Leben ist. Du kannst nicht ernsthaft ein Teil davon sein wollen.« Verzweiflung schwingt in meinen Worten mit.

»Warum nicht?« Sein Gesicht ist dicht vor meinem und der Kampf zwischen meinen Gefühlen und meiner Vernunft zerreißt mich innerlich.

»Ich habe doch sonst niemanden mehr«, bricht es aus mir hervor.

»Stopp, stopp!« Morton schüttelt mich sanft an den Schultern. »Was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

»Du hast es doch hautnah mitbekommen, als du mich das erste Mal nach Hause gebracht hast. Wie sie geschrien hat. Und wer weiß, ob sie mich in der Nacht, in der sie gestürzt ist, nicht doch vielleicht gerufen hat.« Die Worte sprudeln aus mir hervor. »Was ist, wenn sie mich braucht und ich nicht da bin? Oder ich es nicht mitbekomme?«

»Stella, deine Oma würde bestimmt nicht wollen, dass du dich für sie aufgibst.«

Mortons mitfühlende Worte, sein schmerzvoller Blick bringen mich dazu, es auszusprechen: »Ich habe Angst.« Ich unterdrücke ein Schluchzen. »Ich habe Angst, sie zu verlieren. Ich habe Angst, mich in dich zu verlieben und dich zu verlieren. Ich habe Angst, am Ende ganz allein zu sein.« Durch meine Tränen verschwimmt alles.

»Stella«, höre ich Mortons erstickte Stimme. Er zieht mich zu sich, auf seinen Schoß und mir ist, als würde mein Beben in seinen Körper übergehen.

## Kapitel 36

### *Morton*

Mein Herz weint mit ihr, denn die Angst, allein zurückzubleiben, ist mir vertraut. Wenn ich ihr ihre Angst abnehmen könnte, ich würde es tun. Doch so halte ich sie einfach, wiege sie sanft hin und her und murmle beruhigende Worte in ihr Ohr.

*Verlieben* hat sie gesagt. Liebe, das ist etwas Großes. Es aus ihrem Mund zu hören, löst in mir ein warmes Gefühl aus. Es legt sich wie eine schützende Decke über den kleinen verängstigten Morton, der wohl tief in seinem Inneren denkt, dass er nicht liebenswert ist. Sonst hätte sich mein Vater doch mal gemeldet. Oder wäre gar nicht erst abgehauen. Oder hätte mich mitgenommen. Meine Gedankengänge werden vom Klingeln meines Handys unterbrochen. Einen Arm halte ich weiterhin fest um Stella geschlungen, mit dem anderen lange ich an meine hintere Hosentasche und ziehe das Telefon hervor. »Es ist Toni«, sage ich leise und dann lauter: »Ja, hier ist Morton. Ich stelle dich auf Lautsprecher, dann kann Stella mithören.«

Sie rutscht von meinem Schoß. Ihre Augen sind vom Weinen gerötet, ihre Wimpern glänzen. Mit den Händen wischt sie sich über das Gesicht.

»Wir werden die nächsten Tage ausfallen.« Toni spricht schnell, seine Stimme zittert. »Es sieht sehr schlecht aus. Ihr Vater wird nur künstlich am Leben gehalten.« Ich höre, wie er tief Luft holt. »Ich kann Lotti unmöglich allein lassen mit ihrer Mutter. Wenn man diese Frau als solche bezeichnen kann.« So böse hat er in meiner Gegenwart noch nie über einen Menschen gesprochen. »Wir können kaum verlangen, dass ihr den Laden und Eiswagen allein stemmt, hängt ein Schild rein und ...«

»Doch«, werfe ich mit Vehemenz ein, »wir werden das Café und den Eiswagen schmeißen.«

»Auf jeden Fall!«, ruft Stella dazwischen.

»Nein, das ist zu viel ver...«

Erneut unterbreche ich Toni: »Keine Diskussion.«

»Ihr habt andere Sorgen«, fügt Stella hinzu.

»Danke. Mir fehlen die Worte. Luca kann sicher helfen. Oder Cara. Wenn ihr beide übernachten wollt, kann einer im Dachboden und einer im Eiswagen schlafen. Du hast sicher mal die Luke gesehen. Sie führt zu einer Zwischenebene, die ich als Schlafstätte eingerichtet habe. Bitte Schuhe ausziehen. Wenn ihr Eis machen wollt, die Grundmischung steht im Kühlschrank und ...« »Nein, Mutter«, vernehme ich Charlottes Stimme im Hintergrund. »Das werde ich auf gar keinen Fall.«

»Ich melde mich wieder, Morton«, sagt Toni eilig und legt auf. Tief hole ich Luft und puste sie geräuschvoll aus.

»Gemeinsam schaffen wir das.« Stella springt auf und klopft sich die Hose ab. »Aber ich möchte im Eiswagen schlafen. Das hört sich supergemütlich an. Warum hat Toni vorher nie erwähnt, dass man da übernachten kann?«

Ich stehe ebenfalls auf, lege von hinten meine Arme um Stella. »Was, wenn ich auch im Eiswagen schlafen möchte?«, raune ich ihr ins Ohr.

»Dann musst du die Kondome organisieren«, wispert sie zurück. Nach dem Schwall an Emotionen scheint mir das die leichteste Übung.

Da wir beide kurz nach Hause wollen, um das Notwendigste für die paar Tage zu holen, fahren wir mit meinem Auto zuerst nach Rahlstedt. Stella packt ihre Sachen in eine bunte gehäkelte XXL-Tragetasche. Döskopp bekommt ausreichend Futter und Wasser. Dann geht's weiter zu meiner Wohnung.

Im Gegenteil zu dem alten Haus der Familie Sommerfels wirkt das Mehrfamilienhaus aus den Achtzigern neuwertig, doch meine Wohnung kommt mir seltsam nüchtern vor. Ohne sichtbare Erinnerungen. Während ich im Schlafzimmer Klamotten in eine Sporttasche packe, höre ich Stellas Schritte auf dem Holzfußboden, sie entfernen sich über den langgezogenen Flur.

»Oh, du hast sogar einen Balkon«, ruft sie.

»Jep.« Mit Blick auf den Goldbekkanal und gerade genügend Platz für zwei Stühle und einen runden Tisch.

Stellas Schritte nähern sich wieder. »Eine schöne Wohnung.«

»Jep.«

»Aber sicher teuer, oder?«

»Na ja, Wohnraum kostet halt.« Stellas Frage ist mir unangenehm. Keine Ahnung, warum. Vielleicht, weil sie so völlig konträr aussieht, wie sie sich gegen den Türrahmen meines Schlafzimmers lehnt, im weißen T-Shirt, einer sonnengelben Pumphose und Flipflops; die roten Haare locker zum Zopf geflochten. Schlicht, natürlich, wunderschön. Am liebsten würde ich sie küssen, mit ihr auf mein Bett fallen, mich an sie schmiegen, in sie schmiegen, bis wir beide selig Arm in Arm einschlafen. Doch das muss warten.

Aus der Schublade meines Nachttisches hole ich eine Packung

Kondome hervor, halte sie in die Höhe. »Meinst du, das reicht?«

»Hm«, sie zuckt mit den Schultern, »das musst du sagen, ich weiß ja nicht, wie oft du ...« Sie beißt sich auf die Unterlippe und grinst frech.

»Karottenlöckchen, an mir soll es nicht liegen. Mehr habe ich nicht.« Ich ziehe den Reißverschluss meiner Sporttasche zu. »Du könntest morgen auf dem Rückweg von deiner Oma neue besorgen.«

»Schauen wir mal.«

»Dann lass uns losfahren. Es sei denn, du möchtest meine Matratze entjungfern.« Ich zwinkere ihr zu.

Stella runzelt die Stirn. »Du willst mir nicht ernsthaft verkaufen, dass du auf dieser Matratze nie Sex hattest?«

»Doch, mit mir selbst.« Es stimmt. Bisher habe ich keine Frau mit in meine Wohnung genommen. Ich bin immer mit zu ihnen, wenn sich etwas ergeben hat. Vor dem Sonnenaufgang bin ich wieder gegangen. Und nein, ich habe keine gebrochenen Herzen hinterlassen. Die Frauen wussten immer, worauf sie sich einlassen: auf unverbindliche beidseitige Befriedigung von Bedürfnissen.

»Eure Waschküche hätte auch ihren Reiz«, sage ich provozierend und nähere mich Stellas Ohr, das prompt rot anläuft. »Aber lass uns heute Nacht Tonis Eiswagen testen.« Ich schiebe Stella auf den Flur.

»Denkst du, Toni wäre es recht, dass wir zusammen in seinem Eiswagen schlafen? Vielleicht sollten wir Bettlaken und Bettwäsche mitnehmen.«

Ich stöhne genervt und verdrehe die Augen. »Oder wir machen uns keinen Kopf darüber und waschen das Zeug, bevor Toni wieder zurückkommt.« Ich wackle mit einer Augenbraue. »In deiner Waschküche.«

## Kapitel 37

### *Stella*

Nach all den Emotionen und Tränen an diesem Abend fühle ich mich seltsam. Als hätte ich einen fest zugeschnürten schweren Rucksack getragen und jemand hätte mir geholfen, ihn aufzuknoten, und einen kiloschweren Angstblock darin entdeckt. Der Angstblock ist immer noch drin. Doch allein über ihn geredet zu haben, hat ihn um ein halbes Kilo leichter gemacht. Dafür hat jemand eine Literflasche rosa Kribbelwasser mit hineingegeben, das süchtig macht, wenn man erst mal davon probiert hat. Dieser jemand war Morton.

Er schließt den Eiswagen auf und überwindet den halbhohe Absatz in einem Schritt. Ich folge ihm hinein. Brav ziehen wir unsere Schuhe aus. »Dort geht's wohl nach oben.« Er zeigt auf eine quadratische Öffnung in der Decke. Sie sieht völlig unscheinbar aus. Wenn ich es nicht wüsste, würde ich vermuten, dass sie was mit der Belüftung zu tun hat oder dass sich dort allenfalls Stauraum verbirgt.

Neugierig stelle ich mich direkt unter die Luke auf die Zehenspitzen, entdecke eine Seilleiter und ziehe sie herunter. Mit einem Fuß nach dem anderen klettere ich auf ihr nach oben

und krabble auf eine Matratze, die beinahe die gesamte Fläche der Zwischenebene einnimmt. Der Raum ist stark begrenzt. Bis zur Wagendecke ist es etwa ein Meter. Okay, die Bettwäsche in der Eiswaffeloptik ist Geschmackssache, aber mit den fünf oder sechs Kissen, dem Bettzeug und dem schummrigen Licht, das durch eine gläserne Luke in der Wagendecke fällt, finde ich es urgemütlich. An einer Wand ist ein schmales Bord angebracht, auf dem ein Buch liegt und an dem eine Lampe mit einem flexiblen Arm festgeklemmt ist.

»Und?«, ruft Morton nach oben, dann taucht sein Kopf auf. »Oh«, macht er, sieht sich um und stemmt sich hoch. Während ich ohne Weiteres aufrecht sitzen kann, muss er aufpassen, dass er sich nicht den Kopf an der Decke stößt. Wir türmen die Bettdecke zu einem unordentlichen Haufen ans Fußende. Morton streckt sich der Länge nach auf der Matratze.

»Mir gefällt es.« Ich lege mich neben ihn, unsere Oberschenkel berühren sich. »Schau, man sieht den Sternenhimmel.« Ich zeige zur Dachluke.

»Stella heißt Stern, richtig?« Mit den Fingerspitzen berührt Morton meine Wange. Ich drehe mich auf die Seite, kuschle mich an ihn und fahre mit einem Finger an seinem Brustbein entlang, über den Rippenbogen bis zu seinem Bauch.

»Ja. Mama hat an dem Abend, nachdem sie zu dem Eingriff im Kinderwunschzentrum gewesen ist, eine Sternschnuppe gesehen. In dem Moment war sie überzeugt, dass es geklappt hat, und sagte: Willkommen, mein kleiner Stern.« Ich verharre in der Erinnerung daran. »Einmal sind wir an die Nordsee gefahren, nach Sankt Peter-Ording, abends, einfach so, weil wir das Meer sehen, riechen und hören wollten. Der Mond schien und je länger wir in den Himmel schauten, umso mehr Sterne zeigten sich. Mama hat mir die Geschichte erzählt und mir ihre Kette

mit den beiden Sternen geschenkt, die sie von Oma und Opa zu meiner Geburt bekommen hat.« Ich berühre das Schmuckstück an meinem Hals. Morton legt seine Hand über meine und drückt sie. »Deshalb heiße ich Stella.«

»Und wenn du ein Junge geworden wärst?«

»Keine Ahnung.« Ich lache. An Mama zu denken, über diese Erinnerungen zu reden, fällt mir in Mortons Gegenwart leicht. Es fühlt sich schön und richtig an, sie mit ihm zu teilen. Als würde Mama ihn so kennenlernen und er sie. Was natürlich Quatsch ist. »Stellian vielleicht? Welche Bedeutung hat dein Name?«

»Puh, keine Ahnung. Es gibt keine Story dazu, warum mich meine Eltern so genannt haben. Zumindest ist mir keine bekannt.« Er verschränkt die Hände hinter dem Kopf und starrt an die Decke. Sein beiläufiger Tonfall, wie sich seine Augen verengen, er die Brauen zusammenzieht und sich seine Zornesfalte vertieft, lässt mich vermuten, dass das Thema Eltern schwierig für ihn ist. Doch er hat bereits so viel über mich erfahren, da halte ich es zum Ausgleich für berechtigt, ihn besser kennenzulernen. Also bohre ich nach: »Dein Nachname ist schwedisch, oder?«

»Mein Vater war Schwede«, antwortet Morton knapp.

Ich stütze mich auf meinem Unterarm auf und frage behutsam, weil ich Mortons Reaktion gerade schwer abschätzen kann: »Was ist mit deinem Vater passiert? Lebt er noch?«

»Keine Ahnung. Ich habe keinen Kontakt zu ihm.« Abrupt richtet er sich auf. »Hast du auch Durst? Ich hole mir aus dem Kühlschrank etwas zum Trinken.« Er rutscht bis zur Luke und lässt sich hinabgleiten.

Okay, ich habe verstanden. In Gedanken lege ich die Puzzleteile nebeneinander: Zu seiner Mutter hat er ein schwieriges Verhältnis, zu seinem Vater keinen Kontakt mehr, nur sein kleiner Bruder scheint ihm viel, wenn nicht sogar alles, zu bedeuten.

»Kannst du mir gerade etwas abnehmen?« Seine Hände und sein blonder Haarschopf tauchen in der Luke auf.

»Klar.« Ich robbe vor, nehme eine Wasserflasche entgegen, stelle sie auf das schmale Brett an der Seite.

»Kommt noch mehr«, ruft Morton. Er wirft zwei Geschirrhandtücher hoch und reicht mir einen eiskalten geschlossenen Plastikbehälter. Auf dem Deckel liegt ein Teelöffel.

»Was ist das?« Schnell stelle ich das Gefäß auf die beiden Geschirrhandtücher. Der Löffel rutscht auf die Matratze.

»Eis.« Morton stemmt sich hoch und krabbelt zu mir. »Tonis neueste Versuchsreihe: Chili Berry Dreams. Selbstverständlich vegan.«

»Wir können doch nicht einfach Tonis Eis essen«, widerspreche ich, schnappe mir jedoch zugleich den Löffel.

»Doch, ich durfte es schon probieren und bin so was wie der Patenonkel für diese Eissorte. Toni hat extra gesagt, dass wir uns gern selbst im Eismachen versuchen können.« Morton öffnet den Deckel. »Da müssen wir doch vorher wissen, in welche Richtung wir den Geschmack bringen wollen.«

»Einverstanden.« Schon will ich den Löffel in die beerenrote Masse tauchen, doch Morton klaut ihn mir aus der Hand.

»Stopp, stopp, stopp!« Er lächelt schief, neigt den Kopf etwas zur Seite. »Zuerst müssen wir ein paar Vorbereitungen treffen.« Sein verschlagener Tonfall und sein funkelnder Blick machen, dass sich ein erregendes Kribbeln in mir ausbreitet.

»Ich verbinde dir jetzt die Augen.« Er zieht ein dunkelgrünes Tuch aus dem Bund seiner Jeans hervor. Wo hat er das so plötzlich her? Mein Puls beschleunigt sich.

»Nimm das Haargummi raus«, befiehlt er sanft, aber bestimmt. Ich taste an meinen Hinterkopf, löse das Gummi und den Zopf, fahre mit den Fingern durch meine Locken, bis sie

mir über den Rücken und die Schultern fallen. Mit der Zunge befeuchte ich meine Lippen. Mortons Augen verdunkeln sich. Er faltet das Tuch zu einem schmalen Streifen, beugt sich zu mir vor. Sein zitronig-holziger Duft steigt mir in die Nase. Die Luft zwischen uns ist spannungsgeladen und absolut erregend.

»Wenn das zu viel für dich ist, dann sag es mir«, flüstert er heiser.

»Mach!« Mehr bringe ich nicht über die Lippen vor gespannter Vorfreude auf das, was er als Nächstes vorhat.

Leise lacht er, legt mir dann sogleich das Tuch vor die Augen und knotet es an meinem Hinterkopf zusammen. Jetzt sehe ich nichts mehr. Ich bin mehr als bereit, sein Spiel mitzuspielen.

# Kapitel 38

## *Morton*

Ihr Brustkorb hebt und senkt sich schnell. Ihre Lippen sind leicht geöffnet. Wieder fährt sie mit der Zunge über sie und ich muss einmal tief Luft holen, weil es mir den Atem raubt, wie Stella mit verbundenen Augen vor mir sitzt und sich ihre roten Locken über ihre Schultern ergießen. Meine Finger zittern, als ich an den Saum ihres T-Shirts greife und ankündige: »Das ziehe ich dir jetzt aus.« Kurz halte ich inne, um ihre Reaktion abzuwarten.

»Okay«, wisperst sie, hebt ihre Arme an. Stella tastet nach mir.  
»Jetzt du.«

Mit einem Schwung entledige ich mich meines T-Shirts. »Jetzt dein BH.« Langsam schiebe ich die Träger über ihre Schultern, greife nach dem Verschluss, öffne ihn und lasse ihn auf die Matratze fallen. In meiner Jeans wird es so eng, dass ich die Knöpfe aufmache. Stellas Brustwarzen ragen mir entgegen. Die Versuchung ist groß, meine Lippen direkt auf sie zu legen und zu verwöhnen. Doch erst gibt es Eis. Ich nehme das Geschirrhandtuch unter dem Eisbehälter in die eine und den Löffel in die andere Hand.

»Du siehst so heiß aus, dass das Eis schon dahinschmilzt«, erzähle ich und hebe einen Löffel voll heraus.

»Dann lass es mich endlich probieren.« Sie öffnet ihren Mund, tastet mit den Händen nach meinen.

»Finger weg, sonst gibt es hier eine riesige Sauerei.« Ich schiebe ihr den Löffel mit dem Eis in den Mund. Die Vorstellung, dass sie mich mit ihrem Mund so umschließen würde, bringt mich fast um. Verzückt stöhnt sie auf, legt den Kopf in den Nacken, wölbt mir ihre Brüste entgegen.

»Hm, das ist himmlisch.« Ich gebe ihr einen weiteren Löffel voll. »Es dürfte schärfer sein.«

»Dein Wunsch sei mir Befehl.« Ich schiebe mir selbst eine Portion in den Mund, stelle das Eis zur Seite, fasse Stella an den Schultern und drücke sie auf die Matratze. Ich schlucke das Eis herunter und verteile Eisküsse auf Stellas Dekolleté, auf ihren Brüsten, hinterlasse eine feuchte Spur, umkreise mit meiner Zunge ihre Spitzen.

»Morton«, keucht sie, krallt ihre Hände ins Laken und windet sich unter mir.

»Schh«, mache ich und greife nach dem Eis. »Jetzt schön still liegen.« Ich verteile Eiskleckse auf ihren Brustwarzen. Stella stöhnt auf. Mit meinem Mund umfasse ich erst die eine, dann die andere und schlecke hingebungsvoll das Eis weg.

»Argh«, ächzt Stella. »Wenn du so weitermachst, bin ich dieses Mal Erste.«

»Das würde ich mir wünschen, aber es könnte verdammt knapp werden.« Allein ihr Anblick macht mich so scharf, dass ich schnell aus meiner Jeans schlüpfte.

»Ziehst du dich aus?«

»Nur die Jeans.«

»Ich will dich sehen.«

»Schh«, ich lege ihr einen Finger auf den Mund, »gleich.«

»Du bist ...«

Ich gebe einen Löffel Eis auf ihren Bauch. Stella japst nach Luft. »Spürst du, wie es dahinschmilzt? Gleich wird es aufs Laken tropfen.« Mein Mund saugt die Eisspur auf und fährt quer über ihren Bauch fort. Stella greift in meine Haare, zieht an ihnen und hebt auffordernd ihre Hüfte an. Ihrer Einladung folge ich und schiebe ihre Hose samt Slip herunter. Stella reißt sich das Tuch von den Augen. Sie blinzelt, stützt sich auf ihre Unterarme und winkt mich neben sich. »Jetzt du.«

Ihre Finger zupfen am Bund meiner Boxerbrieft, die mir drei Nummern zu klein vorkommen. Ich lege mich auf den Rücken, hebe Po und Becken an. Mein Penis springt ihr geradezu entgegen vor Freude, dass er endlich aus dem engen Stoff befreit wird. Stella beißt sich auf die Unterlippe, linst nach dem Behälter mit dem halbgeschmolzenen Eis, greift nach dem Löffel und schiebt sich eine Portion in den Mund, die nächste Portion landet auf meinem Unterbauch. Fuck, das ist kalt, heiß, scharf.

»Stella«, stöhne ich. »Du musst nicht.«

»Schh«, macht sie, »schön still liegen, sonst gibt es eine riesige Sauerei.«

»Die gibts so oder so, wenn du ...« Die Worte bleiben mir im Mund stecken, als ihre Lippen und Zunge sich dem Eis auf meiner Haut widmen. Pure Lust durchrauscht mich.

Stella unterbricht ihre süße Folter. »Wo sind die Kondome?«

»Unten in meiner Tasche. Ich hole sie.« Der kurze Break kommt mir gerade recht.

»Zieh dir was an. Du kannst doch nicht nackt mit einem fetten Ständer im Eiswagen rumlaufen. Was, wenn dich jemand sieht?« Stella wühlt meine Boxerbrieft hervor.

»Dann sag du mir mal, wie ich die jetzt noch anziehen soll?«

Ich deute an mir herunter. »Wer soll mich denn sehen? Erstens ist es dunkel, zweitens spät am Abend, drittens: Wer schert sich um einen augenscheinlich geschlossenen Eiswagen?«

»Dann mach schnell.«

Erneut rutsche ich durch die Luke hinunter, stelle meine Tasche auf die Arbeitsfläche. Aus dem Seitenfach greife ich mein Handy und nutze das Licht des Displays, um in der Tasche nach den Gummis zu suchen. Ah, da sind sie ja. Ich schalte das Handy wieder auf Standby, lege es zurück in die Tasche. Einen Fuß habe ich bereits auf der unteren Sprosse der Seilleiter, da blitzt draußen hinter einem der Bäume ein Licht auf. Ich nehme den Fuß von der Leiter und starre in die Dunkelheit. Nichts zu sehen. Ich muss mich geirrt haben.

»Alles in Ordnung?« Stellas Lockenkopf erscheint in der Luke.

»Ja, ich habe sie.« Wie eine Trophäe halte ich die Packung in die Höhe. Dann klettere ich zu Stella nach oben und habe alles andere im Sinn, als über einen Lichtblitz nachzudenken.

Am Morgen erwache ich von einem kratzenden Geräusch. Es hört sich so an, als würde jemand den Wagen aufschließen. Ich setze mich auf und stoße mir den Kopf an der Decke des Eiswagens. »Autsch!« Ich sinke zurück auf die Matratze und reibe mir die schmerzende Stelle.

»Was ist los?« Verschlafen sieht Stella mich an. »Hast du dir wehgetan?«

»Pst.« Ich lege einen Zeigefinger vor die Lippen, deute mit dem Daumen der anderen Hand in Richtung der Luke. Am leichten Quietschen und einem Luftzug vernehme ich, dass die Tür geöffnet wurde.

»Hallo, ist jemand da oben? Morton?« Es ist die Stimme von Tonis Schwester Cara.

»Ja!«, rufe ich. »Warte, ich komme runter.« *Wo ist mein Shirt*, frage ich lautlos. Stella hebt die Bettdecke hoch. Zusammen mit meinen Boxerbriefs finde ich es am Ende der Matratze. Beides ziehe ich über, werfe Stella ein breites Grinsen zu und lasse mich durch die Luke hinunter in den Eiswagen.

»Guten Morgen«, verlegen streiche ich mir durch die Haare.  
»Wie spät ist es?«

Cara zupft an ihrem Ohrläppchen. »Sechs Uhr. Sorry, wenn ich dich geweckt habe. Toni hat am Telefon nichts davon erwähnt, dass du hier bist, aber er war sowieso total durch den Wind. Wenn es um Charlotte geht, vergisst er alles andere.«

»Toni hat gesagt, ich könnte hier übernachten«, erwidere ich und unterdrücke ein Gähnen.

»Kein Problem. Ich will nur kurz checken, wie viel Eis Luca nachher mitbringen muss.« Sie schiebt die Ärmel ihrer brombeerfarbenen Wolljacke hoch. »Bleibst du die nächsten Tage hier?«

»Das wäre mein Plan.« Ich greife nach meiner Tasche, die noch auf der Arbeitsplatte steht, stelle sie auf den Boden.

Cara inspiziert den Eisvorrat im Tiefkühlschrank. Sie schließt ihn wieder, holt aus ihrer Handtasche ein Büchlein im A5-Format sowie einen Stift und macht sich Notizen.

»Morgen könntest du mir die Bestellung telefonisch durchgeben.«

»Kann ich machen, wenn es nicht gerade um sechs Uhr sein muss. Allerdings habe ich bisher keine Erfahrungswerte, wie viel Eis wir für einen Tag brauchen.« Ich zucke mit den Achseln.

»Das kriegen wir zusammen schon hin.« Cara legt eine Hand auf meine Schulter, blinzelt und zupft an meinem T-Shirt. »Du hast da ein rotes langes Haar.« Sie hält es zwischen Daumen und Zeigefinger, öffnet den Mülleimer neben der Tür und lässt

es hineinfallen. Ihr Blick fällt auf Stellas Häkeltasche, die danebensteht, dann wieder auf mich. Ein gedämpftes Niesen ertönt von oben. Schnell halte ich meine Ellbogenbeuge vor die Nase und tue so, als wäre ich es gewesen. »Pollen.«

Cara hebt fragend eine Augenbraue. »Von wegen.« Langsam schüttelt sie den Kopf. »Du hast Besuch.«

»Ähm«, mache ich. Hitze steigt mir ins Gesicht.

Tonis Schwester spitzt die Lippen, fasst sich ans Kinn, ihre Mundwinkel ziehen sich amüsiert nach oben. »Stella?«, ruft sie.

Verdammt, das kann sie unmöglich ...

»Ja?«, erklingt Stellas Stimme zaghaft. Cara grinst breit. Stellas nackte Füße und Beine tauchen in der Luke auf. Ich fange sie auf, als sie sich herunterlässt, lege beschützend einen Arm um sie. Auch Stella hat sich nur eben ihr T-Shirt und ihren Slip angezogen.

»Wir können das erklären«, sage ich schnell.

»Ach ja?« Cara verschränkt die Arme vor der Brust. »Für mich sieht das ziemlich eindeutig aus.« Sie macht eine Pause. »Ihr habt euch zusammen den Sternenhimmel angeschaut und dabei die eine oder andere interessante Formation gefunden.« Sie lacht laut. »Ausgerechnet ihr zwei.«

»Bitte behalte es für dich«, wirft Stella ein.

»Selbstverständlich! Was ihr nach der Arbeit so treibt, ist eure private Angelegenheit.« Cara hebt die Hände. »Einfach dran denken, dass hier im Eiswagen hygienische Anforderungen erfüllt werden müssen. Sonst bekommt Toni ein Problem. Und ihr auch.«

»Klar.« Ich nicke zur Bekräftigung.

»Ich gehe jetzt rüber ins Café.« Sie zieht die Tür auf. »Was auch immer zwischen euch ist oder wird, früher oder später werden Toni und Charlotte es merken.« Sie überwindet den

Absatz zwischen Wagenkante und Erdboden in einem Sprung.  
»Ausgerechnet ihr zwei!«, höre ich noch, dann ist sie weg. Puh!  
Ich atme tief ein und puste hörbar die Luft aus.

# Kapitel 39

## *Stella*

Was bin ich froh, dass Cara so gelassen reagiert hat, trotzdem bleiben Bedenken. Ich steige in meine gelbe Hose. »Meinst du, wir bekommen Schwierigkeiten?«

»Nö, aber sie hat recht, wir sollten mit Charlotte und Toni reden. Aber erst, wenn sie wieder den Kopf frei haben.« Morton nimmt seine Tasche und reicht mir meine. Wir gehen rüber ins Café, denn dort gibt es eine Dusche.

»Willst du zuerst? Dann rufe ich schnell mal bei Oma im Krankenhaus an.«

Morton legt von hinten seine Arme um mich. »Wir könnten auch zusammen duschen.«

Ich lehne mich gegen ihn. »Die Kondome liegen leider im Eiswagen.«

»Tss, woran du schon wieder denkst.«

Ich lache, winde mich aus seinen Armen, bringe meine Tasche ins Dachgeschoss und wähle die Nummer des Krankenhauses. Das Telefon läutet einmal, zweimal, dreimal, viermal. Innere Unruhe breitet sich in mir aus. Es wird doch nichts passiert sein?

»Station elf, Josefinenkrankenhaus, Schmettermann.«

Na endlich. Frau Schmettermann erklärt mir kurz angebunden, dass Oma eine ruhige Nacht hatte und sie wohlauf sei. Sie betont, dass sie sich melden würden, wenn etwas wäre und ich nicht extra morgens anrufen müsse. Wenn das alle Angehörigen machen würden, kämen sie zu gar nichts mehr. Ich bedanke mich und lege auf. »Und trotzdem rufe ich an, wenn ich wissen will, wie es Oma geht«, sage ich trotzig zum Telefon in meiner Hand.

»Alles okay?«

Ich blicke auf. Morton steigt die letzte Stufe hinauf. Er trägt nur ein Duschhandtuch um die Hüften und bei seinem Anblick vergesse ich meinen Ärger über diese Schmettermann.

»Ja. Oma geht's gut. Sie haben mir gesagt, dass ich morgens nicht anrufen soll. Sie hätten genug zu tun.«

»Mhm.« Morton kramt in seiner Tasche. Er lässt sein Handtuch fallen. »Wenn du mich weiter so anstarrst, Karottenlöckchen, wird das nichts mit deiner Dusche.«

»Ich starre gar nicht, ich gucke nur.« Und kann mich nur schwer losreißen. »Ich geh dann mal.«

Morton ruft mir nach: »An deiner Stelle würde ich trotzdem anrufen, wenn es dich beruhigt. Es sind ja nur ein paar Tage, bis sie wieder nach Hause kann.«

Unter der Dusche kreist sein letzter Satz durch meinen Kopf. *Nur ein paar Tage, bis sie wieder nach Hause kann.* Was wird dann aus Morton und mir? Nachts kann Oma unmöglich allein bleiben. Aber ich kann auch nicht von Morton verlangen, dass er immer zu mir kommt, wenn wir die Nacht miteinander verbringen wollen. Ach, warum muss mein Leben nur so kompliziert sein? Ich seife mich kräftig ein, stelle das Wasser etwas heißer, um das Duschgel und meine trüben Gedanken wegzuspülen.

Morton und ich haben vereinbart, dass er um zehn Uhr den Eiswagen aufmacht und ich mich um das Café kümmere. Mit dieser verklemmten Markise vom *Gelati-Express* komme ich sowieso nicht klar. Während ich die Tische draußen feucht abwische, sehe ich, dass Morton die Liegestühle und improvisierten Tische aus Obstkisten aufstellt. Stundenlang könnte ich ihm dabei nur zusehen. Sorgfältig testet er jeden Stuhl, ob er fest steht.

Punkt zehn Uhr öffne ich das Café. Ein Rauhaardackel rennt heran, hechelt die Stufen zur Außenterrasse hoch und wuselt vor meinen Füßen.

»Hallo, Herr Schröder.« Ich knie mich zu ihm und kraule ihn hinter den Ohren. »Wo hast du denn dein Frauchen gelassen?«

»Die alte Frau ist nicht so schnell.« Violetta Mangold schnauft, was ihren eindrucksvollen Auftritt in keiner Weise schmälert. In ihrer froschgrünen Tunika mit Fledermausärmeln, der erdbeerroten Dreiviertelhose, weißen Söckchen mit Rüschenrand und zitronengelben Ballerinas gibt sie eine farbenfrohe Erscheinung ab.

»Guten Morgen, Frau Mangold.« Ich springe ihr zur Seite und biete ihr meinen Arm als zusätzliche Stütze an. »Wie geht es Ihnen?«

»Bestens, liebe Stella.« Sie bleibt stehen und zieht ein schmales Buch aus ihrer Tasche. »Ich habe Charlotte versprochen, ihr diesen Gedichtband von Hermann Hesse auszuleihen.«

»Oh, leider sind Charlotte und Toni nicht da.« Ich begleite sie zu einer der Bänke. »Setzen Sie sich doch für einen Moment.«

»Danke.« Sie lässt sich nieder. »Toni hat davon gar nichts erwähnt. Und auf dem Handy bin ich momentan nicht erreichbar. Es lädt nicht auf. Ich muss es unbedingt anschauen lassen. Ist etwas passiert?«

»Na ja«, ich bin mir unsicher, was ich Violetta sagen soll. Zwar ist sie eine Freundin des Hauses, aber auch gerade erst von ihrem Herzinfarkt genesen. Sie soll sich keine Sorgen machen. »Ein Notfall in Charlottes Familie«, erkläre ich diplomatisch. »Sie werden ein paar Tage weg sein.«

»Oh nein. Das tut mir sehr leid.« Sie überreicht mir das Büchlein. »Bitte hinterlegen Sie es für Charlotte.«

»Das mache ich gern. Ihren Kaffee bekommen Sie selbstverständlich trotzdem, heute bei Morton im Eiswagen.« Warum zur Hölle schwingt Stolz in meiner Stimme mit? Warum kribbelt es in mir, wenn ich nur seinen Namen aussprechen? *Du bist verliiiiiebt*, trällert meine Teenagerversion. Mir wird warm in den Wangen. Violettas Mundwinkel zucken, ein feines Lächeln umspielt ihre Lippen. Ich räuspere mich: »Oder möchten Sie ihn heute hier trinken?«

»Nein, danke. Nichts gegen Charlottes Kaffee, aber unter uns gesagt: Tonis ist um Längen besser.« Sie erhebt sich. »Komm, Herr Schröder. Wir gehen zu Morton.«

Nach dem Mittag übernimmt Luca den Eiswagen, Morton das Café und ich fahre zu Oma ins Krankenhaus. Ich klopfe an ihre Zimmertür und trete ein.

»Stella!« Oma strahlt mich an. Dass sie mich sofort erkennt, macht mich glücklich. Rosa sitzt auf einem Stuhl neben ihrem Bett.

»Oma, wie geht es dir?« Ich umarme sie.

»Ich will nach Hause. Stell dir vor, sie wollen mich hier einsperren.« Sie schlägt mit der Hand aufs Bett.

»Einsperren?«, irritiert sehe ich Rosa an.

»Hier haben sie eine Großküche mit industriellen Abwaschmaschinen. Da kannst du nicht mit deinem Teller und Glas in

der Hand losziehen, um sie per Hand abzuwaschen.« Sie tätschelt Omas Arm.

»Oh je«, ich verziehe das Gesicht. »Bald darfst du wieder nach Hause.«

Die Tür geht auf, die behandelnde Ärztin kommt herein. »Da ist die Familie komplett«, sagt sie mit einem freundlichen Lächeln. »Ich habe gute Nachrichten. Frau Sommerfels kann morgen nach der Abschlussvisite entlassen werden. Etwa gegen elf Uhr können Sie nach Haus.«

»Oh, wie schön«, ruft Rosa freudig. Oma schwingt ihre Beine aus dem Bett. »Morgen, Dottie, eine Nacht schläfst du noch hier.«

»Aber nur eine! Ich habe so viel zu tun. Stella fährt bald auf Klassenreise. Da muss ich vorher ihre Wäsche waschen und bügeln. Inga kommt doch momentan zu nichts.«

»Ja, wir schauen dann morgen, womit wir anfangen. Okay?« Rosa reagiert souverän wie immer.

Nur mir kommen keine Worte über die Lippen. Meine Klassenreise, Mama, die zu nichts kommt, das hat alles keine Relevanz für mich. Morgen muss ich hier um acht Uhr auf der Matte stehen, denn bei der Abschlussvisite sollte ich wohl dabei sein. Und dann am Abend und in der Nacht zu Hause. Ein Kloß bildet sich in meinem Hals. Gleichzeitig fühle ich mich mehr als schäbig, dass ich in diesem Moment keine echte Freude zeigen kann.

# Kapitel 40

## *Morton*

Um zwanzig Uhr schließen wir das Café. Stella ist vor einer Stunde wieder zurückgekommen. Auf meine Frage, wie es ihrer Oma geht, hat sie nur gesagt: »Gut, erzähl ich später.« Dann hat sie den Mund zu einem bemühten Lächeln verzogen. In ihren Augen lag ein schwermütiger Ausdruck. Zeit für ausführliche Gespräche hatten wir so oder so keine, denn es war ordentlich Betrieb.

»Ich Sorge hier für Ordnung. Du kannst Luca bei der Markise helfen«, erklärt Stella und verschwindet sogleich in der Küche.

Auf dem Weg zum *Gelati-Express* sehe ich, wie Tonis Neffe gerade den letzten Tisch abräumt und das Tablett mit dem Geschirr in den Wagen bringt. Ich widme mich vor Ort sogleich den Klapp- und Liegestühlen und stelle sie zusammen.

»Hey, Morton«, höre ich Lucas Stimme neben mir.

Ich drehe mich zu ihm. »Hi!«

»Cara kommt in einer halben Stunde vorbei, um mit uns die nächsten Tage durchzusprechen.« Er schnappt sich einen der Tische.

»Ah gut, dann können wir wegen der Bestellungen für morgen schauen.«

Gemeinsam verstauen wir das Mobiliar neben dem Eiswagen. Dann zurren wir alles miteinander mit Seilen fest, decken eine Plane drüber und befestigen diese mit Kordeln.

»Jetzt die Markise. Du drehst, ich ziehe.« Ich strecke meinen Arm zu dem Stück Stoff aus, während Luca die Kurbel betätigt.

»Hi«, höre ich eine schnarrige Stimme hinter mir. Ich drehe meinen Kopf. Oh nein, nicht schon wieder diese Sandy. Ihre rotgeschminkten Lippen verziehen sich zu einem Lächeln, das zusammen mit dem Augengeklimper vermutlich verführerisch aussehen soll. Das Dekolleté ist dieses Mal hochgeschlossen, dafür ist das enganliegende weiße Oberteil ärmellos. Dadurch sieht ihre Oberweite noch üppiger aus als ohnehin schon. Ihre Jeans sitzt genauso eng wie ihr Oberteil.

»Hi«, sage ich beiläufig. Ohne Sandy weiter zu beachten, widme ich mich wieder der Markise. »Noch mal ein Stück zurück, Luca.« Er dreht die Kurbel, ich rucke kräftig, bis das verklemmte Teil mit einem lauten Quietschen einfährt. »Na also, geht doch, altes Ding.« Zufrieden reibe ich mir die Hände.

Sandy tritt vor mich. »Hast du Feierabend?« Sie zupft an ihren blonden Haarspitzen.

»Nein, wir haben gleich Teambesprechung.«

»Schade«, sie schiebt die Lippen vor.

»Tja, tut mir leid.« Ich hebe entschuldigend die Hände. Luca wirft mir die Wagenschlüssel zu. »Ich gehe schon mal rüber.«

Ich fange sie auf und stecke sie in die Hosentasche. »Ich komme gleich nach.«

»Ein interessanter Eiswagen«, sagt Sandy und der Tonfall hat sich von flirty zu fies verändert.

Fragend hebe ich eine Augenbraue.

»Ich bin ja öfters hier in der Gegend, manchmal auch sehr spät abends. Ich liebe nächtliche Spaziergänge an der Alster,

wenn der ganze Trubel vom Tag vorbei ist, und ich wohne ja gar nicht weit von hier«, plaudert sie. »Vermutlich habe ich mich geirrt, aber mir war so, als hätte ich gestern Nacht jemanden im Eiswagen gesehen, mit nacktem Oberkörper.«

Wie bitte? Hat sie mich gestern tatsächlich gesehen? Der Lichtblitz kommt mir wieder in den Sinn. Verdammt. Jetzt cool bleiben und mir nichts anmerken lassen.

»Echt?«

»Ja, stell dir vor.« Sie kommt einen Schritt näher. »Ich bin mir unsicher, was ich tun soll. Ob ich mal mit diesem Eismann Toni rede oder das zuständige Amt informiere? Das ist doch sicher illegal wegen der Hygiene und so.« Vertraulich legt sie mir eine Hand auf die Brust. Innerlich versteinere ich. »Was würdest du mir denn raten? Wollen wir das mal bei einem Date besprechen?«

Ohne eine Miene zu verziehen, nehme ich ihre Hand von mir, lasse sie los und mache einen Schritt zurück.

»Sicher hast du dich geirrt.« Ich wende mich ab, verschließe den Wagen und gehe zum Café, ohne mich nochmal umzudrehen.

In meinem Kopf rotieren die Gedanken. Ich vermute, dass sie in der Nacht etwas gesehen hat. Der Lichtblitz, ihre Andeutungen – in der Dunkelheit wird sie mich aber kaum erkannt und auch nicht mehr als schemenhafte Umriss eines Oberkörpers gesehen haben. Dass Sandy rein zufällig vorbeigekommen ist, bezweifle ich. Beobachtet sie mich etwa? Oder uns? Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Am Ende ist sie eine durchgeknallte Stalkerin. Verdammt, ich muss mit den anderen reden, als erstes mit Stella. Bei der Vorstellung, dass diese Tussi uns allen schaden könnte, zieht sich mein Brustkorb zusammen. Ich hole tief Luft. Nein, das werde ich nicht zulassen.

Wenn ich mich doch mal mit ihr treffe? Ganz unverbindlich, um mehr über sie herauszufinden?

Stella, Luca und Cara sitzen an einem der Tische.

»Hallo, Morton.« Caras Lippen bilden einen schmalen Strich, ihre Augen blicken ernst. Sofort erfasst mich eine innere Unruhe.

»Ist was passiert?« Ich setze mich auf den Stuhl neben Stella.

»Toni hat mich vor einer halben Stunde angerufen.« Cara räuspert sich. »Charlottes Vater ist verstorben.«

Stille.

»Charlotte wird, bis alles geregelt ist, ausfallen. Toni ebenso. Wenn es sich ergibt, wird er zwischendurch vorbeikommen.« Vom Notizbuch vor ihr löst sie einen Kugelschreiber und legt ihn auf den Tisch. »So ist zumindest der gegenwärtige Stand.«

»Das tut mir sehr leid«, sagt Stella in die erneute Stille. »Ich weiß nichts Genaues über Charlottes Verhältnis zu ihrer Familie, aber richte ihnen trotzdem mein herzliches Beileid aus, falls Toni sich nochmal bei dir meldet.«

»Ja, von mir auch«, füge ich hinzu.

»Und von mir«, murmelt Luca.

»Danke, das mache ich gern.« Cara lehnt sich vor und stützt ihre Unterarme auf den Tisch. »Ich soll euch noch etwas sagen. Dazu möchte ich allerdings erst eure Meinungen hören.«

Was kommt jetzt? Mein linker Fuß wippt. Mit der Hand wische ich imaginäre Krümel vom Tisch. Stella neben mir richtet sich kerzengerade in ihrem Stuhl auf. Luca hingegen lässt die Schultern hängen.

»Schließt das Café und den Eiswagen, bis wir wieder zurück sind.« Cara runzelt die Stirn. »So hat Toni es gesagt.«

»Aber warum?«, platzt es aus mir heraus.

»Ich dachte, sie vertrauen uns.« In Stellas Worten schwingt Enttäuschung und eine Spur von Panik mit.

»Das ist doch Bullshit, Tante Cara!« Luca haut mit der Faust auf den Tisch und springt von seinem Stuhl auf.

»Hey, es gibt keinen Grund, sich aufzuregen.« Cara hebt die Hände. »Keine Frage, Toni und Charlotte vertrauen euch. Aber ihnen ist auch bewusst, wie viel Arbeit an dem Betrieb hängt. Vor allem, wenn das Team unvollzählig ist. Sie wollen euch schützen. Wobei ich der Meinung bin, dass wir nicht schließen müssen. Oder zumindest den Eiswagen oder das Café offenhalten können. Wie seht ihr das?«

»Unbedingt!«, werfe ich ein. »Ich habe Semesterferien und kann jeden Tag rund um die Uhr hier sein. Wenn Luca und du mitunter aushelfen könntet?«

»Für Tonis Eis sind die Leute gern bereit, auch mal länger zu warten«, sagt Luca voller Überzeugung und setzt sich wieder. »Du musst Mama einfach erklären, dass ich hier gebraucht werde.« Er reibt sich den Nacken.

Ich hebe eine Hand, um auf mich aufmerksam zu machen. »Vielleicht sollten wir erst mal klären, ob und wie wir hier für Charlotte und Toni den Laden am Laufen halten können. Okay?«

»Natürlich, du hast recht, Morton.« Cara schlägt ihr Notizbuch auf. »Also gut, dann würde ich dich entsprechend einplanen. Luca, wenn du jeweils von mittags bis abends den Eiswagen übernimmst, kann Morton am Nachmittag im Café aushelfen. Stella, wie sieht es denn bei dir aus?«

»Ja, ich bin dabei.« Sie knibbelt an ihren Fingernägeln. »Meine Oma kommt allerdings morgen wieder aus dem Krankenhaus. Sie hat Demenz. Tagsüber wird sie von Rosa betreut. Ich muss mich mit ihr absprechen, wenn ich abends länger oder die ganze

Woche durcharbeite.« Stella sieht mich an. »Nachts müsste ich zu Hause sein.«

Morgen schon. Auch wenn es mir falsch und egoistisch vorkommt, breitet sich Enttäuschung in mir aus. Dass es Stella ähnlich geht, sehe ich in ihren Augen, erkenne Bedauern und zugleich Schuldbewusstsein. Gleichzeitig bin ich froh, dass sie jetzt so offen über die Erkrankung spricht.

»Es tut mir leid, dass deine Oma krank ist. Lass mich doch gern wissen, ob du es dir einrichten kannst, sieben Tage durchzuarbeiten. Es wäre für eine, maximal zwei Wochen, schätze ich.« Cara macht sich Notizen in ihrem Buch. »Gut, ich fasse zusammen: Morton arbeitet täglich von zehn Uhr bis Geschäftsschluss. Vormittags im Eiswagen, ab etwa vierzehn Uhr im Café. Dann übernimmt Luca den *Gelati-Express*. Stella, dich würde ich unter Vorbehalt für jeden Tag einplanen. Jeweils im Café von zehn Uhr morgens, abends so lange, wie es für dich geht. Sollte es einen Engpass geben, springe ich ein. Wenn alle Stricke reißen, wird der Take-away im Café oder der Eiswagen für eine Zeit geschlossen.« Cara schlägt ihr Büchlein zu. »Seid ihr einverstanden?«

»Ja«, sage ich.

»Sowas von einverstanden.« Luca klopft auf den Tisch.

»Ich muss morgen zum Abschlussgespräch im Krankenhaus sein und würde Oma dann gern kurz mit nach Hause begleiten.« Stella verschränkt ihre Finger ineinander und deutet ein schiefes Lächeln an. »Gegen vierzehn Uhr bin ich sicher da. Ansonsten passt das alles so für mich. Danke, Cara.«

»Dann springe ich morgen bis vierzehn Uhr im *Gelati-Express* ein.« Cara klatscht in die Hände. »Herzlichen Dank, dass ihr mitmacht. Ihr seid großartig. Wenn irgendwas sein sollte, es euch doch zu viel wird oder es Unstimmigkeiten oder Probleme gibt,

dann reden wir miteinander. Ich mache eine separate WhatsApp-Gruppe nur mit uns vieren auf. Lasst Toni und Charlotte außen vor. Sie haben genug Sorgen um die Ohren.«

Wir verabschieden uns voneinander. Cara und Luca fahren in die *Gelazzeria*. Stella und mir bleibt eine letzte gemeinsame Nacht im *Gelati-Express*. Und das Sandy-Problem, von dem Stella noch nichts ahnt.

# Kapitel 41

## *Stella*

Sanft streicht Morton über meinen nackten Arm. »Bei Violetta habe ich jetzt einen Stein im Brett.«

»So?«, ich drehe meinen Kopf.

»Pfff«, macht Morton und schiebt meine Haare beiseite. »Die kitzeln.« Er küsst meine Schulter. »Ja, ich habe ihr Handy repariert.« Seine Hand wandert zu meiner nackten Brust.

»Oh«, keuche ich. »Was war denn kaputt?«

»Ihr Ladekabel.«

»Dann hat sie genauso ein ...«, scharf sauge ich die Luft ein, als Morton seinen Mund auf mich senkt, »Dingsda wie du?« Ich spüre sein Lächeln auf meiner Haut.

»Ich hatte noch ein altes Ladekabel in meiner Tasche.« Abrupt hält er inne und dreht sich auf den Rücken.

»Ey«, beschwere ich mich und betrachte seine markanten Gesichtszüge. Er runzelt die Stirn. Seine Lippen sind aufeinandergepresst. Sein Blick geht zur Dachluke in den Nachthimmel. Sanft fahre ich mit dem Zeigefinger über die tiefe Zornesfalte zwischen seinen Brauen.

»Was ist los?«

»Sandy«, stößt Morton hervor. »Sandy\_girl2002.«

Was will er mir damit sagen? Ich rücke von ihm ab.

»Sie war vorhin da, hat mir zu verstehen gegeben, dass sie gestern Nacht jemanden im Eiswagen gesehen hat.« Morton schnaubt, ahmt den schnarrigen Tonfall von Miss Schlauchbootlippe nach: »Aber mir war so, als hätte ich gestern Nacht jemanden im Eiswagen gesehen, mit nacktem Oberkörper. Ich bin mir unsicher, was ich tun soll.« Er tatscht auf meine Brust. »Was würdest du mir denn raten? Wollen wir das mal bei einem Date zusammen besprechen?«

»Scheiße.« Mir wird flau. »Und jetzt?« Meine Stimme hört sich piepsig an.

»Ich weiß es nicht.« Morton verschränkt die Arme hinter seinem Kopf.

»Wieso war sie überhaupt mitten in der Nacht hier?«

»Sie sagte, sie wohnt in der Nähe.« Er dreht sich zu mir auf die Seite. »Ich habe meine Zweifel, dass das wahr ist.«

»Du meinst, sie beobachtet dich? Oder uns?« Mein Herz setzt einen Schlag aus. Am Ende steht sie in diesem Moment vor der Tür und lauscht. Ich erschauere.

Morton zieht mich fest an seinen nackten Oberkörper. »Ich weiß es nicht.«

Ich schmiege mich an ihn, damit nichts mehr zwischen uns passt, keine Luft, keine Zweifel, keine Sorgen.

»Sie erscheint mir aufdringlich, hartnäckig und nervig. Nur wenn sich das auf andere und das Café auswirkt ...« Er stockt.

»Mich kann sie jedenfalls nicht leiden. Ich bin mir sicher, dass sie mich gestern absichtlich angestoßen hat.« Ich löse mich von ihm und stütze mich auf dem Unterarm auf. »Dafür wurde sie mit einem Gratiskaffee belohnt.«

Mortons Miene vereist. Seine Lippen sind ein wenig gespitzt.

Am leichten Zucken seiner Kiefermuskeln, an seinem fokussierten Blick erkenne ich, dass ihn etwas beschäftigt. Dann greift er nach seinem Handy, entsperrt es, tippt darauf herum und zeigt mir einen Screenshot von Sandy, im Hintergrund sind unscharf das Café und der Eiswagen zu sehen. Ich lese den Text auf dem Bild.

»Das ist nicht ihr Ernst!« Vor Wut schnaube ich. »Verflucht nochmal.« Mit der Faust schlage ich ins Kissen, stelle mir vor, es wäre sie.

»Ich habe es mit Charlotte und Toni besprochen, wir haben darauf nicht reagiert. Die Story war nach vierundzwanzig Stunden sowieso nicht mehr sichtbar. Nur den Screenshot sollte ich speichern.« Schnell legt Morton sein Handy auf das schmale Bord.

In Gedanken wiederhole ich, was er eben gesagt hat. »Du hast mit den beiden darüber gesprochen, aber mit mir nicht?«, platzt es aus mir heraus. »Die Schlampe zieht über mich her und du verschweigst es mir?«

»Stopp!«, Morton fährt hoch, zieht gerade noch seinen Kopf ein, bevor er ihn sich an der Decke stößt. »Jetzt hol mal Luft, okay?« Sein Tonfall ist lauter geworden. »Charlotte musste es wissen, weil das Café erwähnt wurde. Du warst gerade im Krankenhaus bei deiner Oma. Charlotte hat entschieden, dass wir es unkommentiert lassen und dir nichts sagen, weil du genug Sorgen hättest.«

Na großartig! Jetzt habe ich den Stempel aufgedrückt bekommen und werde außen vorgelassen. Aus Mitleid und falscher Rücksichtnahme. »Siehst du! Genau deshalb habe ich nie etwas von Oma erzählt. Weil ich kein Mitleid brauche, sondern wie jeder andere Mensch behandelt werden will.« Ich lasse mich auf die Matratze zurücksinken und klemme mir ein Kissen vor den Oberkörper.

Morton rauft sich die Haare, atmet tief aus. »Wenn meine Oma im Krankenhaus liegen würde, hätte Charlotte genauso entschieden. Das hat mit Mitleid nichts zu tun«, sagt er mit ruhiger Stimme. »Lass uns nicht darüber streiten. Das fühlt sich falsch an, als würde Sandy gewinnen.«

Stumm liegen wir nebeneinander. In der Stille beruhigt sich mein innerer Aufruhr. Morton tastet nach meiner Hand und drückt sie. Ich schiebe das Kissen und mit ihm den letzten Funken Groll beiseite, schmiege mich wieder an Morton, weil ich mich nach seiner Wärme, seinen Zärtlichkeiten, nach Sicherheit und Geborgenheit sehne.

Morton seufzt, küsst mich auf meinen Scheitel. »Du siehst bezaubernd aus, wenn du wütend bist. Wie ein energiegeladenes Teufelchen.«

»Pah«, mache ich und gebe ihm einen sachten Klaps auf den Bauch.

Morton streicht sanft durch mein Haar. »Eventuell rede ich mal mit Sandy.«

Unwillkürlich spannt sich mein Körper an.

»Reden, nicht daten«, betont Morton und unter seinem stetigen Streicheln über meinen Rücken lockere ich mich wieder.

»Das ist unsere letzte Nacht im Eiswagen.« Die Wehmut in meiner Stimme ist unüberhörbar.

»Ja«, raunt Morton. »Aber nicht unsere letzte gemeinsame Nacht.« Seine Stimme hebt sich leicht zum Ende des Satzes, als würde ein Fragezeichen in der Luft hängen. Dann küsst er mich, vorsichtig, sich vortastend. Ich erwidere seinen Kuss, lasse keinen Zweifel daran, dass ich ihn will, in dieser Nacht und vielen mehr.

## Kapitel 42

### *Morton*

Die darauffolgenden Tage sind herausfordernd. Bei schönstem Sommerwetter brummt das Eisgeschäft. Die Leute stehen beim *Gelati-Express* und am Take-away des Cafés Schlange. Wir arbeiten Hand in Hand, dank Caras vorausschauender Planung kommen wir gut zurecht. Stella konnte mit Rosa vereinbaren, dass sie ihr jeweils am frühen Abend Bescheid gibt, ob es später wird.

Diese Sandy nervt. Zehn Nachrichten habe ich von ihr erhalten, seit sie mich am letzten Samstag mit ihren angeblichen Beobachtungen unter Druck gesetzt hat. Vorgestern habe ich ihr geantwortet, dass ich wegen personellen Abwesenheiten mehr als genug zu tun habe und keine Zeit finde. Da war erst mal Ruhe.

Die Nächte verbringe ich allein. Allerdings bin ich ins Café umgezogen, schlafe dort im Dachgeschoss. Im Eiswagen fühle ich mich beobachtbar. Aber ich will mir auch die Erinnerungen an die zwei Nächte mit Stella im *Gelati-Express* bewahren. Ihrer Oma geht es gut. Wir haben besprochen, dass wir unser Zusammensein vernünftigerweise vorerst auf tagsüber beschränken.

Es fällt mir schwer, während der Arbeit die Finger von Stella zu lassen. Doch mehr als kurze Berührungen oder heimliche, flüchtige Küsse sind nicht drin.

Als ich heute Morgen von meiner Joggingrunde um die Alster zurückkehre, sehe ich ein Mädchen auf einer der Bänke auf der Außenterrasse sitzen. Ihre roten Haare sind zu zwei Zöpfen geflochten. Sie entdeckt mich, springt auf und winkt mir zu.

»Hallo, Hannah«, rufe ich außer Atem von meinem Schlusssprint. »Lange nicht gesehen. Was machst du denn so früh schon hier?« Mit den Händen stütze ich mich auf meinen Oberschenkeln ab und schnaufe.

»Hi, Morton.« Sie zupft am Bund ihres rosafarbenen T-Shirts. »Ich bin doch in der Ferienfreizeit bei den *Alsterkids*. Ich will Toni fragen, ob ich seine Jonglierbälle ausleihen darf. Wir machen da heute einen Zirkustag.«

»Aha, es tut mir leid, Toni und Charlotte sind gar nicht da.« Ich streiche mir eine Haarsträhne aus der verschwitzten Stirn. »Aber ich bin sicher, dass ich dir die Bälle geben darf. Lass mich nur kurz drinnen etwas trinken und den Schlüssel holen.« Mitunter unterhält Toni seine Gäste mit einer Jonglierrunde. Insbesondere die Kids sind hellauf begeistert, wenn er die bunten Bälle durch die Luft wirbelt. Er bewahrt sie zusammen mit weiteren Spielsachen in einer Kiste neben dem Eiswagen auf.

»Wo sind denn Toni und Charlotte?«, fragt Hannah neugierig, während wir zum *Gelati-Express* laufen. »Machen sie Ferien auf Mallorca? Da ist Linus nämlich, vier Wochen lang. Seine Eltern haben ein Ferienhaus, aber sie arbeiten manchmal«, plaudert Hannah munter. Jeden dritten Schritt macht sie einen Hüpfen. »Das hat Linus mir geschrieben, eine richtige Postkarte habe ich von ihm bekommen.«

»Cool!« Ich öffne das Schloss der Spielkiste, suche die fünf

Bälle heraus, drücke sie Hannah in die Hände und hoffe, dass sie ihre Frage nach Toni und Charlotte schon wieder vergessen hat. »Kannst du sie so tragen oder brauchst du eine Tasche? Im Café haben wir Papiertüten.«

Sie presst die Bälle mit den Händen und Armen an sich. »Lieber eine Tüte, sonst verliere ich noch einen.«

Wir gehen zurück ins Café, legen sie in eine Tüte. Ich begleite Hannah nach draußen.

»Heute Nachmittag bringe ich sie wieder zurück.« Sie schlenkert die Tasche in der Hand.

»Wie du möchtest, es eilt nicht.«

»Wann kommen Toni und Charlotte denn nun wieder?« Hannah dreht sich in der Hüfte hin und her, sodass ihr grüner Rock schwingt.

»Ich weiß es nicht.« Ich setze mich auf die oberste Stufe der Terrasse. Hannah steht vor mir und sieht mich stirnrunzelnd an.

»Der Papa von Charlotte ist gestorben«, sage ich vorsichtig. Ich habe doch null Ahnung, wie man mit Kindern über so etwas spricht.

»Oh«, Hannahs Mundwinkel ziehen sich nach unten. »Da ist Charlotte bestimmt doll traurig.«

»Zumindest muss man ganz viel organisieren, und Toni hilft ihr dabei. Stella, Luca, Cara und ich kümmern uns solange um das Café und den Eiswagen.« Zuversichtlich lächle ich.

»Ich kann mithelfen«, sagt sie sofort. »Ganz bestimmt.« Ihre Stimme überschlägt sich vor Eifer.

»Das ist lieb von dir, aber du hast Ferien und musst die Jonglierbälle im Einsatz behalten. Stell dir vor, die liegen jetzt schon seit letzter Woche einfach nur in der Kiste rum. Wird Zeit, dass sich jemand um sie kümmert.« Ich zwinkere ihr zu, ziehe an ihren Zöpfen und entlocke ihr ein schelmisches Grinsen. »So, und

nun entschuldige mich, ich muss duschen. Sonst gibt es heute Eis mit Schweißsoße.«

Hannah lacht laut. »Tschüss, Morton! Bis nachher.«

»Ciao, Hannah, und viel Spaß mit den *Alsterkids*.« Die Kleine hopst davon, ich sehe ihr nach und muss an Ole denken. Seit Tagen habe ich keine Zeit für ihn und mich nicht mehr gemeldet. Mein schlechtes Gewissen macht sich bemerkbar. Mein altes Handy liegt bei mir in der Wohnung auf der Kommode. Ich wollte es schon längst für Ole einrichten.

Ich öffne den WhatsApp-Chat von Steffi, überfliege die ungelesenen Nachrichten von ihr.

*Bitte Morton, melde dich. Ole fragt ständig nach dir. Du hast ihm das Handy versprochen. Du kannst deinen Bruder doch nicht so enttäuschen.*

»Verdammt, du hast ihm brühwarm erzählt, dass er ein Handy bekommt«, fluche ich laut und schreibe zurück: *Hab gerade viel Stress. Sag Ole, dass es mir leidtut. Ich muss es nur einrichten.*

Fest nehme ich mir vor, heute Abend in meine Wohnung zu fahren und mich darum zu kümmern. So viel Zeit muss sein.

# Kapitel 43

## *Stella*

Heute ist gegen Nachmittag etwas weniger los. So komme ich dazu, das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine einzuräumen, und stelle sie gleich an. Doch statt des vertrauten Geräuschs bleibt sie stumm. Ich öffne sie, prüfe, ob irgendetwas blockiert ist. Nein. Wieder schließe ich sie und drücke die Starttaste. Es passiert nichts, kein Geräusch, kein Licht. »Das darf doch nicht wahr sein. Du bist so gut wie neu!«, rede ich auf sie ein.

Morton kommt in die Küche und bringt weiteres gebrauchtes Geschirr. »Mit wem sprichst du?« Er stellt es auf die Ablage neben dem Abwaschbecken.

»Die Spülmaschine funktioniert nicht.«

»Die ist doch nigelnagelneu.« Er öffnet sie. »Blockiert ist sie nicht.« Morton schaltet sie ein und wieder aus.

»Das habe ich auch schon ausprobiert.« Ich seufze.

»Tut sich nichts.« Er reibt sich den Nacken. »Da müssen wir wohl den technischen Service bemühen. Wir fragen Cara, wenn sie nachher kommt.«

Morton übernimmt den Take-away, ich bediene eine Handvoll Gäste auf der Terrasse.

»Hallo, Stella«, höre ich eine Kinderstimme hinter meinem Rücken. Ich drehe mich um. »Hannah! Wie schön, dich mal wieder zu sehen.« Die Kleine streckt mir eine Papiertüte entgegen. »Ich bringe die Bälle wieder zurück.«

Morton hat mir erzählt, dass sie sie am Morgen ausgeliehen hat.

»Das ist prima. Magst du sie gleich rüberbringen in die Kiste? Sie müsste offen sein, und wenn nicht, dann kannst du Luca fragen. Er hält heute die Stellung im Eiswagen.«

Hannah nickt eifrig. »Kann ich danach ein bisschen hierbleiben und helfen?« Kurz liegt mir auf den Lippen, dass sie das Geschirr spülen könnte, aber das kommt natürlich auf keinen Fall in Frage.

»Das ist lieb, aber momentan kannst du nichts helfen. Du kannst aber gern bleiben und eine Kugel Eis essen, ich spendiere dir eine.«

Sie strahlt über das ganze Gesicht. »Au ja! Ich komme gleich wieder.« Hannah schwenkt die Tüte in der Hand und zieht weiter zum *Gelati-Express*. Es würde mich kein bisschen wundern, wenn Luca ihr auch eine Kugel Eis ausgibt.

Ich wische einen freigewordenen Tisch ab, da höre ich erneut eine Kinderstimme.

»Hallo, Stella.«

Ich halte inne und drehe mich um. Nanu, das ist doch Mortons kleiner Bruder. »Hey, Ole. Willst du zu deinem großen Bruder?«

»Ja.« Er sieht unheimlich niedlich aus in seiner dreiviertel langen blauen Jeans, dem sonnengelben Poloshirt mit aufgestelltem Kragen und einer dunkelblauen Baseball-Cap auf dem Kopf.

Morton kommt angestürmt. »Ole, was machst du denn hier? Ist alles okay?«

»Ja klar, ich wollte zu dir.« Der Kleine schaut ihn treuselig an. Er streckt die Brust raus und sagt stolz: »Ich habe ganz allein hierher gefunden.«

Morton zieht ihm die Cap ab. »Weiß Steffi, dass du allein losgezogen bist?«

»Ja, das habe ich ihr gesagt. Sie hat mich zur Ampel an der großen Straße gebracht und gewartet, bis ich auf der anderen Seite war. Von da aus habe ich dich aber ganz allein gefunden.«

»Was?«, ruft Morton aus. »Was hast du ihr genau gesagt?« Er fasst ihn an die Schultern.

»Dass ich dich hier besuche«, antwortet Ole kleinlaut.

»Aber das ist doch unser Geheimnis«, redet Morton eindringlich auf ihn ein.

»Sie hat gesagt, dass sie es schon längst weiß, dass du hier arbeitest.« Ole verschränkt empört die Arme vor der Brust, schiebt die Unterlippe vor. »Ich wollte dich überraschen.« Seine Augen füllen sich mit Tränen. Seine Lippen beben. Mir quillt das Herz über.

Morton schnaubt. »Diese fal...«

»Morton«, mahne ich ihn. Merkt er denn nicht, dass er seinen Bruder verunsichert? Er kann den Kleinen unmöglich zum Spielball in dem zerrütteten Verhältnis zwischen ihm und seiner Mutter machen.

»Was?«, blafft er mich an.

Ich ziehe eine Augenbraue hoch, sehe ihn bedeutungsvoll an, neige leicht den Kopf, um ihm zu verstehen zu geben, dass sein Bruder gerade mal sieben Jahre alt und absolut unschuldig ist.

Morton versteht. »Schon gut, Ole.« Er strubbelt ihm durch die Haare und nimmt seinen Bruder in die Arme. »Willst du eine Kugel Eis?«

»Au ja.« Ole klatscht begeistert die Hände zusammen. »Darf ich zwei?«

»Eine oder keine!«, bestimmt Morton.

Ich bin erleichtert, dass sich der kurze Sturm zwischen den beiden wieder gelegt hat, und widme mich den Tischen.

Hannah kommt zurück. »Wer ist denn das?« Sie zeigt auf Ole. Morton hebt ihn gerade auf einen der hohen Barhocker neben dem Take-away und steckt ihm eine Serviette an den Kragen.

Ole zupft sie wieder ab. »Ich bin doch kein Kleinkind«, beschwert er sich. »Das sieht total doof aus.«

»Dann pass auf, dass du nicht kleckerst. Schokoladeneisflecken auf einem gelben Shirt sehen nämlich auch total doof aus.« Morton legt ihm zwei weitere Servietten auf den Tisch. »Ich muss weiterarbeiten.« Dann wendet er sich an das Paar, das am Take-away die Eiskarte studiert. »Ich bin gleich bei euch.« Er legt eine Hand auf Oles Schulter. »Mach keinen Blödsinn.«

»Das ist Ole, Mortons kleiner Bruder. Was hältst du davon, wenn du dir bei Morton deine Kugel Eis holst und dich zu Ole setzt?« Gedanklich lobe ich mich selbst für diese Idee. Hannah fackelt nicht lange und stellt sich brav hinter dem Paar an. Ich kümmerge mich um die neuen Gäste an Tisch zwei und nehme die Bestellungen auf.

Als ich kurze Zeit später Eisbecher, Kaffee und Kuchen nach draußen bringe, sehe ich Hannah und Ole einträchtig nebeneinandersitzen.

»Kannst du heute Abend länger bleiben?«, ruft Morton mir zwischen zwei Erdbeerbechern und Tortenstücken zu. »Cara hat geschrieben, dass Toni und Charlotte vorbeikommen. Wird allerdings spät.«

»Ich denke schon«, sage ich und bringe die Bestellungen zum

Tisch. Danach husche ich ins Dachgeschoss, hole mein Handy hervor und bitte Rosa, länger zu bleiben.

»Kein Problem, meine Liebe. Habt ihr so viel zu tun?«

»Ja, und die Spülmaschine ist ausgefallen. Aber vor allem kommen Charlotte und Toni heute Abend vorbei.«

»Bleib so lange, wie du möchtest. Ich richte mir das ein. Wenn du über Nacht wegbleibst, schreib mir eine Nachricht.«

»Danke, Rosa, du bist die Beste.«

Ich gehe wieder runter und zeige Morton mit dem Daumen nach oben, dass ich bleiben kann. Er verdeutlicht mit einem Nicken, dass er verstanden hat und widmet sich der nächsten Kundin. Hannah und Ole rutschen von ihren Stühlen herunter und kommen zu mir.

»Darf ich Ole das Jonglieren zeigen?« Hannah kraust ihre Nase.

»Oh, von mir aus gern.« Schon wollen die zwei losziehen. Ich halte sie zurück. »Sagt Morton Bescheid, sonst macht er sich Sorgen.«

»Okay.« Hannah nimmt Ole an die Hand und zieht ihn mit sich. In diesem Duo hat sie eindeutig die Hosen an. Ich sehe, wie sie kurz mit Morton diskutieren. Dann trotten die beiden zum *Gelati-Express*.

Um achtzehn Uhr kommt Cara ins Café. »Wie läuft's?«

»Die Spülmaschine funktioniert nicht. Ich muss eben an Tisch zwei, die Gäste wollen zahlen.« Nachdem ich kassiert habe, finde ich Cara bereits in der Küche vor der Spülmaschine. »Da müssen wir wohl den Service anrufen.« Sie seufzt. »Hoffentlich können sie schnell jemanden schicken.«

Morton schaut zur Tür herein. »Und?«

»Ein Fall für den Service.« Cara reibt sich über das Gesicht. »Das dürfte über die Garantie laufen.«

»Ich müsste gleich für eine Stunde weg«, verkündet Morton.

»Geht klar. Stella und ich sind ja da.« Nebenbei liest Cara die Servicenummer ab, notiert sie auf einem Zettel und hängt sich ans Telefon.

Morton gibt mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Ich muss eben in meine Wohnung und bringe auf dem Rückweg Ole nach Hause. Bis gleich.«

Er geht rüber zum Eiswagen. Ich beobachte, wie er mit Hannah und Ole diskutiert. Zusammen räumen sie die am Boden liegenden Spielsachen und Bälle in die Kiste und klappen sie zu. Ole links und Hannah rechts an der Hand geht er davon. Wärme breitet sich in mir aus und ich denke ernsthaft darüber nach, Rosas Angebot anzunehmen. Sofern Morton die Nacht mit mir verbringen möchte.

# Kapitel 44

## *Morton*

Kurz spiele ich mit dem Gedanken, Ole mit dem Auto nach Hause zu fahren. Es sind keine fünf Minuten. Trotzdem ist mir das Risiko zu groß, da ich keine Sitzerrhöhung für ihn habe. Zu Fuß bringe ich ihn bis zur Ecke der Straße. Den restlichen Weg bis zum Eingang des rotgeklinkerten Mehrfamilienhauses kann er allein gehen. Ich habe nämlich keinen Bock, durch einen dummen Zufall meiner Mutter in die Arme zu laufen. Außerdem muss ich zur Arbeit zurück.

»Tschüss, Ole.« Ich halte ihm meine Hand zum High-Five hin.

»Kommst du noch mit?« Er schiebt die Unterlippe vor und sieht mich mit seinen großen braunen Augen bittend an.

Ich habe geahnt, dass diese Frage kommt, und trotzdem zieht sich mein Herz zusammen. »Nein, wir haben das doch eben bei mir zu Hause besprochen.« Ich gehe vor ihm in die Hocke, um mit ihm auf Augenhöhe zu sein. »Du darfst eine halbe Stunde an meiner Playstation spielen. Ich habe dir dein Handy eingerichtet. Hast du es?«

Ole nickt und zieht es stolz aus seiner Hosentasche. Er kaut auf seiner Unterlippe.

»Siehst du! Wir haben nur für uns beide den Bärenbrüder-Chat.«

Jetzt verzieht sich sein Mund zu einem Lächeln. »Darf ich dir heute Abend schreiben?«

»Klar, du darfst mir schreiben oder eine Sprachnachricht senden. Wir haben ja zusammen angeschaut, wie das funktioniert.« Nicht, dass es nötig gewesen wäre. Er kennt sich mit dem Handy seiner Mutter besser aus als sie. »Also, ich muss los. Schlag ein, Bruder.« Wieder halte ich ihm meine offene Hand zum Abklatschen hin.

Er schlägt ein. »Hannah ist nett. Sie hat gesagt, dass ich bald wiederkommen soll. Darf ich? Ich habe doch Ferien.«

»Klar, aber wenn ich arbeiten muss, habe ich nicht viel Zeit für dich.«

Ole umarmt mich und tritt davon. Ich warte, bis er ins Haus gegangen ist, und laufe zügig zurück an die Alster.

Wir sitzen zusammen an einem der Tische im Café: Charlotte und Toni, Cara und Luca, Stella und ich. Die Stimmung ist gedrückt. Charlottes ohnehin schmales Gesicht sieht hager aus, unter ihren Augen zeigen sich dunkle Ringe. Selbst über Toni, der sonst so viel Fröhlichkeit und gute Laune ausstrahlt, scheint ein Schatten zu liegen.

»Ihr Lieben.« Charlotte räuspert sich, macht sich gerade und sieht uns an. »Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie viel es uns bedeutet, dass ihr das Café und den Eiswagen in Eigenregie am Laufen gehalten habt. Es gibt keine Worte, die das umschreiben.« Ihre Stimme bricht. Sie schluckt. Toni legt einen Arm um ihre Schultern und drückt sie. Dankbar lächelt sie ihn an. »Euer Einsatz ist keine Selbstverständlichkeit und wir möchten, dass ihr wisst, dass wir das schätzen. In so einer Situation wie dieser

tut es gut, Freunde zu haben wie euch, denen wir vertrauen und auf die wir uns verlassen können.«

Ich sehe in die feuchten Augen von Stella. Cara wischt sich eine Träne weg. Luca rutscht auf seinem Stuhl herum und betrachtet konzentriert die Maserung der Tischplatte. Ich schlucke gegen die Enge in meiner Kehle an.

»Bevor das große Tränenmeer Wellen schlägt: Danke für alles«, sagt Toni und lächelt schwach. »Und eine Runde Umarmungen.« Das Scharren der Stühle, als alle aufstehen, übertönt das eine und andere Schniefen. Der Reihe nach umarmen wir uns. Ich drücke Charlotte fest, als könnte ich ihr so ein Stück Halt und Kraft übertragen. Toni klopfe ich auf den Rücken. Cara geht in die Küche, kommt mit zwei gefüllten Wasserkaraffen zurück und stellt sie auf den Tisch. Stella holt aus dem Schrank hinter der Verkaufstheke sechs Gläser.

»Das sind die letzten«, flüstert sie mir zu. »Wir müssen nachher spülen.«

Ich verziehe das Gesicht.

»Oder morgen früh.« Sie zuckt mit den Achseln. »Ich kann über Nacht bleiben.« In ihren Augen kann ich ihre Frage lesen. *Wenn du sie mit mir verbringen möchtest?*

»Setzt euch doch bitte.« Toni hebt seine Stimme. »Es gibt einiges, was wir mit euch besprechen möchten.«

Nach dem erneuten Scharren der Stühle ergreift Charlotte das Wort. »Ihr habt, glaube ich, schon mitbekommen, dass das Verhältnis zu meinen Eltern angespannt ist. Das hängt damit zusammen, dass sie völlig veraltete Ansichten haben, was die Rolle und die gesellschaftlichen Erwartungen an mich als ihre Tochter sind. Mein Vater hat vor Jahren das Familienunternehmen von seinem Vater übernommen. Es ist groß, erfolgreich. Ich bin in einer wohlhabenden Familie aufgewachsen, hatte

im Prinzip alles – aber nicht das, was ich so dringend brauchte: Liebe, Anerkennung, Vertrauen in mich und das, was ich kann.« Um ihren Mund legt sich ein bitterer Zug. »Die Firmennachfolge war darauf ausgelegt, dass mein älterer Bruder Cornelius das Unternehmen eines Tages übernehmen würde. Doch er starb bei einem selbstverschuldeten Autounfall mit siebenundzwanzig Jahren. Ich selbst war damals siebzehn. Für mich war klar, dass ich alles geben würde, um mich zu beweisen und meinen Eltern zu zeigen, dass ihre Tochter genauso viel, wenn nicht sogar mehr kann als ihr verstorbener Sohn.«

Charlotte trinkt einen Schluck. Niemand unterbricht die einsetzende Stille. »Ich kürze die Geschichte an dieser Stelle ab. Dank Toni«, liebevoll sieht sie ihn an. Er greift ihre Hand und drückt ihr einen Kuss auf den Handrücken, »ist mir klargeworden, dass ich es wert bin, um meiner selbst geliebt zu werden. Dass ich mich nicht irgendjemandem gegenüber beweisen muss, um Bestätigung zu erhalten. Dass ich mich in meinen Zielen veranant hatte.« Sie holt tief Luft. »Meine Eltern haben weder mich noch das hier«, sie macht eine ausladende Armbewegung, »geschweige denn Toni angenommen. Sie tun mir nicht gut. Deshalb habe ich den Kontakt auf ein Minimum reduziert. Nicht ein einziges Mal haben sie nachgefragt, wie es läuft.«

Erneut greift sie zum Glas und trinkt. »Meine Eltern haben ein Testament auf Gegenseitigkeit verfasst. Das bedeutet, meine Mutter erbt das gesamte Vermögen. Ich habe einen Anspruch auf den Pflichtteil, den ich ausschlagen werde.«

»Du überlegst, ihn auszuschlagen«, wirft Toni mit sanfter Stimme ein. Charlotte blickt ihn an, senkt die Augenlider und nickt.

»Ja, okay.« Es scheint ein wunder Punkt zwischen den beiden zu sein. Wenn es um so viel Geld geht ..., puh. Emotionen,

Verletztheit sind die eine, finanzielle Sicherheit die andere Seite.

Charlotte lässt die Bombe platzen: »Meine Mutter erwartet von mir, dass ich nunmehr das geschäftliche Erbe antrete und die Geschäftsleitung der Firma übernehme.«

Unruhe entsteht, Gemurmel füllt den Raum. Verdammst. Soll das etwa heißen, sie schließt das Café? Verliere ich meinen Job? Was wird aus Tonis Eiswagen? Hat sie deshalb gesagt, wir sollen dicht machen?

»Ich habe meiner Mutter deutlich gemacht, dass ich das nicht«, sie betont das Wort nachdrücklich, »machen werde. Sie soll eine geeignete Person suchen und dafür einstellen.« Ich puste hörbar die Luft aus. Stella lehnt sich in ihrem Stuhl zurück. Lucas Schultern sacken nach unten.

Cara sagt: »Du hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt.«

Unter dem Tisch taste ich nach Stellas Oberschenkel, drücke ihn und lasse meine Hand auf ihm liegen.

»Na, na! Ich werde das, was mich glücklich macht, euch und den Mann, den ich liebe«, Tonis Augen glänzen bei ihren Worten, »auf keinen Fall aufgeben. Jahrelang passte ich meinen Eltern nicht und jetzt soll es meine Pflicht sein, nach ihrer Pfeife zu tanzen? Meine Mutter will das nur, weil es für sie bequemer ist. Sie kann sich bei Lorenzo im Beauty-Salon aufpimpen lassen und ich soll mich darum kümmern, dass die Firma läuft. Und wehe, es funktioniert nicht, dann bin ich die Dumme, die es einfach nicht gebracht hat.« Charlotte redet sich in Rage. Ihre Wangen röten sich. Toni streicht ihr über den Rücken.

»Es gibt da noch etwas, was ihr wissen solltet.« Auffordernd sieht er Charlotte an. Sie presst die Lippen aufeinander, dann nickt sie.

»Entschuldigt meinen Ausbruch. Es muss euch sehr komisch

vorkommen, schließlich ist mein Vater gestorben. Mir tut es nur leid, dass ich keine Gelegenheit hatte, mich mit ihm einmal in Ruhe auszusprechen, ihm aufzuzeigen, dass er im Unrecht war. Jedenfalls solltet ihr wissen, dass er dieses Projekt hier, also die Immobilie, alles, was an Investitionskosten dranhängt, finanziert hat. Mein Businessplan sieht vor, die Kosten innerhalb von fünf Jahren zinslos zurückzuzahlen. Das war der Deal. In Anbetracht der Umstände wollte ich möglichst schneller raus.« Sie legt die Hände offen auf den Tisch. »Meine Mutter könnte mir jederzeit einen Strich durch die Rechnung machen. Dann hätte ich persönliche Reserven, die den Betrieb für ein paar Monate am Laufen halten würden. Allerdings müsste ich adhoc Kosten einsparen. Es könnte einen Engpass bei den Lohnzahlungen geben.«

»Es sei denn, du nutzt deinen Pflichtteil, um das Darlehen zu tilgen«, wirft Toni mit sanfter Stimme ein.

»Du weißt, wie ich darüber denke«, entgegnet sie müde. »Ich will sein Geld nicht.«

Toni hebt die Hände, als würde er sich ergeben.

Charlotte sieht erst mich an, dann Stella. »Ich möchte nur mit offenen Karten spielen, damit ihr wisst, woran ihr seid. Wenn ihr euch neue Jobs sucht, könnte ich es verstehen. Ich würde es zutiefst bedauern, weil ihr alle irgendwie zu meiner Familie geworden seid und ...« Ihre Stimme versagt, Tränen steigen in ihre Augen. Toni zieht sie in die Arme. Luca springt auf und rennt aufs WC. Ich schaue Stella an. Sie wischt sich mit den Handrücken über die Augen.

»Charlotte, ich bleibe. Nur, dass du es weißt.« Sie schiebt ihren Unterkiefer vor und spitzt die Lippen. Ich empfinde Stolz, weil sie einfach so ist, wie sie ist. Weil sie Dinge sagt, wie sie denkt. Weil sie loyal ist. Weil sie mein Herz zerspringen lässt.

»Ich ebenso«, verkünde ich. »Wir werden das Ding hier erfolgreich durchziehen.« Mit der flachen Hand schlage ich auf den Tisch.

Luca kehrt vom WC zurück. »Habe ich was verpasst?«

»Nein«, Toni lacht. »Nein, alles bleibt erst mal, so wie es ist. Danke, Leute.«

»Es besteht eine finanzielle Reserve«, Charlotte ergreift wieder das Wort. »Meine Großeltern haben mir eine größere Summe hinterlassen. Das Geld liegt auf einem Sperrkonto und wird erst freigegeben, wenn ich geheiratet habe. Toni und ich, wir haben darüber gesprochen ...«

»Wir haben uns dagegen entschieden«, fügt Toni hinzu. »Zwar bin ich mir hundertprozentig sicher, dass Lotti und ich füreinander bestimmt sind, und irgendwann werde ich sie offiziell zu meiner angetrauten Frau machen. Wenn sie denn auch will.«

Charlotte stößt ihn mit dem Ellbogen in die Seite.

»Aber wir werden aus Liebe heiraten, nicht aus finanziellen Gründen«, betont Toni.

Sie schlingt ihre Arme um seinen Hals und küsst ihn innig.

Stellas Blick findet meinen. Sie zieht ihre Unterlippe etwas ein, öffnet den Mund leicht und ich kann dem Drang, meinen Mund auf ihren zu pressen, kaum widerstehen.

Luca und Cara sind bereits aufgebrochen. Stella und ich tragen die Gläser und die Karaffen in die Küche. Charlotte und Toni kommen hinterher.

»Wir würden gern heute Nacht hierbleiben«, sagt Charlotte. »Ich weiß, es ist etwas kurzfristig.«

»Kein Problem, ich habe ja meine Wohnung«, erkläre ich.

»Du kannst sonst im Eiswagen schlafen. Pass nur mit dem

Kopf auf«, Toni reibt sich den Schädel, »ich habe ihn mir schon unzählige Male gestoßen.«

»Oh, du könntest deinen Fahrradhelm aufsetzen«, wirft Stella ein, sie schmunzelt.

»Den habe ich in meiner Wohnung«, entgegne ich, komme ihrem Gesicht so nah, dass unsere Nasenspitzen sich fast berühren. »Den müsste ich erst holen.«

»Ob du ihn findest? Ich könnte mitkommen und dir suchen helfen«, wisperst sie. »Aber erst spülen wir das Geschirr.« Sie greift eine der Schürzen vom Haken und bindet sie sich um. Ein tiefes Seufzen entwischt mir.

»Auf gar keinen Fall.« Charlotte zieht am Schürzenband. »Wozu haben wir eine Spülmaschine? Wie kommst du auf die Idee, per Hand abzuwaschen?«

»Sie hat einen Defekt«, entgegnet Stella frei heraus. »Bevor du aus allen Wolken fällst, Cara hat den Service angerufen. Es läuft auf Garantie.«

»Puh, dann ist ja gut.« Charlotte tut, als würde sie sich Schweiß von der Stirn wischen. »Wenn sie morgen früh gleich repariert wird, brauchen wir doch jetzt nicht mehr spülen.«

»Es gibt einen Haken«, ich hebe einen Zeigefinger. »Erst am Dienstag kann jemand kommen. Sommergrippe. Bis auf zwei Leute hat es alle erwischt.«

»Oh nein«, Charlotte schlägt die Hand vor den Mund. »Das ist doch ...«

»Ein Worst-Case-Szenario«, unterbricht Toni sie. »Aber wir machen das Beste draus. Auch dem schmutzigen Geschirr werden wir uns mit einer Portion Zuversicht stellen und die Herausforderung gemeinsam meistern.« Er grinst breit.

Stella und ich prusten los. Charlotte boxt ihn in den Arm. »Du und dein unverbesserlicher Optimismus.«

»Ich finde, es sollte auf dieser Welt mehr Leute wie mich geben.« Er stützt die Hände in die Hüften. »Und jetzt würde ich gern schlafen gehen. Die Tage mit dieser Frau, die sich deine Mutter nennt, waren höllisch anstrengend. Ihr ist wirklich nicht mehr zu helfen.«

»Wir spülen morgen«, bestimmt Charlotte und lehnt sich an Toni, er schlingt die Arme um sie. »Stella, wie kommst du nach Hause?«

»Ich fahre sie«, sage ich schnell und lege einen Arm um ihre Schultern.

»Er fährt mich«, Stella zuckt mit den Achseln. »Schlaf gut, ihr beiden, und bis morgen.«

Charlotte blinzelt irritiert und wechselt einen schnellen Blick mit Toni. Seine Mundwinkel zucken nach oben.

»Gute Nacht«, ich gebe Stella einen leichten Stupser, damit sie losgeht.

Als wir im Auto sitzen, fackle ich nicht lange: »Kommst du mit zu mir?«

»Ja.« Sie legt ihre Hand auf meinen Oberschenkel. »Wenn du mich morgen früh kurz nach Hause bringst. Ich habe nämlich keine frischen Klamotten mit.«

Ich beuge mich zu ihr, küsse sie auf die empfindliche Stelle unterhalb ihres Ohrläppchens. »Du könntest ein paar Sachen bei mir deponieren.«

»Der Balkon sah wirklich schön aus.« Stella kichert. »Du könntest bei mir zu Hause welche deponieren. Nur für den Fall.« Sie blinzelt mich an.

»Ich werde darüber nachdenken. Wobei«, ich fasse an mein Kinn, tippe mit dem Zeigefinger auf meine Lippen, »die Waschküche hatte es echt in sich.«

Wir lachen beide, dann schauen wir uns ernst an. Ich vermute, dass sie denkt, was ich denke: Gut, dass wir uns einig sind, dass wir unsere Nächte hin und wieder zusammen verbringen wollen.

# Kapitel 45

## *Stella*

Träge, gelöst und zufrieden liege ich in Mortons Armen. Sein Bett hat ein bisschen gequitscht. Ob vor Freude oder ungewohnter Belastung, ließ sich nicht feststellen.

»Wie kommt es, dass du auf dieser Matratze noch nie Sex hattest?« Sachte streiche ich über Mortons nackte Brust. »Wohnst du erst seit Kurzem hier?«

»Seit drei Jahren.« Er gibt ein zufriedenes Brummen von sich, als ich mit der Hand tiefer wandere. »Ich«, er zögert, »hatte kein Interesse an einer Beziehung.«

»Na ja, du hättest trotzdem hier Sex haben können, auch ohne Beziehung.« Unter meinen Fingern spannen sich Muskeln an. Ich halte inne.

»Klingt es sehr befremdlich für dich, wenn ich sage, ich wollte meine Privatsphäre schützen?« Morton richtet sich auf und lehnt sich mit dem Oberkörper gegen das Rückenteil des Bettes.

»Ausgerechnet du, der permanent am Posen und Posten auf Social Media ist, sorgt sich um seine Privatsphäre?« Ich setze mich neben ihn, ziehe mir die Bettdecke bis über die Brust hoch.

Morton reibt sich den Nacken. »Das ist was anderes.«

»Erkläre mir den Unterschied.« Ich bin neugierig, denn diese sozialen Netzwerke sind weit weg von meiner Alltagswelt.

»Der Morton auf Social Media ist jemand, den ich bewusst zeige, so wie ich mich zeigen will. Eine Rolle, die ich mir selbst schreibe.« Er kratzt sich am Kinn. »Hier bin ich nur ich, bin ich echt. Hier ist mein Reich, das ich nur für mich habe, wo ich einfach *sein* kann. Verstehst du?«

»Ich glaube ja. Es hört sich anstrengend an. Warum machst du das überhaupt? Was geben dir deine dreitausend Follower? Dass du gut aussiehst, weißt du sowieso.«

»Darüber habe ich nie wirklich nachgedacht.« Morton runzelt die Stirn. »Vermutlich ist es eine Mischung aus Bestätigung und Selbstvermarktung. Es sind by the way über dreitausend Follower.«

»Das ist doch piepegal.« Ich lege meine Hände an seine Wangen. »Den echten Morton will ich, nur den.«

Er schluckt. »Bei dir ist es anders«, flüstert er. »Du hast mich. Sonst wärst du kaum hier. Mit mir. In meinem Bett. Dir will ich alles von mir zeigen. Ich glaube, das hat mich schon im ersten Moment an dir fasziniert. Deine schlichte Echtheit. Du machst dir aus all dem Kram nichts: Kein Social Media, ein altes Handy, keine Markenklamotten. Einfach und pur. Du bist du.«

»Hah«, ich lache trocken. »Das ist reine Überlebenstaktik. So spare ich eine Menge Zeit und Geld.«

»Wünschst du dir manchmal, es wäre anders?«

Unser Gespräch hat sich von Nach-dem-Sex-Geplauder zum Deep Talk entwickelt. Plötzlich geht es wieder um mich, dabei möchte ich mehr von ihm erfahren. »Ich finde es müßig, über Was-wäre-wenn- oder Hätte-ich-doch-Ketten nachzudenken.« Ich rutsche wieder tiefer und lege meinen Kopf auf Mortons Bauch. »Klar wünsche ich mir, meine Mutter würde noch leben

und wir könnten uns gemeinsam um Oma kümmern. Ich könnte ihr von der Arbeit erzählen, diesem nervigen Typen, dem sein Handy in der Hand festgewachsen ist, der mich ständig auf die Palme bringt.«

Morton lacht leise. »Bringe ich dich immer noch auf die Palme?« Er streicht über meinen Kopf.

»Im guten Sinne, ja«, gebe ich leise zu. »Was ist mit deiner Mutter? Warum habt ihr so ein schwieriges Verhältnis zueinander?«

»Das ist kompliziert«, antwortet Morton ausweichend. »Mein Vater ist abgehauen, als ich zehn Jahre alt war. Sie war schuld oder zumindest hat sie es nicht verhindert und mich belogen.« Seine Stimme klingt verbittert.

»Das tut mir leid«, sage ich und fahre sanft über seinen Bauch. »Und dein Bruder?«

»Er ist das Resultat einer Affäre meiner Mutter mit einem verheirateten Mann. Sie hatten ihre Beziehung gerade beendet, als Steffi von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Sie beschloss, ihm nichts zu sagen. Somit hat Ole keinen Vater, sie erhält keine Unterhaltszahlungen und hat mal wieder Entscheidungen getroffen, die sich auf das Leben anderer auswirken.« Seine Worte brechen zornig aus ihm heraus. »Deshalb möchte ich Ole zumindest ein guter großer Bruder sein«, fügt er etwas milder hinzu.

»Das bist du bestimmt, so wie er dich bewundert.«

Morton bewegt sich unter mir. »Ich hole mir ein Glas Wasser, möchtest du auch?« Er schwingt seine Beine aus dem Bett.

»Gern.« Ich verstehe. Morton reicht es. Er ist zwar bereit, mich mit in seine Privatsphäre zu nehmen, aber für ihn ist es ungewohnt, etwas von sich preiszugeben. Für heute scheint das Limit erreicht. Nun denn, bekanntlich führen kleine Schritte auch zum Ziel.

Am nächsten Morgen fährt mich Morton nach Hause. Als ich zur Tür hereinkomme, staune ich. Oma und Rosa sitzen bereits beim Frühstück, dabei ist es erst kurz nach sieben Uhr.

»Guten Morgen! Seid ihr aus dem Bett gefallen?« Zur Begrüßung umarme ich erst Oma, dann Rosa.

»Nein, wir gehen heute früh einkaufen und haben für später einen Ausflug geplant.« Rosa stellt die Teller zusammen. »Nicht wahr, Dottie?«

»Ja.« Oma strahlt über das ganze Gesicht, geht zum Spülbecken und zieht sich die Gummihandschuhe an.

»Wo geht es denn hin?« Ich schnappe mir einen Apfel aus dem Obstkorb und beiße ab.

»Das erzählen wir dir heute Abend. Wir sind uns noch unsicher«, erwidert Rosa und reicht Oma das Geschirr zum Spülen. »Hattest du eine schöne Nacht, Liebes?«

Nie zuvor war ich so froh über einen Bissen Apfel. Ich deute auf meinen vollen Mund, nicke nur und mache: »Mhm.«

»Kannst du schon abschätzen, ob es heute Abend spät wird?« Rosa greift zum Lappen und wischt den Tisch ab.

Ich schlucke einen weiteren Bissen Apfel herunter. »Das kommt aufs Wetter an. Hast du etwas vor?«

»Nichts Festes«, sagt sie schnell. »Gib einfach wie immer Bescheid, okay?«

»Mach ich.« Gleichzeitig nehme ich mir vor, mich heute Abend spätestens um zwanzig Uhr im Café auszuklinken. Ich möchte Rosas Hilfsbereitschaft nicht überstrapazieren. Sie hat schließlich ein Privatleben. »In jedem Fall bin ich heute Nacht zu Hause.«

»Wir können zusammen einen Film schauen«, schlägt Oma vor, zieht den Stöpsel vom Waschbecken heraus und schlüpft aus den Handschuhen, die sie fein säuberlich über den Rand legt.

»Das wäre schön.« Ich umarme sie.

»Wenn es nicht zu spät wird. Stella arbeitet doch lange«, wirft Rosa ein.

»Du arbeitest zu viel, Kleines«, murmelt Oma. So hat sie mich seit Mamas Beerdigung nicht mehr genannt. Mein Herz zieht sich zusammen. Sofort meldet sich mein schlechtes Gewissen, weil ich mir so wenig Zeit für Oma genommen habe, seit sie aus dem Krankenhaus zurück ist. Sonst war mein freier Tag für Oma reserviert. Doch der ist die letzten zwei Wochen ausgefallen.

»Wenn Charlotte und Toni zurück sind, habe ich wieder mehr Zeit für dich, Oma. Dann machen wir was Schönes zusammen. Versprochen.«

»Ach Kleines, willst du deine Freizeit wirklich mit deiner tüdeligen Oma verbringen?« Sie sieht mich fest an. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Meine Kehle wird eng.

»Doch, Oma, das will ich.« Meine Stimme bricht und in mir meldet sich stummer Protest, dem ich kein Gehör schenke.

## Kapitel 46

### *Morton*

Ein Becher Kaffee, ein Proteinshake und die gefüllte Müsli-schale stehen auf dem Küchentisch. Ich setze mein *Good Morning World*-Gesicht auf: die Haare verstrubbelt, die Augen halb geschlossen, etwas verträumt, ein leichtes Lächeln auf den Lippen, in einer Hand den Kaffeebecher. Ich mache ein Selfie und poste es in meiner Story. Stellas Worte kommen mir wieder in den Sinn: *Was geben dir deine Follower?* Tja, wohl tatsächlich Bestätigung. Was ist so verkehrt daran, wenn andere einen toll finden? Ich mag es. Wenn es nett bleibt. Auf den nervigen Part wie Sandygirl kann ich gut verzichten. Mein Handy macht sich mit einem *Ping* bemerkbar. Eine neue Sprachnachricht von Ole.

*Darf ich dich heute wieder beim Eisladen besuchen?* Er zieht die Nase hoch.

Ach Ole, du weißt doch, dass ich arbeiten muss. Ich antworte ihm sofort: *Putz dir die Nase. Ich werde leider kaum Zeit für dich haben.*

Ich sehe, dass er eine neue Sprachnachricht aufnimmt.

*Macht nix, ich nehme Malstifte mit. Kommt Hannah? Dann können wir wieder jont ... jontlieren. Das hat Spaß gemacht. Dann*

folgt ein prustendes Geräusch, vermutlich schnäuzt er sich die Nase.

Ich schmunzle und antworte: *Jonglieren heißt das. Ich weiß nicht, ob Hannah heute vorbeikommt. Aber die Jonglierbälle darfst du dir bestimmt auch ohne sie ausleihen.*

Das mit den Sprachnachrichten hat er voll drauf, schon kommt die nächste: *Okay. Darf ich heute Abend mal wieder bei dir schlafen?*

Ich lege das Handy beiseite und schiebe mir einen Löffel Müsli in den Mund. Eigentlich hoffe ich, dass Stella und ich die Nacht wieder zusammen verbringen. Ob hier oder bei ihr, ist mir egal.

*Ping, schon wieder Ole.*

*Bitte, bitte, biiiiittte. Ich habe doch Ferien.*

In Gedanken sehe ich ihn vor mir: mit seinen dunkelbraunen großen Augen, seiner Stupsnase und den Grübchen in den Wangen. Mein schlechtes Gewissen meldet sich, dass ich so wenig Zeit für ihn habe. Bevor ich im Café gearbeitet habe, haben wir uns einmal die Woche gesehen. Zugleich frage ich mich, ob sich Steffi keinen Urlaub genommen hat. Soll Ole sich etwa den ganzen Tag allein beschäftigen?

*Muss deine Mutter arbeiten?*

Statt eine Antwort von meinem Bruder zu erhalten, ruft Steffi an. Mist! Da ich gerade mit Ole geschattet habe, kann ich schlecht so tun, als wäre ich nicht da.

»Hallo, Steffi.« Ich bemühe mich, halbwegs freundlich zu klingen.

»Guten Morgen, Morton. Wie geht es dir?« Ihr fürsorglicher unterwürfiger Tonfall ist mir zuwider. Wie eine Schleimspur, die ich geradewegs abwaschen will.

»Gut.«

»Kann Ole zu dir kommen? Es wäre nur heute und für eine Nacht. Ich weiß, du hast viel um die Ohren.« Leiser fährt sie fort. »Ich habe einen wichtigen Termin heute Abend.«

»Ach?«

»Ich habe versucht, dich zu erreichen, wollte dich schon eher fragen. Aber du hast dich nicht zurückgemeldet.« Ihr Vorwurf schwingt mit. Ich beiße die Zähne aufeinander, atme tief durch die Nase ein und wieder aus.

»Okay, ich tue es nur für Ole. Er kann nachher zu mir auf die Arbeit kommen, muss sich aber selbst beschäftigen. Gib ihm seine Schlafsachen gleich mit.«

»Danke, Morton. Ich bringe ihn rum und hole ihn morgen nach dem Mittag ab.« Steffi räuspert sich. »Warum hast du dich verleugnet, als ich neulich bei dir im Café war?«

»Kannst du dir das nicht denken? Ach nee, dich in jemand anderen hineinzusetzen, gehört ja nicht zu deinen Stärken«, entgegne ich scharf.

»Morton, ich ...«

»Lass es gut sein, okay? Ole kann zu mir kommen. Punkt. Dir ist bewusst, dass er sechs Wochen Schulferien hat?«

»Ja, ich muss heute wegen eines Krankheitsfalls auf der Arbeit einspringen, dann habe ich drei Wochen Urlaub. Nach meinem Urlaub geht Ole in eine Ferienfreizeit. Das soll eine Überraschung für ihn werden. Bitte erzähle ihm nichts.«

»Nein.« Genervt verdrehe ich die Augen.

»Danke, Morton«, höre ich noch und lege auf.

Zur Arbeit fahre ich mit dem Rad. Der Fahrtwind um die Nase tut gut und hilft, das Gespräch mit Steffi wegzupusten.

Im Café finde ich Charlotte und Toni in der Küche beim Abwasch. Etwa die Hälfte haben sie bereits erledigt.

»Guten Morgen!« Ich stecke den Kopf durch die Tür. »Ich helfe euch gleich, bringe nur meine Sachen hoch.« Ob und was sie antworten, höre ich nicht mehr, denn ich bin schon auf der Treppe und treffe oben auf Stella.

»Hi.« Sie hält ein Haargummi zwischen den zusammengesprengten Lippen und bindet sich die Haare zu einem Knoten zusammen. Allein ihr Anblick macht, dass ich sie küssen will. Ich zupfe ihr das Haargummi aus den Lippen, lege meine Hände an ihre Taille und meinen Mund auf ihren. Sie lässt ihre Haare lose, schlingt ihre Arme um meinen Nacken und erwidert meinen Kuss. Drängend, fordernd, als könnten wir einen Vorrat aufbauen, der über den Rest des Tages halten muss. *Und über die Nacht*, fährt mir in den Kopf. Ich presse sie fester an mich, stoße mit der Zunge in ihre Mundhöhle. Sie stöhnt leise in mich und ich schicke ein Stöhnen zurück. Ihr Körper scheint an meinem zu vibrieren.

»Stella, Morton?«, Tonis Stimme lässt uns auseinanderfahren. »Wir müssen gleich los. Lasst uns kurz die nächsten Tage besprechen.«

»Okay«, rufe ich atemlos. »Wir kommen runter.«

Stella knotet hastig ihre Haare zusammen, zieht sich ihr T-Shirt zurecht, das ein gutes Stück hochgerutscht ist.

»Geh vor, ich brauche zwei Minuten«, sage ich zu ihr und vervollständige nur in meinen Gedanken: *Bis es wieder weniger eng in meiner Hose ist.*

Die beiden und Stella stehen an der Theke.

»Heute Abend kommen wir voraussichtlich gegen zwanzig Uhr wieder. In der nächsten Woche wird das ähnlich sein. Danach sollten wir eigentlich in unsere normale Einsatzplanung zurückkehren können.« Charlotte seufzt. »Wir haben heute Morgen leider nur die Hälfte vom Geschirr geschafft. Schaut,

ob ihr zwischendurch dazu kommt. Luca fällt leider aus, weil seine Schwester Luna, die sonst die Auslieferung für ihn übernimmt, krank ist. Ich hoffe einfach, dass es heute etwas ruhiger im Café bleibt und das Geschirr reicht. Wenn alle Stricke reißen, nehmt ihr die To-go-Becher für Kaffee und Eis.«

»Ich muss heute spätestens um zwanzig Uhr los«, eröffnet Stella, sie schiebt ihre Hände in ihre Hosentaschen. Irgendwie sollte ich erleichtert sein, dass sie verplant ist, denn ich habe ja auch keine Zeit, aber trotzdem ist da mehr Enttäuschung in mir.

»Wir schauen, dass wir pünktlich sind.« Charlotte sieht mich an. »Wie steht es bei dir, Morton?«

»Ich bleibe so lange wie nötig. Mein kleiner Bruder kreuzt im Laufe des Tages hier auf. Ich habe ihm gesagt, dass er sich selbst beschäftigen muss. Das ist kein Problem, Ole ist pflegeleicht. Da er bei mir übernachtet wird, wäre ich allerdings froh, wenn es nicht allzu spät wird.«

Stella wirft mir einen überraschten Blick zu. Ich zucke mit den Schultern, um ihr zu verdeutlichen, dass ich auch erst kurzfristig davon erfahren habe.

»Gut, wir werden uns frühestmöglich loseisen.« Charlotte deutet mit der Hand auf Stella. »Du kümmerst dich um das Café. Wenn es dir zu viel wird, machst du den Take-away zu oder gibst Morton Bescheid.« Sie zeigt auf mich. »Du übernimmst den Eiswagen und hältst ein Auge mit aufs Café. Kein Gezanke, kein falscher Stolz. Klar?«

Ich nicke, Stella ebenso.

»Richtet bitte Violetta meine allerherzlichsten Grüße aus.« Toni schaut auf die Uhr. »Wir müssen los.«

Um zehn Uhr öffnen wir. Fünf Minuten später steht Ole auf der Matte. Vom Eiswagen aus sehe ich, wie er auf der Außenterrasse

des Cafés mit Stella redet. Er trägt seine dunkelblaue Lieblingscap, auf deren Schirm seine Sonnenbrille aufgesteckt ist. Seine Jeans reicht bis knapp über die Knie, dazu trägt er ein weißes Poloshirt mit aufgestelltem Kragen und rote Turnschuhe. Mein kleiner Bruder hat Geschmack, was sein Styling angeht. Nur der bunte Bibi-und-Tina-Rucksack passt nicht dazu. Aber sag das mal einem Siebenjährigen, der ihn sich wegen der *voll coolen Pferde* selbst ausgesucht hat.

Die Stühle vor dem *Gelati-Express* habe ich bereits aufgestellt und die Tische abgewischt. Mit der Kurbel fahre ich die Markise aus.

Ein ausladender Hut, der durch die Luft geschwenkt wird, zieht meinen Blick auf sich. Violetta Mangold und Herr Schröder sind im Anmarsch. Der Hund zerrt an der Leine.

»Ist ja gut, langsam, Herr Schröder.« Sie bückt sich und macht ihn los. Wie eine Rakete schießt er davon, bellt und wuselt mir um die Füße.

»Hey, Kumpel. Wie stehen die Leberwurstaktien?« Er jault, stupst mich an. Ich gehe in die Hocke und kraule ihn ausgiebig.

»Er benimmt sich wie ein junger Hund, dabei ist er schon fast sieben Jahre alt.« Violetta schnauft. Sie wedelt sich mit ihrem Strohhut Luft zu. Das erdbeerrote Maxikleid mit Blumenmuster ist weitgeschnitten. In Kombination zu den weißen Turnschuhen wirkt sie einerseits jünger, andererseits aber auch kleiner. Noch kleiner, als sie ohnehin schon mit ihren geschätzten ein Meter fünfzig ist.

»Haben Sie etwas von Toni und Charlotte gehört?«

Ich rücke Violetta einen Stuhl zurecht, sie setzt sich.

»Die beiden lassen herzliche Grüße ausrichten. In etwa ein oder zwei Wochen wird alles wieder wie gewohnt laufen. Für Sie wie immer schwarzer Kaffee, Frau Mangold?«

»Sehr gern, das ist lieb.« Aus ihrer fliederfarbenen Handtasche zieht sie eine Zeitung hervor. »Ich habe Toni wie immer die Tageszeitung von gestern mitgebracht. Wobei ich nicht weiß, ob er überhaupt Zeit findet, hineinzuschauen.«

»Er freut sich bestimmt. Ich lege sie ihm hin. Er wird heute am Abend da sein.« Ich nehme die Zeitung entgegen. »Ich bin gleich wieder bei Ihnen.«

Im Eiswagen verstau ich die Zeitung in einer der Schubladen unterhalb der Arbeitsfläche, bereite den Kaffee für Violetta zu, stelle die Tasse auf ein Tablett und ein Glas Wasser dazu. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Ole die Treppen vom Café herunterspringt und auf den *Gelati-Express* zusteuert. Jeden dritten Schritt hüpfert er. Ich muss schmunzeln. Das hat er sich von Hannah abgeschaut.

»Morton«, ruft er und rennt auf mich zu, als ich mit dem Tablett aus dem Wagen steige.

»Vorsicht, Ole«, warne ich ihn und beeile mich, Violettas Bestellung auf dem Tisch vor ihr abzustellen. Der Kaffee schwappt ein bisschen über. Ole schlingt seine Arme um meine Taille, klammert sich an mich wie ein Äffchen.

»Hey«, ich ziehe ihm die Cap ab und verstruble ihm die Haare. »Ich habe dir doch erklärt, dass ich arbeiten muss.«

»Ja, aber ...« Er löst seine Umarmung und schaut mich von unten herauf an. »Ich habe mich so auf dich gefreut.« Mein Bruderherz schmilzt dahin.

»Ist das etwa Ihr Sohn, Morton?« Violetta lächelt Ole freundlich an.

»Um Himmels Willen, nein!« Ich schiebe meinen Bruder vor mich. »Ole, das ist Violetta Mangold, unsere liebste Stammkundin.«

»Hallo, ich bin Ole und sieben Jahre alt. Morton ist mein

großer Bruder«, sagt er stolz und reicht Violetta die Hand. Sie schmunzelt und erwidert seinen Händedruck.

»Das freut mich, Ole. Der Kleine, der zu meinen Füßen liegt, heißt Herr Schröder. Er ist fast sieben.« Der Rauhaardackel springt auf und schnüffelt an Oles Turnschuhen.

Mein Bruder lässt sich auf die Knie fallen. »Du hast einen Hund?« Seine Stimme überschlägt sich. »Darf ich ihn streicheln?«

»Ole«, ermahne ich ihn. »Man sagt Sie.« Violetta ist eine gestandene Theaterpersönlichkeit, die duzt man nicht einfach so.

Violetta lacht laut auf. »Ja, sicher. Wenn du magst, kannst du ihm ein bisschen die Zeit vertreiben. Er liebt Tonis gelben Ball, der dort drüben in der Kiste liegt.«

»Au ja!« Ole klatscht begeistert die Hände zusammen. »Darf ich?«

»Nur zu, aber bleib in Sichtweite und geh nicht so nah ans Wasser, okay?« Ich setze ihm seine Cap wieder auf.

Ole nickt eifrig, seine Augen strahlen. »Komm, Herr Schröder.« Der Hund folgt ihm auf dem Fuß.

»Entschuldigen Sie bitte, Frau Mangold. Wenn die Begeisterung mit ihm durchgeht, ist er kaum zu halten.«

»Ach was!« Sie winkt ab. »Wir sehen uns so oft, sag einfach Du und Violetta. Setz dich doch einen Moment zu mir, sofern du Zeit hast.«

»Gern, wenn Sie, ähm, wenn du meinst.« Da gerade keine weitere Kundschaft in Sicht ist, nehme ich neben ihr Platz.

»Entschuldige bitte, dass ich zunächst dachte, der Kleine wäre dein Sohn.« Violetta trinkt einen Schluck Kaffee. Ihr kirschroter Lippenstift hinterlässt einen Abdruck am Rand der Tasse. »Es hätte ja sein können, dass du sehr jung Vater geworden bist.«

»Mit sechzehn wäre mir das definitiv zu früh gewesen. Aber ja, wenn man zu wenig aufpasst ... Stattdessen bin ich spät

großer Bruder geworden. Aus genau diesem Grund.« Ich verziehe das Gesicht. »Wobei ich meinen Bruder gegen kein Geld der Welt eintauschen würde.«

Violetta mustert mich interessiert. »Es ist rührend, zu sehen, wie viel du ihm bedeutest. Du bist sein Vorbild.«

Verlegen male ich mit dem Finger imaginäre Kreise auf den Tisch. »Er hat keinen Kontakt zu seinem Vater, deshalb ist es mir wichtig, ihm zumindest ein guter Bruder zu sein.«

»Oh«, macht Violetta. »Wie kommt das? Entschuldige, es geht mich nichts an, aber Menschen interessieren mich einfach. Ihre Geschichten, was sie zu dem gemacht hat, wie sie sind, und wer sie sein wollen. Was ihnen wichtig ist, wofür sie brennen. Ich habe während meiner Theaterzeit so viele Figuren gespielt, das hat nur deshalb funktioniert, weil ich in die Rollen eingetaucht bin. Selbst wenn es nur fiktive Charaktere waren, so steckte doch hinter jeder Rolle ein Mensch. Diese Faszination – oder nenne es Eigenart – habe ich nie abgelegt.«

Es liegt so viel Begeisterung, Offenheit und Ehrlichkeit in ihren Worten, dass es mir leichtfällt, mich ihr anzuvertrauen.

»Meine Mutter hatte eine Affäre mit einem verheirateten Mann. Sie hatten die Angelegenheit gerade beendet, als sie erfuhr, dass sie schwanger ist. Sie beschloss, es dem biologischen Vater zu verschweigen.« Ich bemühe mich um einen gelassenen Tonfall.

»Oh. Wie hat dein Vater darauf reagiert?« Violettas blaue Augen sehen mich aufmerksam an, als wollte sie jegliche Reaktion in sich aufsaugen. »Oder ist deine Mutter alleinerziehend?«

»Ja. Mein Vater ist schon abgehauen, als ich zehn Jahre alt war«, erwidere ich kühl.

Eine warme Hand legt sich auf meine. Obwohl ich sie wegziehen will, bleibt sie einfach liegen, weil es sich so tröstlich anfühlt.

»Darüber zu sprechen, geht dir heute noch nah«, stellt Violetta fest, ohne es zu bewerten, und bringt mich damit an einen Punkt, an dem ich die Schotten dicht mache. Ich springe auf.

»Ich muss eben ...« Der Satz bleibt unvollständig, weil ich in den Eiswagen flüchte und so tue, als hätte ich etwas Dringendes zu erledigen. Bis ich sehe, dass Violetta sich von ihrem Stuhl erhebt.

Ich gehe hinaus, um sie zu verabschieden und weil es mir leidtut, dass ich sie sitzen gelassen habe.

»Herr Schröder«, ruft sie im heiseren Singsang. Schon rennt der Hund herbei. Im Maul trägt er einen gelben Ball, den er wie eine Trophäe vor Violettas Füßen fallen lässt.

Ole kommt hinterher. »Ich war doch dran, Herr Schröder«, keucht er außer Puste.

Violetta nimmt den Hund an die Leine. »Wir müssen leider los.«

»Och, jetzt schon? Wie schade!« Ole schiebt die Unterlippe vor. »Wir haben gerade so schön gespielt. Kommst du mal wieder?«

»Sicher, mein Junge.« Violetta reicht ihm die Hand, Ole drückt sie. »Ich bin jeden Tag um etwa diese Zeit da.«

Ole strahlt. »Prima, dann kann ich wieder Herr Schröder«, er macht eine Pause, »die Zeit vertreiben.«

»Du vergisst, dass du nur ausnahmsweise hier bist. Deine Mutter hat Urlaub und ihr könnt etwas Schönes unternehmen.« Ich ziehe am Schirm seiner Cap.

»Ohne dich ist es nur halb so lustig.« Er rückt seine Kopfbedeckung zurecht. »Mama verbietet mir alles, was Spaß macht.«

»Wenn du mal wieder da sein kannst, freue ich mich, dich wiederzusehen«, sagt Violetta. Ich bin ihr dankbar, dass sie das Gespräch damit wieder in ruhigere Gefilde lenkt. »Tschüss,

Morton. Grüße Toni und Charlotte von mir. Es wäre schön, die beiden bald mal zu sehen.«

»Bis morgen, Violetta.«

Ich lege meinen Arm um Oles Schultern. Gemeinsam schauen wir Violetta und Herrn Schröder nach.

»Warum sieht sie so bunt aus?« Ole kraust die Nase.

»Warum nicht?« Ich stelle Violettas Tasse mit dem Lippenstiftabdruck und der üblichen Restpfütze Kaffee und das leere Wasserglas auf das Tablett.

»Weil alte Leute sonst immer anders aussehen.«

»Das ist doch Quatsch. Sie zieht das an, was ihr gefällt. Alles andere ist unwichtig«, erkläre ich, nehme das Tablett und bringe es in den Eiswagen. Ole folgt mir auf dem Fuß. »Stopp! Du hast hier keinen Zutritt.« Artig wartet er vor der offenen Tür.

»Warum ist das unwichtig?«

»Weil du dir selbst gefallen sollst. Wenn du deine blaue Cap schön findest, dann zieh sie an. Egal, ob jemand eine Rote oder Grüne besser findet. Es wird immer Menschen geben, die einen anderen Geschmack haben als du. Es ist nicht wichtig, ihnen etwas recht zu machen oder zu gefallen.« In dem Moment, als ich es sage, wird es mir selbst bewusst. Alles, was ich auf meinen Social-Media-Kanälen poste, mache ich, um anderen zu gefallen. Dabei sollte Stellas Frage von gestern nach dem, was mir meine Follower geben, eine wesentliche Frage vorangestellt werden: *Was gebe ich meinen Followern?* Außer meiner Selbstinzenierung. Für was steht dieser Morton Olsson? Wer bin ich?

## Kapitel 47

### *Stella*

Seit elf Uhr herrscht reger Betrieb beim Eiswagen als auch im Café. Ich haste von draußen nach drinnen, vom Take-away wieder zurück auf die Terrasse. Ole malt seit zwei Stunden an einem der Tische. Stolz hat er mir erzählt, dass Herr Schröder sein neuer Freund ist. Und sogleich hat er ihn in einem Bild verewigt.

Gerade habe ich einer Frau einen Eisbecher über die To-go-Theke gereicht und bin auf dem Sprung an die Kaffeemaschine, da stutze ich. Nein. Das kann unmöglich wahr sein. Ich blinzele, kneife die Augen zusammen, reiße sie auf. Oma und Rosalina steuern auf den Eingang des Cafés zu.

Ich eile ihnen entgegen. »Was macht ihr denn hier?« Einerseits freue ich mich, andererseits meldet sich sofort mein Verantwortungsbewusstsein, mich um die beiden kümmern zu müssen. Wofür ich keine Zeit habe.

»Wir wollen gern mal sehen, wo du arbeitest.« Rosa lächelt breit.

»Ein Eis essen«, fügt Oma hinzu. »Und Geschirrspülen.«

»Wie bitte?« Habe ich richtig gehört?

»Ja, Liebes, eure Spülmaschine ist kaputt. Oder hat sie inzwischen jemand repariert?« Rosa zieht ihre Weste aus und hilft Oma aus ihrer Jacke. »Wir werden dir beim Abwasch helfen.«

»Nein, also ja, sie ist noch kaputt. Aber ... Ich kann euch doch nicht einfach so die Arbeit machen lassen!«, stottere ich. Diese Situation überfordert mich gerade ein wenig.

»Warum nicht?« Rosa steuert auf die Garderobe zu und hängt Weste und Jacke auf einen Bügel.

»Okay«, sage ich, weil es die logischste und einfachste Antwort ist und alle davon profitieren. Oma und Rosa haben ihre Freude und wir sauberes Geschirr.

»Stella«, höre ich plötzlich Ole hinter mir, er zupft an meiner Schürze. »Ich muss mal. Wo ist das Klo?«

»Da vorne links die Tür ist für Jungs.« Kann ein Siebenjähriger allein aufs Klo gehen? Schon, oder? »Kommst du allein klar?«

»Na logisch.« Ole sieht mich an, als hätte ich keine Ahnung. Womit er völlig richtig liegt.

»Dann ist ja gut.« Ich wende mich wieder Oma und Rosa zu. »In die Küche geht's durch die Tür neben der Garderobe.«

»Können wir zahlen?«, ruft ein junger Mann, zwei Tische von mir entfernt.

»Ja, ich bin gleich bei Ihnen«, erwidere ich. Wieder zupft Ole an meiner Schürze.

»Kannst du mir den Knopf von meiner Hose aufmachen? Der geht so schwer.« Er fummelt am Bund seiner Jeans.

»Ich helfe dir«, mischt sich Rosa ein. »Ist das okay für dich? Dann kann sich Stella um den Herrn kümmern, der zahlen will.«

»Danke.« Ich verziehe mich hinter die Kasse, verfolge mit einem Auge und einem Ohr das weitere Gespräch.

»Wer bist du denn?« Ole mustert sie.

»Ich bin Rosa und gehöre zu Stellas Oma.« Sie zeigt auf Dottie.  
»Wer bist du?«  
»Ich bin Ole. Morton ist mein großer Bruder.«  
»Ach, so ist das.« Rosa öffnet ihm den Knopf und Ole zischt ab zum WC.

Als ich später in die Küche gehe, um eine Torte aus dem Kühlschrank zu holen, haben Oma und Rosa den Berg an Geschirr bewältigt. Auf der Arbeitsplatte neben der Spüle sitzt Ole und erzählt: »Mama hat gesagt, dass ich Morton fragen soll. Weil, sonst wäre ich heute Abend allein.« Er schlenkert mit den Beinen, an den Füßen trägt er rote Ringelsocken. Hoffentlich weiß er, wo er seine Schuhe gelassen hat.

»Ich bin auch nicht gern allein«, sagt Oma und zieht die Gummihandschuhe aus.

»Angst habe ich keine, denn ich bin ja schon sieben Jahre. Aber es ist ein bisschen komisch, wenn niemand da ist.« Ole zuckt mit den Schultern. »Bei Morton zu schlafen, ist viel cooler.« Er zieht die Nase hoch.

Rosa reißt ein Stück Küchenpapier von der Rolle und reicht es ihm. Er schnäuzt sich und stopft sich das Tuch umständlich in die Hosentasche.

»Mama hat gesagt, dass sie heute Abend meinen Papa trifft. Der kennt mich gar nicht. Aber sie hat gesagt, dass ich ihn bald kennenlernen kann.«

Wie bitte? Mir fällt fast die Torte aus der Hand. Schnell stelle ich sie neben dem Kühlschrank ab. »Deinen Vater?«

»Ja.« Der Kleine nickt stolz. »Aber Morton soll ich das nicht sagen, weil Mama ihm das selbst sagen will, wenn sie mich morgen abholt.«

»Bist du sicher, dass du das richtig verstanden hast?«

»Ja.« Ole sieht mich verwundert an, als wäre ich diejenige, die nicht richtig folgen kann.

»Nur weil ...« Ich stocke. Dem Kleinen kann ich wohl kaum sagen, dass ich glaube, dass sein Bruder auf diese Neuigkeiten alles andere als froh reagieren wird. Im Gegenteil. Und jetzt? Soll ich Morton vorwarnen? Oder den Dingen einfach ihren Lauf lassen? Hätte ich mir doch besser die Ohren zugehalten.

Wie auch immer, ich habe jetzt keine Zeit, mir über das Szenario Gedanken zu machen. Eilig nehme ich die Platte mit der Torte.

»Wollen wir jetzt Eis essen?« Oma leckt sich mit der Zunge über die Lippen.

»Au ja!« Ole rutscht von der Arbeitsplatte herunter. »Spielst du danach mit mir? Ich kann dir zeigen, wie man jongliert.«

Wie automatisch korrigiere ich ihn: »Jonglieren heißt das.«

»Gut, Dottie und Ole, ihr bekommt eine Kugel Eis. Danach könnt ihr zusammen jonglieren oder etwas spielen«, bestimmt Rosa souverän. »Ich helfe Stella. Ich kann die Tische abräumen, bis sich die nächste Abwaschrunde lohnt.«

»Einverstanden, danke!« Ich kicke mit dem Fuß die Küchentür auf, stelle die Torte in den Kuchentresen und fülle je eine Kugel Schokoladeneis in zwei Pappbecher. Oma und Ole setzen sich an den Tisch, wo noch die Malsachen ausgebreitet sind. Rosa schiebt sie ein bisschen zusammen und stellt ihnen die Becher inklusive einem Stapel Servietten hin. Danach schnappt sie sich ein Tablett und verschwindet auf die Außenterrasse.

Später sehe ich, wie Oma und Ole zum Eiswagen rübergehen. Ein ungleiches Duo, Hand in Hand, und mir wird warm ums Herz.

»Keine Sorge, die beiden passen schon aufeinander auf«,

versichert mir Rosa, die mit einem vollen Tablett Geschirr von draußen hereinkommt und es in die Küche bringt. Um die beiden mache ich mir keine Sorgen. Außerdem hat Morton sie vom Eiswagen aus im Blick. Die Schlange anstehender Leute vor dem *Gelati-Express* hat er abgearbeitet. Auch hier im Café sind momentan alle Gäste versorgt.

»Rosa, würdest du kurz die gebrauchten Tassen und Gläser von Morton rüberholen?«

»Ja, sicher.« Sie eilt mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen und dem Tablett in der Hand davon.

Oma und Rosa wollen den ganzen Tag bleiben. Rosa geht mir zur Hand. Unglaublich, wie schnell sie sich zurechtfindet. In einer ruhigen Minute erkläre ich ihr die Kaffeemaschine. Aufmerksam folgt sie meinen Handgriffen und setzt sie für die nächsten Bestellungen gleich um. Oma übernimmt wieder den nächsten Abwasch. Ole bleibt an ihrer Seite und plaudert fröhlich. Wir haben alles im Griff. Fast wie in einem Familienbetrieb. Jeder hat seinen Platz. Alle leisten ihren Beitrag. So wie es ihre Möglichkeiten zulassen. Oma hat eine sinnvolle Aufgabe, Rosa blüht auf und Ole scheint sich mittendrin pudelwohl zu fühlen. Zumindest hat er rote Wangen, seine Augen strahlen und sein Plappermäulchen geht ohne Ende.

Charlotte und Toni kehren bereits um halb acht wieder zurück. Toni übernimmt den *Gelati-Express*. Charlotte staunt, als sie in der Küche Rosa, Oma und Ole vorfindet.

»Hallo! Was macht ihr denn hier?« Sie dreht sich zu mir um. »Haben wir neues Personal?«

»Nein«, sage ich schnell. »Lass mich es dir erklären.«

»Morton«, ruft Ole, flitzt an uns vorbei und wirft sich seinem

Bruder entgegen, der gerade durch die Tür des Cafés tritt. Er fängt ihn auf und schwenkt ihn einmal um sich herum. »Hey, Ole. Alles klar?«

»Oma Dottie hat gesagt, dass sie früher mal in der Zirkusschule war«, erzählt der Kleine. Aha! Ich schmunzle. Die Zirkusschule war ein Mitmachzirkus, an dem ich im Alter von zehn Jahren in den Ferien teilgenommen habe. Mama und Oma haben die Abschlussvorführung besucht. Charlottes fragender Blick holt mich aus der Erinnerung daran zurück.

»Das sind meine Oma Dottie und ihre Pflegerin, unsere gute Seele Rosalina. Sie haben einen Ausflug gemacht und uns ein bisschen geholfen.« Ich deute mit der Hand nacheinander auf die beiden. »Oma und Rosa, das ist meine Chefin Charlotte.«

Rosa geht auf sie zu und reicht ihr die Hand. »Es freut mich, dich kennenzulernen. Entschuldige, dass wir uns einfach so eingeklinkt haben, aber wir dachten, ihr könntet Hilfe gut gebrauchen.«

Sprachlos erwidert Charlotte ihren Händedruck.

»Ich musste doch das Geschirr spülen«, mischt sich Oma ein.

»Ja, wenn das so ist«, meine Chefin schaut von einer zur anderen. »Vielen Dank.«

»Und ich bin Ole. Morton ist mein großer Bruder«, meldet sich der Kleine zu Wort.

»Ole«, ermahnt Morton ihn und legt die Hände auf seine Schultern. »Mein Bruder hat Ferien und seine Mutter muss heute arbeiten.«

»Das ist der hübsche Junge.« Oma kichert und stößt Rosa an.

Eine Wolke aus Frage- und Ausrufezeichen scheint über Charlotte zu schweben.

»Okay«, sagt sie und hebt die Hände, als würde sie sich ergeben. »Stella und Morton, ich möchte gern fünf Minuten allein

mit euch reden. Oben, im Büro. Jetzt.« Sie wendet sich an Rosa:  
»Könntest du uns Bescheid geben, falls Kundschaft kommt?«

»Ja, sicher.« Rosa, Oma und Ole sehen uns nach. Mit weichen  
Beinen gehe ich hinter Morton nach oben. Haben wir uns zu  
viel erlaubt? Was hätte ich denn tun sollen? Und soll ich Morton  
erzählen, was sein Bruder verraten hat?

## Kapitel 48

### *Morton*

Charlotte lässt sich auf den Schreibtischstuhl sinken und reibt sich das Gesicht. Stella lehnt sich gegen die Tischplatte. Ihre Lippen sind aufeinandergepresst, ihre Finger spielen am Band ihrer Eisliebe-Schürze. Ich bleibe an der Treppe stehen, verschränke die Arme vor der Brust und wappne mich innerlich für das erwartete Donnerwetter. Unsere Chefin soll mal halblang machen. Schließlich haben wir während ihrer Abwesenheit den Laden am Laufen gehalten.

»Also, um sicherzugehen, dass ich alles richtig verstanden habe«, Charlotte zeigt auf Stella, »deine Oma und Rosalina sind spontan vorbeigekommen.« Sie richtet ihre Hand auf mich. »Dein Bruder verbringt seinen Ferientag hier, weil er heute bei dir übernachtet. Korrekt?«

Stella und ich nicken. Charlotte lehnt sich im Stuhl zurück. »Puh, warum habe ich das Gefühl, dass mir alles durch die Finger gleitet?«

»Vielleicht ist es momentan alles ein bisschen viel für dich?«, erwidert Stella und erklärt etwas länger, welche Bedeutung das Spülen für ihre Oma hat. »Sie liebt es einfach. Die beiden

haben ihre Freude, und solange die Spülmaschine kaputt ist, ist uns allen damit gedient.«

»Es tut mir leid, ich habe mich etwas überrumpelt gefühlt.« Sie steht auf und umarmt erst Stella, dann mich. »Natürlich sind eure Familien herzlich willkommen. Auch wenn die Spülmaschine hoffentlich bald wieder läuft.«

»Danke.« Stella schaut auf die Uhr. »Ich würde dann so langsam aufbrechen.«

»Ja, klar. Den Rest schaffe ich allein. Du kannst auch Feierabend machen, Morton.«

»Prima. Ich bringe Ole morgen mit. Seine Mutter holt ihn nach dem Mittag ab.« Ich hoffe, dass ich dann unheimlich viel zu tun und keine Zeit für sie habe.

Von der Ablage neben der Matratze reiche ich Stella ihren Umhängebeutel, unsere Finger berühren sich. Ihre Lippen öffnen sich leicht und ich würde sie zu gern küssen. Stattdessen nehme ich meinen Fahrradhelm und den Akku, lege sanft eine Hand an Stellas Rücken und lasse sie vorgehen.

Mein kleiner Bruder liegt neben mir im Bett. Auf der Seite, auf der gestern Nacht Stella gelegen hat. Seinem Redefluss habe ich nur halb zugehört, weil ich in Gedanken immer noch bei ihr gewesen bin.

»Morton.« Ole dreht sich auf die Seite und schaut mich mit wachen Augen an. »Warum bist du eigentlich so böse auf Mama?«

Ich schrecke hoch. »Was? Wie kommst du denn darauf?«

»Ich bin ja nicht blöd.« Ole hebt das Kinn leicht. Seine Stirn legt sich in Falten. Er taxiert mich.

»Nee, du bist ein kluger Kopf.« Liebevoll streiche ich ihm über den Arm, lehne mich mit dem Oberkörper gegen das Rückenteil

des Bettes und suche verzweifelt nach einer kindgerechten Antwort. »Mama und ich haben einfach unterschiedliche Meinungen. Das gibt es im Leben. Manchmal ist es dann besser, wenn man sich weniger oft sieht.«

»Ich finde das doof, weil du so wenig zu Hause bist.« Ole zieht eine Flunsch.

»Wenn du so alt bist wie ich, wirst du auch nicht mehr zu Hause wohnen, sondern dein eigenes Leben haben. Eine Wohnung, vielleicht ein Auto, eine Freundin oder einen Freund.«

Ole runzelt die Stirn, sein Blick schweift zur Decke.

»Wir sollten jetzt schlafen«, schlage ich mit sanfter Stimme vor, rutsche aufs Kissen und drehe mich zu Ole. Er wechselt auf die andere Seite, mit seinem Rücken schmiegt er sich an mich. Ich lege meinen Arm um ihn.

»Mama hat gesagt, du bist traurig, weil dein Papa dich und sie alleingelassen hat«, nuschelt Ole. »Deshalb darf ich dir auch nicht verraten, dass sie heute Abend meinen Papa trifft. Weil du sonst noch mehr traurig ...« Ein leises Schnarchen ertönt. Ole ist eingeschlafen. Und ich bin hellwach. Und bleibe es. Die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen gebe ich mich gegenüber Ole betont fröhlich. Wir starten zusammen mit meinem Workout in den Tag. Wobei ich es bin, der sich anstrengt – mein Bruder steht daneben, redet munter und feuert mich an. Als ich Liegestütze mache, setzt er sich auf meinen Rücken. Über sein unfreiwillig offenbartes *Geheimnis* verliere ich kein Wort.

Beim Frühstück albern wir rum. Er schnappt sich meine Müsli-Schale, pult sich mit den Fingern eine Cranberry nach der anderen heraus und steckt sie sich in den Mund.

»Machen wir ein Selfie zusammen?« Er schmatzt.

»Erst runterschlucken.« Ich zücke mein Handy, wir stecken die Köpfe zusammen, grinsen in die Kamera und ich drücke auf den Auslöser.

»Jetzt tust du das bei dir auf Instagram.« Ole kriecht förmlich in mein Telefon, während ich die App öffne und das Bild in die Story hochlade.

»Hey, warum machst du mir einen Smiley vor das Gesicht?« Empört klopft er mir auf die Hand.

»Weil du ein Kind bist und ich keine Probleme mit deiner Mutter bekommen möchte. Ende der Diskussion, sonst lösche ich die Story.«

Ole schiebt die Unterlippe vor.

Ich wechsele das Thema: »Was habt ihr in den Ferien geplant?«

»Ich weiß nicht. Mama hat gesagt, sie hat eine Überraschung für mich. Hoffentlich nicht so was für Babys. Am liebsten würde ich bei dir bleiben. Mit Hannah spielen. Sie hat gesagt, dass ich mal mitkommen soll zu den All... Allstar... oder so ähnlich. Das ist ganz toll da und sie machen manchmal zusammen Eis.« Ole zieht seine Beine an und stellt seine Füße auf die Stuhlkante. »Kommt Herr Schröder heute wieder? Oma Dottie finde ich auch nett. Sie sagt manchmal komische Sachen. Kommt sie heute?«

»Vielleicht.« Meine Gedanken schweifen über Dottie zu Stella. Ob sie mich letzte Nacht vermisst hat?

»Darf ich mal mit dir bei Stella schlafen?« Ole holt mich gedanklich zurück an den Frühstückstisch.

»Wie bitte?« Ich verschlucke mich an der eigenen Spucke und huste heftig. Mein Bruder klopft mir mit der flachen Hand auf den Rücken. Ich greife nach meinem Wasserglas auf dem Tisch und nehme einen Schluck.

»Oma Dottie hat gesagt, dass du bei Stella geschlafen hast.«

Das Wasser pruste ich geradewegs wieder ins Glas.

»Wir könnten alle zusammen eine Pyjama-Party machen. Das habe ich neulich in einer Serie im Fernsehen gesehen.«

»Du guckst zu viel Fernsehen.« Mit dem Handrücken wische ich mir über den Mund.

»Stimmt gar nicht! Nur wenn Mama in Ruhe telefonieren will.« Ole rutscht von seinem Stuhl herunter.

»Na gut, du kleines Plappermäulchen.« Ich schaue auf die Uhr. »Pack deine Sachen zusammen. In fünfzehn Minuten müssen wir los.«

Ole zischt davon. Auf dem Handy benachrichtigt mich Insta über eine neue Direktnachricht. Ich öffne sie: von Sandy\_girl2002. Na klar. *So süß ihr zwei. Hast du es dir inzwischen überlegt?*

# Kapitel 49

## *Stella*

Der Abend mit Oma war gemütlich. Wir haben uns auf die Couch gelümmelt und *Im weißen Rössl* geschaut. Nach einer Stunde waren Omas Augen geschlossen und ihr Kopf sackte immer wieder nach vorne. Mehrmals habe ich zu meinem Handy gegriffen, WhatsApp geöffnet und mich schließlich durchgerungen, einen Chat mit Morton zu starten. Ich habe ein paar Wörter geschrieben, sie gelöscht und das Handy wieder weggelegt, weil mir alles hohl, steif, unpassend erschien. Hätte ich doch bloß nichts davon erfahren, dass Ole seinen Vater kennenlernen wird. Dann wäre ich nicht in diesem Zwiespalt.

Den Film habe ich bis zum Abspann durchlaufen lassen, ohne dem Geschehen zu folgen. Nachdem ich Oma zu Bett gebracht habe, bin ich selbst in einen unruhigen Schlaf gefallen.

In der Früh weckt mich das Klingeln meines Handys. Müde greife ich danach: Es ist Rosa. Ob etwas passiert ist?

»Ja, Rosa?«

»Stella, es tut mir leid. Edi und ich haben die ganze Nacht abwechselnd auf und über der Kloschüssel gehangen. Keine

Ahnung, ob wir etwas Falsches gegessen oder uns einen Virus eingefangen haben. Ihr müsst heute ohne mich zurechtkommen.« Im Hintergrund vernehme ich Würgegeräusche und mir wird geradewegs selbst übel.

»Alles klar. Gute Besserung, Rosa.« Gedanklich überlege ich, welche Möglichkeiten ich habe: Die Arbeit absagen, Oma allein lassen oder ... mich trifft der Geistesblitz: »Ich nehme Oma einfach mit.« So habe ich sie im Blick, sie kann abwaschen und hat Gesellschaft.

Im Eisliebe-Gruppenchat informiere ich über die Situation. Charlotte kommentiert mit einem Daumen hoch. Oma freut sich, als ich ihr beim Frühstück eröffne, dass sie heute wieder im Café gebraucht wird.

Wir sind etwas spät dran. Morton ist bereits im Eiswagen, so dass ich keine Chance habe, mit ihm darüber zu reden, was ich gestern gehört habe. Ole hilft ihm, die Stühle und Tische aufzustellen. Oma strebt sogleich in die Küche, in der jedoch kein Geschirr zum Abwasch bereitsteht.

»Oh, das ist aber schade.« Sie lässt ihre Schultern hängen.

»Wir öffnen ja gleich erst. Dann gibt es wieder ordentlich zu tun für dich.« Ich lege einen Arm um ihre Schultern. »Sieh mal, Ole ist schon da. Geh doch zu ihm rüber und dann macht ihr etwas Schönes zusammen.« Ich begleite sie bis auf die Außenterrasse und die Treppen runter.

»Du rufst mich, wenn ich dir helfen soll?« Oma sieht mich fragend an.

»Ja, ganz bestimmt.« Ich sehe ihr nach, beobachte, wie Ole ihr entgegenrennt, seine Arme um ihre Taille schlingt und seinen Kopf unterhalb ihrer Brust an sie schmiegt.

Zum Glück kann Luca ab Mittag wieder einspringen. Morton wechselt ins Café, sodass Oma und ich Pause machen können. Wir holen uns beim nahegelegenen Bäcker Sandwiches und picknicken auf einer Bank an der Alster.

»Schön, dass ich euch helfen kann.« Oma drückt mich. »Ich wünschte, ich könnte mehr für dich da sein.«

»Ich wünschte, ich könnte mehr für dich da sein.« Ich betone das *dich*. In einvernehmlichem Schweigen essen wir. Das Wasser plätschert leise gegen die bewachsene Böschung.

»Ich will barfuß laufen«, sagt Oma, zieht sofort Schuhe und Strümpfe aus und wackelt mit den Zehen. Sie steht auf, läuft über die Wiese, die sich bis zum Ufer erstreckt, und lacht. »Als ich klein war, bin ich im Sommer am liebsten barfuß gelaufen.« Ihre kindliche Freude stimmt mich glücklich.

Ole kommt angerannt. »Meine Mama ist da, ich muss gleich weg«, erzählt er außer Atem. Er blickt auf Omas nackte Füße. »Ich ziehe meine Schuhe auch aus.« Bevor ich ihn davon abhalten kann, setzt er sein Vorhaben in die Tat um, hüpf über den Rasen, nimmt Oma an die Hände und albert mit ihr herum.

Ole ist zum Handstand übergegangen. »Mama hat gesagt«, er holt Schwung, »sie will noch mit Morton reden.« Sein T-Shirt rutscht bis zu seinem Hals hoch, als er sich auf die Hände stützt, die Beine in die Luft bringt, die Balance jedoch nicht halten kann.

»Ich gebe dir Hilfestellung«, sagt Oma und stellt sich neben ihn.

Ich werfe einen besorgten Blick in Richtung Café. Wie wird Morton auf die Neuigkeiten seiner Mutter reagieren? Er wird ausflippen, befürchte ich. Ohne Zweifel liebt er seinen kleinen Bruder und will ihn beschützen. Doch wer weiß, vielleicht will sich Oles Vater ernsthaft um seinen Sohn kümmern?

Es zieht mich zurück ins Café. Meine Pause ist ohnehin fast vorbei. Ich springe auf und bringe unseren Abfall zum Müll.

»Ich gehe schon mal vor. Ihr kommt dann rüber, okay?« Vom Café aus kann ich die beiden sehen.

»Ja«, erwidert Oma. »Dann mache ich wieder den Abwasch.«

Mortons Mutter sitzt an einem der Tische auf der Außenterrasse. Die Seitenpartien ihrer halblangen braunen Haare hat sie mit Spangen zurückgesteckt. Der kurzärmelige senfgelbe Strickpullover lässt ihr Gesicht blass aussehen. Sie sitzt aufrecht auf der Bank, die Unterarme liegen auf dem Tisch. Ihre Finger verschränkt sie ineinander, löst sie wieder, knibbelt an den Nägeln. Unruhig huscht ihr Blick zur Eingangstür des Cafés und wieder zurück, dann entdeckt sie mich.

»Hallo«, sagt sie freundlich und hebt eine Hand.

Sofort schalte ich in den Service-Modus: »Hallo, bekommst du schon? Oder soll ich dir die Karte bringen?«

»Nein, danke. Ich warte auf Morton. Er weiß, dass ich da bin.« Sie lächelt verkrampft. Aufmunternd nicke ich ihr zu.

Im Café sind zwei Tische besetzt. Die Gäste sind versorgt, wie die Kuchenteller, Kaffee- und Eisbecher vor ihnen zeigen. Morton steht hinter dem Tresen und poliert Gläser. Die Augenbrauen sind leicht gehoben, als würde er auf einen herabsehen. Der Blick ist distanziert. Die Lippen sind aufeinandergepresst. Er gibt sich unnahbar.

»Hey, du kannst jetzt in deine Pause gehen.«

»Ich habe es nicht eilig«, erklärt er kühl.

»Deine Mutter wartet draußen auf dich.« Mit dem Daumen zeige ich hinter mich.

»Ich weiß«, antwortet er knapp und zugleich vertieft sich die Zornesfalte zwischen seinen Augen.

»Okay.« Ich schweige und sehe ihn weiter an. In mir steigt die Anspannung. Ich empfinde es als unhöflich, Menschen unnötig warten zu lassen, wenn es keinen Grund dafür gibt. Es widerstrebt mir, unangenehme Situationen aufzuschieben, denn mit dieser Taktik löst man keine Probleme.

»Ich habe hier noch zu tun«, sagt er genervt und hält mir Glas und Geschirrtuch vors Gesicht.

»Das kann ich doch machen.« Auffordernd strecke ich die Hand aus.

»Du kannst auch für mich mit Steffi reden.« Sein arroganter Tonfall trifft mich.

»Ach, mach doch, was du willst.« Ich wende mich ab. Dann drehe ich mich nochmal zu ihm um: »Vielleicht solltest du dich deinen Geistern stellen und nicht vor ihnen davonrennen.«

»Was weißt du denn schon!«, erwidert er wütend in gedämpfter Lautstärke. Er pfeffert das Handtuch auf den Tresen, drängt sich an mir vorbei und verschwindet nach draußen auf die Terrasse.

Puh. Ich stelle die Gläser weg und schaue in der Küche nach, wie viel Geschirr abzuwaschen ist. Der Berg ist so groß, dass sich Oma freuen wird. Wo bleiben sie und Ole bloß? Beunruhigt gehe ich zum Eingang und schaue hinüber zur Wiese am Alsterufer. Der Kleine übt weiterhin Handstand. Inzwischen hat er sein T-Shirt ausgezogen, vermutlich stört es ihn, dass es jedes Mal runterrutscht, wenn er sich kopfüber stellt. Mit einer faszinierenden Ausdauer macht er einen Versuch nach dem anderen. Doch sobald Oma seine Beine loslässt, verliert er nach drei, vier Sekunden die Balance.

Mit einem Auge linse ich zum Tisch in der rechten Ecke. Morton hat sich seiner Mutter gegenüber hingesetzt, die Arme vor der Brust verschränkt. Wie ein Bollwerk. Seine Miene ist

finster. Seine Mutter neigt leicht den Kopf, mit den Fingerspitzen fährt sie an der Maserung des Holztisches entlang, lächelt unsicher. Was sie sagt, höre ich leider nicht. Ich beobachte, wie Mortons Gesichtszüge gefrieren. Ein Block aus Eis, hart und undurchdringlich.

# Kapitel 50

## *Morton*

Verdammt. Alles in mir drängt danach, aufzustehen und Steffi sitzenzulassen. Weil ich nicht hören will, was sie mir zu sagen hat. Weil sie unüberlegt handelt und nur an sich denkt. Doch vor Steffi weglaufen ist keine Alternative, denn irgendjemand muss ihr eine Ansage machen. Schließlich geht es um Ole. Er soll nicht die gleiche Enttäuschung wie ich als Kind erleben müssen. Schlimm genug, dass Steffi ihm bereits von seinem Vater erzählt hat. Damals hielt sie es nicht für notwendig, den Typen, der sie geschwängert hat, zu informieren. Warum also jetzt? Meine Arme verschränke ich fester vor der Brust, balle meine Hände zu Fäusten.

»Was gibt es?« Verachtung liegt in meiner Stimme.

Steffi zuckt zusammen. Dann drückt sie die Schultern zurück, sucht meinen Blick und sagt geradeheraus: »Ich habe wieder Kontakt zu Daniel.« Sie macht eine Pause, als erwarte sie eine Reaktion von mir. Ich verziehe keine Miene.

»Wir sind uns zufällig begegnet. Vor vier Wochen, in der Stadt.« Ihre Mundwinkel heben sich zu einem leichten Lächeln. »Seitdem haben wir viel telefoniert, uns getroffen. Er

hat sich von seiner Frau scheiden lassen.« Sie schluckt sichtbar. Stille entsteht.

»Wer ist Daniel?« Natürlich weiß ich, wer er ist. Es ist reine Schikane. Stellas Worte kommen mir in den Sinn: *Vielleicht solltest du dich deinen Geistern stellen und nicht vor ihnen davonrennen.* Als hätte sie eine Ahnung von meinen *Geistern*.

»Oles Vater«, antwortet Steffi leise. »Ich habe ihm erzählt, dass er einen Sohn hat. Er möchte ihn kennenlernen.«

»Nein!« Es kostet mich Beherrschung, es in angemessener Lautstärke zu sagen.

»Morton, bitte.« Steffi lehnt sich mir entgegen. »Ich habe es Ole bereits erklärt. Er wird seinen Vater treffen.«

»Klar«, schnaube ich. »Dafür hast du ja gesorgt. Steigt ihr wieder zusammen in die Kiste? Macht ihr gleich das nächste Kind?«

Erneut zuckt sie zusammen. Sie zieht die Schultern hoch.

»Und danach? Wenn er die Schnauze voll hat von dir?« Die bösen Worte sprudeln einfach so aus mir heraus. Tränen steigen in Steffis Augen. Ich verletze sie mit meinem Ausbruch. Es gibt mir Genugtuung. Sie soll spüren, wie das ist. »Du hast damals entschieden, dass Ole ohne Vater aufwachsen soll. Jetzt soll er plötzlich einen kriegen. Nur um ihn wieder zu verlieren. Verdammt nochmal, er ist ein Kind!«

Steffi holt tief Luft, streckt mir ihre offenen leicht zitternden Hände entgegen. »Du und ich sind erwachsene Menschen, die auch so miteinander reden sollten«, erwidert sie entschlossen. »Du kannst gern um dich schlagen und mir bis ans Lebensende vorwerfen, ich wäre schuld an allem und hätte falsche Entscheidungen getroffen. Ob Daniel oder ein anderer Mann, ich lasse es mir von dir nicht verbieten, mit einem Menschen, der mir etwas bedeutet, glücklich zu werden.«

»Du denkst nur an dich!« Mit der Faust haue ich auf den Tisch und springe auf.

»Ole würde es unendlich viel bedeuten, wenn du dich für ihn freuen würdest«, sagt Steffi leise. »Wir werden Daniel morgen treffen.«

»Verfickter Bullshit!«, schimpfe ich, mir doch egal, ob irgendjemand etwas davon hört. Ich muss hier weg. Weg von dieser Frau, die glaubt, eine Mutter zu sein.

Die Treppe runter von der Außenterrasse nehme ich in einem Sprung. Ole stürmt mir barfuß und mit nacktem Oberkörper entgegen.

»Morton, Morton, ich habe einen Handstand geschafft«, ruft er aufgeregt. »Oma Dottie hat nur ein winziges bisschen gehalten. Dann hat sie losgelassen und bis zehn gezählt und ich habe den Handstand ganz allein gemacht.« Gedanklich zähle ich selbst bis zehn, um mich von meinem Wutlevel herunterzubringen.

»Das ist toll!« Ich nehme ihn in den Arm. Ein Kloß bildet sich in meinem Hals, weil mir bewusst wird, dass wir uns vielleicht weniger sehen werden. Plötzlich einen Vater zu haben, ist neu und aufregend. Da rückt der große Bruder weiter nach hinten. Steffi wird schon dafür sorgen.

»Wo hast du denn dein T-Shirt, deine Schuhe und Socken gelassen?«

»Hier.« Oma Dottie taucht hinter uns auf, reicht Ole seine Sachen. »Ich muss jetzt abwaschen. Bis bald.«

Mein Bruder lässt mich los. »Beim nächsten Mal schaffe ich es bestimmt bis fünfzehn.«

»Bestimmt«, sagt sie und verschwindet ins Café.

Steffi kommt zu uns. »Ole, wir müssen jetzt wirklich los. Zieh dich wieder an.«

»Och, wie schade«, murrte er und schlüpfte in sein T-Shirt.

»Können wir nicht noch ein bisschen hierbleiben? Ich kann dir zeigen, wie man jongliert.«

»Nein, mein Schatz.« Steffi streicht ihm über den Kopf.

»Gib mir drei Minuten mit ihm«, sage ich und bemühe mich um einen neutralen Tonfall. Steffi nickt.

»Ich warte da vorn auf der Bank.«

»Setz dich mal hier neben mich.« Ich lasse mich am äußersten Rand der obersten Treppenstufe nieder und klopfe auf den Platz an meiner Seite.

»Was ist denn los?« Ole setzt sich und sieht mich aufmerksam an. Er runzelt die Stirn. Seine Mundwinkel sind nach unten gezogen. Seine ausgelassene Fröhlichkeit ist wie auf Knopfdruck verschwunden. Sorge steht in seinem Gesicht. Der Kloß in meinem Hals schwillt an und macht das Schlucken schwerer.

»Wir werden uns wohl weniger sehen.« Die Worte kommen schwer über meine Lippen.

»Warum?« Ole schiebt die Unterlippe vor. »Ist es wegen Mama? Habt ihr euch gestritten?«

»Ach Ole, das Leben ist manchmal kompliziert.« Ich lege einen Arm um seine Schultern und ziehe ihn gegen meine Seite. »Du hast doch Ferien und deine Mama hat frei. Da könnt ihr etwas Schönes zusammen unternehmen.« Ich hole tief Luft. »Außerdem möchte Steffi, dass du deinen Vater kennenlernst.«

»Ja!«, sagt mein Bruder begeistert. Ein Strahlen geht über sein Gesicht. Dann sieht er mich an und das Strahlen erlischt. »Bist du deshalb traurig? Weil du doch keinen Papa mehr hast?« Ole streicht mit seiner Hand voller grüner Flecken und Grashalme über meine Wange. »Vielleicht kann mein Papa dann auch ein bisschen deiner sein?«

Ich nehme Ole in die Arme, kneife die Augen zusammen, damit er meine aufsteigenden Tränen nicht sieht. »Ich glaube

nicht«, bringe ich mit erstickter Stimme hervor und drücke meinen Bruder fest an mich, um seine Wärme, seinen schmalen Körper, sein großes, kleines Herz, diesen Moment voller Liebe und Vertrautheit festzuhalten.

Nach viel zu kurzer Zeit löst sich Ole aus meiner Umarmung. Schnell reibe ich mir über die Augen.

»Ich werde meinen Papa fragen, ob er auch deiner sein kann«, sagt Ole entschlossen und stemmt die Hände in die Hüften. »Dann können wir alle gemeinsam was machen.«

Ich greife nach seinen Socken und reiche sie ihm. »Anziehen und danach Schuhe über.«

Umständlich zerrt Ole erst seine Strümpfe über die Füße, steigt dann in seine Turnschuhe und streckt sie mir entgegen. »Machst du sie mir zu?«

»Das kannst du doch schon selbst«, erwidere ich, greife aber sofort nach den Schnürsenkeln und binde sie zu Schleifen. Wir stehen auf. »Bis dann.« Erneut umarme ich ihn. »Du kannst mir im Bärenbrüderchat jederzeit schreiben oder mich anrufen, okay? Und wenn irgendwas ist, dann kannst du immer zu mir kommen. Ich bin für dich da.« Wieder verschwimmt mein Blick.

»Versprochen?« Oles Augen füllen sich mit Tränen.

»Versprochen!«, sage ich mit fester Stimme. »Und nun, ab nach Hause.«

Er gibt mir einen Schmatzer auf die Wange, rennt in Richtung der Bank, auf der Steffi sitzt. Sie steht auf, öffnet die Arme, Ole wirft sich ihr entgegen. Steffi wirbelt ihn herum, stellt ihn wieder auf die Füße und drückt ihn an sich. Ich wende mich ab. Mit dem verflucht beschissenen Gefühl in mir, allein zurückzubleiben. Wie ein juckender Ausschlag breitet es sich in mir aus. Ich weiß, wenn ich jetzt anfangen zu kratzen, wird es

nicht aufhören, und ich werde weiter kratzen, bis es nur noch weh tut. Es sind Schmerzen, zu denen ich nicht vorstoßen will. Und so lege ich darüber einen schützenden Panzer, den nichts und niemand durchdringen kann. Dann zücke ich mein Handy, öffne die Insta-App und gehe in die Direktnachrichten: *Wie wäre es mit heute Abend? 20 Uhr am Café? M.O.*

# Kapitel 51

## *Stella*

Mortons zornige Worte waren unüberhörbar. »Verfickter Bullshit!«, schallte es durch die offene Eingangstür bis zu mir.

Kurze Zeit später betritt Oma das Café. »Ich wasche ab.«

»Das ist prima. Kommst du allein klar?« Ich nehme das Tablett mit dem schmutzigen Geschirr, begleite sie in die Küche und stelle es zum anderen.

»Aber sicher«, sagt Oma, greift sich eine der Eisliebe-Schürzen und zieht Gummihandschuhe über.

»Sonst rufst du, okay?«

Sie nickt und lässt schon das Wasser ins Becken einlaufen.

Ich schnappe mir einen Lappen sowie Desinfektionsmittel, um die Tische im Café abzuwischen. Gäste sind keine mehr da, obwohl das Wetter eigentlich vielversprechend sonnig ist. Morton kommt zur Tür herein. Er wirkt verschlossen, seine Züge wie eingefroren, die Lippen bilden einen schmalen Strich. Als er mich sieht, flackert sein Blick für einen kurzen Moment auf, wütend, verletzt, anklagend. Dann verschließt er sich wieder. Alles an ihm deutet mir an, ihn nicht anzusprechen. Doch ich kann ihn unmöglich so mit sich allein lassen. Wir sind uns

nahe, waren uns nahe. Er soll einfach wissen, dass ich für ihn da bin.

»Morton.« Ich stelle mich ihm in den Weg.

»Charlotte und Toni sind in einer halben Stunde zurück, haben sie geschrieben. Im Chat.« Er weicht mir aus. »Du kannst draußen die Tische auch gleich abwischen. Ich übernehme den Take-away.« Schon verschwindet er hinter den Tresen, füllt Servietten auf, holt zusätzliche Pappbecher aus dem Schrank und stellt sie auf der Ablage hinter der Eistheke bereit.

Ich unternehme einen weiteren Versuch. »Wie lief es mit deiner Mutter?«

»Ich will nicht darüber reden«, erwidert er kühl und bestimmt.

»Es war kaum zu überhören, dass du sauer auf sie bist.«

»Na und?« Seine Augen blitzen mich wütend an. »Dann verpetz mich doch. Erzähl es Charlotte, wie unangemessen ich mich verhalten habe.« Sein böser Tonfall lässt mich zusammenzucken. Das Gespräch mit seiner Mutter muss ihn tief getroffen haben, dass er jetzt so um sich schlägt.

»Darum geht es doch gar nicht«, sage ich sanft.

»Alles andere ist meine Privatangelegenheit.« Er kommt mir nahe. Sein schönes Gesicht ist verzerrt. Wie automatisch lege ich meine flache Hand an seine Wange. Er schiebt sie grob zur Seite. »Lass mich in Ruhe«, flüstert er, wendet sich ab. Das sitzt wie ein Schlag in die Magengrube.

»Stella, ich habe mich geschnitten.« Oma kommt auf mich zu, streckt mir ihre blutüberströmte linke Hand entgegen.

»Ach du Schande, wie ist das denn passiert?« Schnell schnappe ich einen Stapel Papierservietten, drücke sie fest auf die Handfläche und verdränge den anhaltenden Schmerz in mir.

»Mir ist ein Glas kaputt gegangen und dann habe ich mich

geschnitten«, erklärt sie weinerlich. »Es tut mir leid. Das wollte ich nicht. Ich kaufe ein Neues.«

»Mach dir keinen Kopf wegen des Glases. Jetzt verarzten wir deine Hand. Halte sie schön hoch.« Aus dem Schrank unter der Theke hole ich den Verbandskasten hervor. »Komm mit ins Damen-WC.«

Während ich einen Druckverband anlege, erinnere ich mich daran, wie Charlotte erst vor wenigen Wochen meine Wunden versorgt hat. Kaum zu glauben, was in dieser Zeit alles passiert ist. Manchmal plätschert das Leben ruhig vor sich hin wie ein Bach, manchmal etwas schneller wie ein dahinziehender Fluss. Momentan erscheint es mir wie ein Strom, der mich mitreißen will. Ich muss aufpassen, dass ich den Kopf über Wasser behalte, weil ich Verantwortung trage. Für Oma, mich, unser Haus und Döskopp.

Weil das Abwaschen ausfallen muss, bis der Schnitt ordentlich verheilt ist, sitzt Oma unglücklich und allein draußen an einem der Tische. Mir kommt eine Idee.

»Hat Toni in seiner Kiste drüben Puzzle?«, frage ich Morton.

Er hält sein Handy in der Hand und starrt auf den Bildschirm. »Keine Ahnung. Geh doch selbst nachschauen.«

Der dumpfe Schmerz in mir flammt wieder auf. Wortlos lasse ich Morton stehen. Oma gebe ich einen Kaffee aus und gehe rüber zum *Gelati-Express*. Toni und Charlotte sind soeben eingetroffen.

»Ciao, Luca, vielen Dank und liebe Grüße zu Hause.« Toni klopft ihm auf die Schulter.

»Soll ich morgen wiederkommen?« Luca lässt die Fingerknöchel knacken.

»Nein, wir sind nur am Vormittag weg«, erklärt Charlotte und

umarmt ihn. »Danke für alles.« Ihre sonst so intensiv strahlenden türkisblauen Augen sehen müde aus. Luca macht sich auf den Weg. Toni küsst Charlotte und steigt dann in seinen Eiswagen.

»Hi«, sage ich.

Charlotte dreht sich zu mir. »Stella, hallo.« Sie zieht mich in eine kurze Umarmung und mustert mich. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja, ich will nur nachsehen, ob in der Spielkiste so etwas wie ein Puzzle ist, mit dem sich Oma die Zeit vertreiben kann, bis ich fertig bin. Sie hat sich geschnitten und kann damit leider nicht mehr abwaschen.«

»Oh je«, Toni taucht in der offenen Tür zum Eiswagen auf. Vermutlich hat er mich gehört. »Ja, da müssten ein oder zwei sein, ein Leichtes für Kinder, aber auch ein etwas Schwierigeres.«

»Wie tief ist der Schnitt?«, erkundigt sich Charlotte besorgt.

»Mein Druckverband hat die Blutung zum Stoppen gebracht. Ich schätze, das wird ohne Weiteres wieder verheilen. Hoffentlich ist Rosa morgen wieder fit genug, um Oma zu betreuen.« Ich seufze.

»Ansonsten nimmst du dir einen Tag frei. Toni kann Luca kurzfristig für den Eiswagen abrufen und Morton das Café managen. Ab dem Mittag sind wir wieder da.« Charlotte legt eine Hand auf meine Schulter.

»Danke, ich überlege es mir«, erwidere ich und nehme mir vor, noch vor dem Feierabend mit Rosa zu telefonieren, um zu hören, wie es ihr geht.

Mit den zwei Puzzles unter dem Arm kehre ich zusammen mit Charlotte ins Café zurück. Sie erzählt, dass Toni und sie in der Firma ihrer Eltern gewesen seien, um die Unterlagen im Büro ihres Vaters durchzugehen und das Leitungsteam über das weitere Vorgehen zu informieren. »Meine Mutter hat behauptet,

es sei als Tochter meine Pflicht, sie habe bereits genug mit der Gästeliste für die Trauerfeier zu tun. Toni ist übrigens nicht eingeladen. Außerdem verlangt sie, dass ich eine Rede für meinen Vater halte.« Sie stößt ein Schnauben aus. »Allein Tonis ausgleichender Art hat sie es zu verdanken, dass ich den Part mit der Firma übernommen habe. Am liebsten hätte ich sie einfach mit allem sitzengelassen. Allerdings muss sie Toni wohl oder übel dulden. Da mein Exfreund auf der Gästeliste steht, wird Toni keinen Zentimeter von meiner Seite weichen.«

»Oh je, du Arme. Was du alles durchstehen musst.« Ich werfe ihr einen seitlichen Blick zu. Sie lächelt tapfer.

»Das Leben stellt uns stetig vor Herausforderungen, an denen wir wachsen sollen. Davon kannst du ein Lied singen.«

»Wohl wahr«, sage ich, denke an Oma und die erkrankte Rosa und, ob ich will oder nicht, an Morton. Er gehört zu einer der großen Herausforderungen, denn mein Herz hat sich ihm geöffnet und ihn hereingelassen. Doch momentan sieht es leider so aus, als würde er seines verschließen. Ich kann es mir nicht erlauben, dass mein Herz daran zerbricht.

## Kapitel 52

### *Morton*

Der Rest meiner Arbeitszeit zieht wie ein Film an mir vorbei. In der Hauptrolle: Morton Olsson. Der gutaussehende heiÙe Typ mit dem unwiderstehlichen Lächeln. Die Rolle spielt er hervorragend. Doch innerlich ist er kalt, hart, erstarrt. Unnachgiebig blockt mein innerer Eispanzer alles ab und unterdrückt alle Gefühle, die mich aufwühlen könnten: die Wut, die Verletztheit, die Einsamkeit, die Zweifel, die Angst.

Stella ignoriere ich. Charlotte gegenüber verhalte ich mich höflich, aber distanziert.

»Ich bin um zwanzig Uhr verabredet«, teile ich ihr um neunzehn Uhr mit, als sie mit ihrem Laptop unter dem Arm aus dem Büro kommt. »Ich hoffe, es ist in Ordnung, wenn ich dann Feierabend mache?«

»Okay, Stella will auch spätestens dann weg.« Charlotte legt ihr Notebook auf die Arbeitsplatte neben der Kasse und klappt es auf. »Lass uns doch gleich deine Einsatzzeiten für die kommende Woche anschauen.«

Ich stelle mich neben sie und werfe einen Blick in die Planung. Stella und ich sind die nächsten vier Wochen, wie bisher,

in versetzten Schichten eingetragen. Diese und die darauffolgende Woche habe ich den frühen Einsatz ab zehn Uhr.

»Toni und ich sind morgen erst ab dem Mittag da. In der kommenden Woche findet am Freitag die Bestattung meines Vaters statt. Trotzdem möchten wir möglichst zum bisherigen Modus zurückkehren. Das heißt, du hast endlich wieder einen freien Tag. Je nachdem, entweder Montag oder Dienstag. Sag mir, wie es dir am liebsten wäre.«

»Gern am Montag«, erwidere ich prompt und plane, die Zeit für einen intensiven Trainingstag zu nutzen.

»Prima.« Charlotte dreht sich zu Stella um, die gerade auf dem Weg in die Küche ist. »Stella, hast du einen Moment?«

»Ja.« Sie stellt sich neben mich. So dicht, dass mir ihr Duft nach Rosen in die Nase zieht. So dicht, dass die Härchen an meinem Arm sich aufrichten und mein Herz deutlich gegen den Eispanzer pocht. Zu dicht. Ich mache einen Schritt zur Seite.

»Wir schauen gerade die Arbeitsplanung an. Wie sieht es morgen bei dir aus?« Charlotte wendet sich zu ihr.

»Rosa hat gesagt, dass es ihnen besser geht. Es war wohl nur eine Magenverstimmung, kein Virus. Sie kann Oma aber nur den Vormittag betreuen, weil sie ihren Mann zu einem wichtigen Termin begleiten möchte. Den Nachmittag hätte ich somit gern frei.« Stella schiebt sich eine Haarsträhne hinters Ohr. Meine Finger zucken, als würden sie die Bewegung wie automatisch mitmachen wollen. Ich vergrabe meine Hände in den Hosentaschen.

»Sehr gut, das heißt, ihr startet morgen beide um zehn Uhr. Morton übernimmt den Eiswagen, Stella das Café.« Unsere Chefin klickt auf dem Bildschirm in die nächste Woche. »Dein freier Tag, Stella, wäre entweder Dienstag oder Mittwoch.«

»Dann gern den Dienstag.« Sie nimmt einen Kugelschreiber

und reißt sich von einem Notizblock, der neben dem Telefon liegt, ein Blatt Papier ab und schreibt sich auf: Dienstag frei.

*Kein gelber Klebezettel zur Hand?*, liegt mir auf den Lippen, doch ich schlucke die Worte herunter. In der nächsten Woche sehen wir uns zwei Tage nicht. *Der Abstand wird mir guttun*, rede ich mir ein.

Um kurz vor zwanzig Uhr sehe ich, dass Sandy bereits draußen wartet. Sie hat sich aufgebrezelt. Ihre Füße stecken in roten Riemchensandalen mit Stilettoabsatz. Mein Blick wandert aufwärts zum knappen schwarzen Lederrock und dem goldenen Glitzertop. Ihre Haare trägt sie offen. Der rote Lippenstift betont ihren Mund. Für meinen Geschmack hat sie eine viel zu dicke Schicht Make-up im Gesicht aufgetragen.

Habe ich mich falsch entschieden, mich auf ihr Spielchen einzulassen? Die Zweifel bleiben, als ich hochgehe, um meinen Helm sowie den Akku für mein E-Bike zu holen. Geradewegs laufe ich in Stella.

»Pass doch auf«, fahre ich sie an, nehme meine Sachen und haste wieder hinunter.

»Morton, warte!«, ruft sie mir hinterher. »Wir müssen reden.«

»Müssen wir nicht«, gebe ich zurück und verschwinde nach draußen. Schritte folgen mir. Ich bleibe stehen, drehe mich um. Stella stoppt unmittelbar neben mir. »Ich habe keine Zeit, bin verabredet«, entgegne ich kühl, winke Sandy zu.

Stella zieht die Brauen zusammen, formt ihre Augen zu schmalen Schlitzern. Ihre Gesichtszüge verhärten sich, ihre Lippen beben.

Mein Verhalten, und dass ich Sandy date, hat sie getroffen. Doch dieses Mal gibt es mir keine Genugtuung. Im Gegenteil, es fühlt sich verdammt beschissen an.

»Viel Spaß«, sagt Stella leise, wendet sich von mir ab und richtet sich an ihre Oma. »Wir fahren jetzt nach Hause.«

Ich setze ein krampfhaftes Lächeln auf und gehe auf Sandy zu. »Hi. Wollen wir irgendwo was trinken gehen oder hast du einen besonderen Wunsch?«

»Schön, dass es endlich geklappt hat.« Sie küsst mich auf die Wange. Ich widerstehe dem Drang, mit der Hand über die Stelle zu wischen. »Deine Freundin ist hoffentlich nicht eifersüchtig?« Sandy klimpert mit ihren falschen Wimpern.

»Warum sollte sie? Stella ist meine Arbeitskollegin«, entgegne ich. Sie hakt sich bei mir unter.

»Weiß sie das auch?« Sandy lehnt sich leicht gegen mich.

Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken. Ihre Frage übergehe ich. »Wie wäre es mit der *Urbanity*? Eine Bar, zehn Gehminuten von hier.«

»Gern, ich überlasse mich ganz deiner Führung.«

Wir sitzen uns auf lederbezogenen dickgepolsterten Hockern an einem Bartisch gegenüber. Im Hintergrund tönt Chillout-Musik. Eine rothaarige Bedienung tritt an unseren Tisch, um unsere Bestellungen aufzunehmen. Unwillkürlich muss ich an Stella denken. An ihren verletzten Blick, an ihre bebenden Lippen, die ich vorgestern geküsst habe. Sandy entscheidet sich für einen *Sex on the Beach*, ich nehme einen *Virgin Mojito*. Mir ist es wichtig, einen klaren Kopf zu behalten. Die Entscheidung, Sandy zu treffen, fiel zwar aus dem Affekt heraus, doch die Hintergründe und ihre erpresserische Art lassen mich auf der Hut bleiben. Diese Frau schätze ich als unberechenbar ein. Im schummrigen Licht wirkt ihr Gesicht weniger zugekleistert. Sie stützt ihre Ellbogen auf den Tisch, ballt ihre Hände locker zu Fäusten, legt ihr Kinn darauf und macht einen Schmollmund.

Ach verdammt, am liebsten würde ich sie geradewegs sitzen lassen und zwei Stunden im Schwimmbad meine Bahnen ziehen, um meinem inneren Gefühlschaos einfach davonzuschwimmen. *Komm schon, Morton, du ziehst das jetzt durch*, rede ich mir gedanklich zu.

»Also, Sandy, erzähl doch mal was von dir«, sage ich in der Hoffnung, dass sie aufhört, mich anzusehen wie eine Sahneschnitte, die sie am liebsten sofort verschlingen würde. »Wer bist du, was machst du so?« Wenn du nicht gerade an der Alster herumlungerst. Sandy zupft an ihren Haarspitzen, legt ihren Kopf leicht schief, lächelt zaghaft, als wäre sie schüchtern.

»Ich bin Sandy.« Sie kichert. Es soll vermutlich mädchenhaft klingen, doch es hört sich an, als hätte sie zu tief Helium aus einem Ballon inhaliert.

»Wie alt bist du?«

Jetzt wickelt sie sich eine Haarsträhne um einen Finger, senkt den Blick. »Ich bin zweiundzwanzig, ein Jahr jünger als du.«

Woher weiß sie das? In meinen Social-Media-Profilen habe ich keine Angaben gemacht. Da bin ich mir sicher.

»Wir waren auf der gleichen Schule.«

»Echt?«, rutscht es mir heraus.

»Ja, ich war zwei Stufen unter dir.« Sie schiebt ihre Hand in meine Richtung bis zur Mitte des Tisches. »Ich war länger krank und musste zwei Klassen wiederholen.« Sie bewegt leicht ihre Finger, sucht meinen Blick. Erwartet sie, dass ich meine Hand auf ihre lege?

»Das tut mir leid.« Was soll ich dazu anderes sagen? Zum Glück werden in diesem Moment unsere Cocktails serviert. Wir stoßen an, trinken.

»Schon damals fand ich dich toll«, erklärt Sandy, stellt ihren Drink auf den Tisch.

Ich grabe in meinen Erinnerungen nach einem Bild von ihr, vergeblich.

»Du hast mich nie gesehen.« Ihr Tonfall wechselt von mädchenhaft zu verbittert. »Niemand hat mich gesehen.« Sie schnaubt. »Aber jetzt sitzt du hier, mit mir. Warum hast du es dir anders überlegt?«

Ich schlucke. »Warum sollte ich nicht?«

»Interessierst du dich wirklich für mich? Oder hatte ich recht?« Sie beugt sich über den Tisch zu mir und flüstert: »Warst du das neulich nachts im Eiswagen?«

Nach außen hin bleibe ich cool, verziehe keine Miene. Ich nippe an meinem Cocktail.

Sandy rutscht von ihrem Hocker, stakst um den Tisch herum, stellt sich neben mich und legt vertraulich eine Hand auf meine Schulter. »Du bist nackt gewesen«, wispert sie, beißt sich auf die Unterlippe.

Mein Magen verknotet sich. Wie kann ich ihr das nur ausreden? »Nein«, erwidere ich bestimmt und schiebe ihre Hand weg. Sie klebt an mir wie ein durchgekauter Kaugummi, dessen Fäden mich nicht loslassen wollen.

»Und selbst wenn. Hast du noch nie einen nackten Mann gesehen?«

»Nicht in einem Eiswagen.« Sie neigt den Kopf leicht zur Seite. »Schiebst du dort heiße Nummern?« Mit den Fingerspitzen fährt sie über mein Brustbein. Das wird mir definitiv zu übergriffig.

Entschieden nehme ich ihre Finger von mir. »Was willst du, Sandy?«

»Dich?« Sie fährt sich mit der Zunge über ihre Lippen. Wie bitte? Das geht zu weit.

»Hör zu, Sandy, so nicht. Ich bin weder erpressbar für etwas, was du meinst, gesehen zu haben, noch scharf auf dich. Du bist

nicht mein Typ.« Frauen emotional verletzen kann ich gut. »Ich dachte, wir könnten uns heute Abend etwas besser kennenlernen, so wie gute Bekannte.« Das Wort Freunde will nicht über meine Lippen kommen. »Es tut mir leid, wenn unsere Erwartungen sich offensichtlich deutlich unterscheiden.«

Ihr Gesicht verzieht sich zu einer fiesen Fratze, als hätte man eine Wachsschicht der Verbitterung drübergezogen.

»Und was ist dein Typ? Die Rothaarige?«, giftet sie mich an.

»Ich glaube, es ist besser, wir beenden unser Gespräch«, entgegne ich kühl. Sie greift an mir vorbei nach ihrem Drink, leert ihn in einem Zug und stellt das Glas lautstark auf den Tisch zurück.

»Das wirst du bereuen, Morton Olsson.« Ihre Worte klingen wie das Zischen einer Schlange. Dann rauscht sie davon. Ihre Drohung bleibt im Raum hängen wie ein Unwetter, das sich zusammenbraut. Meine Schultern sacken nach unten, die Anspannung weicht einer bleiernen Müdigkeit. Morgen muss ich unbedingt mit Charlotte und Toni reden. Ich trinke aus, zahle und mache mich auf den Weg nach Hause. Wo nichts und niemand auf mich wartet.

# Kapitel 53

## *Stella*

Mir ist zum Heulen zumute. Wann und wo haben Morton und ich die Kurve nicht gekriegt und sind mit Karacho aus der Bahn geflogen? Mehr denn je wünsche ich mir, ich könnte mit jemandem reden. Eine beste Freundin habe ich nicht. Offen gesagt wüsste ich gar nicht, wann ich mir für Aktivitäten mit Freunden Zeit freischaufeln sollte. Entweder arbeite oder studiere ich, kümmere mich um Oma, Haus und Garten oder lerne für die Uni. Und wenn alles erledigt ist, bin ich einfach nur müde. Als Mama noch lebte, wollte ich so viel Zeit wie möglich mit ihr verbringen. Alte Schulfreunde sind längst in ganz Deutschland verstreut und neue Bekanntschaften kamen an der Uni nicht dazu.

Im Fernsehen läuft eine Quizshow. Die Fragen und Antworten ziehen links ins Ohr rein, rechts wieder raus. Auch Oma findet keine Ruhe, dem Geschehen in der Flimmerkiste zu folgen. Alle naslang steht sie aus ihrem Sessel auf, läuft in die Küche, kehrt zurück, setzt sich wieder hin, fährt mit der Hand über die wulstige Sessellehne, wo der dunkelblaue Stoff durch das stetige Reiben über die Jahre ganz dünn und ausgebleichen geworden ist.

»Du bist traurig«, sagt sie mit einem Mal, ohne mich anzusehen.

»Ja«, gebe ich leise zu, verknote meine Finger ineinander, als könnten sie wie zugezogene Schnüre verhindern, dass meine Emotionen aus mir herausbrechen.

»Es tut mir leid, dass ich das Glas kaputt gemacht habe.« Jetzt dreht sie ihren Kopf zu mir. In ihren blauen Augen sehe ich tiefes Bedauern.

»Ach Oma, deshalb bin ich doch nicht traurig.« Ich springe auf, setze mich zu ihr auf die Sessellehne. »Das kann passieren.«

Oma lächelt zaghaft. »Scherben bringen Glück.«

»Genau.« Ich lehne meinen Kopf an ihren.

»Bist du wegen des hübschen Jungen traurig?«, forscht sie weiter nach. »Habt ihr euch gestritten?«

»Ein bisschen.« Er macht einfach dicht, während ich ihm bereits so vieles anvertraut, mich ihm geöffnet habe. War es ein Fehler?

»Ihr solltet miteinander reden, wenn ihr euch etwas bedeutet.« Ihre Worte klingen klar und einleuchtend. »Du solltest weniger Zeit mit deiner alten vergesslichen Oma verbringen. Genieße dein Leben und die Liebe.«

Energisch protestiere ich und springe auf. »Aber ich will bei dir sein. Wer weiß wie lange noch.«

»Ach, mein Sternchen. Ich möchte nur, dass du glücklich bist.« Oma erhebt sich von ihrem Sessel und zieht mich in eine Umarmung. Tränen schießen mir in die Augen.

»Ich finde schon eine Lösung«, murmle ich an ihrem Hals.

»Wir«, erwidert sie. »Wir finden eine Lösung.«

Das hatte Morton nach unserer ersten Nacht auch gesagt. Was daraus geworden ist, sehe ich ja.

Am nächsten Morgen werfe ich einen Blick in Omas Zimmer, bevor ich runtergehe, um das Frühstück vorzubereiten. Sie schläft noch. Leise husche ich nach unten, vernehme das kratzige Geräusch eines Schlüssels im Schloss. Die Tür geht auf.

»Guten Morgen, Stella.« Rosalina sieht blass aus, ihre Augen müde.

»Hi, schön, dass du wieder da bist.« Ich umarme sie. »Fühlst du dich wirklich fit genug?«

»Ja. Wie geht es euch?« Sie schlüpft aus ihrer Jacke und hängt sie an einen der Garderobenhaken.

»Gut. Oma ist beim Abwasch ein Glas zerbrochen. Sie hat sich daran geschnitten. Aber das konnten wir selbst verarzten. Schau nachher mal, ob ein Pflaster ausreicht.« Ich schließe die Haustür. »Dottie schläft noch. Ich wollte gerade das Frühstück vorbereiten.«

»Stella, ich muss mit dir reden.« Ihr ernster Tonfall versetzt mich in Alarmmodus. Mein Puls beschleunigt sich. »Lass uns zusammen einen Tee oder Kaffee trinken.«

Ich folge ihr in die Küche, setze Kaffee und Teewasser auf. Rosa deckt den Tisch. Gedanklich spiele ich im Zeitraffer sämtliche Szenarien durch: von einer schweren Krankheit, über Rückkehrwunsch nach Portugal, vorzeitige Pensionierung, Jobangebot mit besserer Bezahlung – alle haben sie gemeinsam, dass sie kündigen will. Allein der Gedanke daran reißt mir den Boden unter den Füßen weg. Meine Hand zittert, als ich Rosa einen Becher Kamillentee reiche und mir selbst einen Kaffee einschenke. Wir setzen uns an den Tisch. Meine Anspannung steigt.

»Nun sag schon.« Nervös knibble ich an meinen Fingernägeln. Rosa umfasst mit beiden Händen ihren Becher, sucht meinen Blick.

»So geht es nicht weiter«, sagt sie geradeheraus. »Ihr braucht ein zusätzliches Netz, das euch auffängt.«

»Was meinst du? Willst du etwa kündigen?« Die Panik in meiner Stimme ist unüberhörbar. Jemand Neuen zu finden, würde ewig viel Zeit kosten. Wie soll ich das neben der Arbeit schaffen? Oma kennt Rosa schon lange, sie vertraut ihr und ich ihr auch. Eine fremde Person im Haus ...

»Nein, Stella!« Rosa streckt ihre Hand über den Tisch und legt sie auf meine. »Was ich damit sagen will, ist, dass wir uns ernsthaft nach einer Einrichtung wie zum Beispiel einer Tagespflege umsehen sollten, in der Dottie betreut werden kann. Für den Fall, dass ich mal ausfalle oder in Urlaub gehe. Und um dich zu entlasten. Du brauchst ein doppeltes Sicherheitsnetz.«

»Aber ich kann Oma betreuen, wenn du weg bist. Das habe ich sonst auch gemacht.«

»Stella, du bist jung und trägst so viel Verantwortung. Du musst an dich denken.« Liebevoll drückt Rosa meine Hand. »Ich würde sehr gern mein Pensum reduzieren, aber nicht, wenn du für mich die Betreuung übernimmst. Lass uns gemeinsam nach Tagespflegeangeboten schauen, okay?«

Mechanisch nicke ich. Meinem Verstand leuchtet das ein, doch in mir schreit alles laut *Nein, ich will das nicht!*

# Kapitel 54

## *Morton*

Nach einer mehr oder weniger schlaflosen Nacht quäle ich mich durch mein Workout. Zum Frühstück trinke ich einen doppelten Espresso und einen Proteinshake. Mein Magen fühlt sich wie zugeschnürt an. Müsli würde ich beim besten Willen nicht runterbekommen.

In der Stille meiner Wohnung sinniere ich darüber, wie ich an diesen Punkt gekommen bin, an dem ich jetzt bin: die Sache mit Stella, der Streit mit Steffi, der Abend mit Sandy – alles ungesicherte Baustellen, an deren Rand ich balanciere und abzustürzen drohe. An Sandy hängt ein Stück weit mein Job und auch mein Ruf, falls sie irgendeinen Shitstorm inszenieren sollte. An Steffi hängt Ole. Und an Stella ... mein Herz, auch wenn es mir schwerfällt, es einzugestehen.

Bevor ich vollends verzweifle, greife ich mein Handy, posiere für ein Selfie: Die Finger in den Bund der Jeans eingehakt, eine Augenbraue hochgezogen, das Kinn leicht gehoben, selbstbewusst, ein Hauch arrogant und ein Blick, der sagt: Mir kann keiner was.

Bei der Arbeit tauche ich absichtlich eine Stunde zu früh auf, um Stella aus dem Weg zu gehen. Keine problemlösungsorientierte Strategie, das ist mir bewusst. Aber für ein tiefergehendes Gespräch bin ich nicht bereit. Noch nicht. Auch wenn sie diejenige ist, die es am meisten verdient hat. Und die einzige, bei der es mir etwas bedeutet, dass sie mich nicht für das arrogante Arschloch hält, das ich nach außen spiele. Charlotte und Toni sind entweder schon aufgebrochen oder haben woanders übernachtet. Zumindest ist niemand da, als ich die Tür zum Café aufschließe. Wie immer deponiere ich E-Bike-Akku und Helm im Office im Dachgeschoss. Aus der Schreibtischschublade entnehme ich den Schlüsselbund für den Eiswagen, gehe rüber zum *Gelati-Express* und bereite alles für einen sonnigen Eistag vor.

Die Markise klemmt nach wie vor. Ein bisschen blöd komme ich mir vor, als ich auf sie einrede und mit viel Gefühl die Kurbel vor und zurückdrehe. Bis zur Hälfte quält sie sich raus. Ich belasse es dabei, denn von weitem nähert sich Violetta Mangold. Sie winkt mir zu. Heute trägt sie einen fliederfarbenen Look: von der Bluse, über die Caprihose bis zu den Socken. Nur die Schuhe und ihre Handtasche sind pfefferminzgrün. Mich wundert, dass sie heute so früh dran ist. Ich erwidere ihren Gruß und halte Ausschau nach Herrn Schröder. In dem Moment kommt er aus einem Gebüsch hervorgeschoßen, überholt sein Frauchen und stürmt auf mich zu. »Na, Herr Schröder, was hat dich denn gestochen?« Er lässt sich genüsslich hinter den Ohren kraulen und verschwindet mit der Nase am Boden in Richtung Alsterufer. »Guten Morgen, Violetta. So früh schon unterwegs?«

»Guten Morgen, Morton.« Violetta bleibt neben mir stehen. Sie ist etwas außer Atem und stützt sich auf ihren Gehstock.

»Es soll doch heute so ein heißer Tag werden. Da drehe ich meine Runde mit Herrn Schröder lieber, bevor es zu warm wird. Die Hitze setzt uns nämlich beiden zu. Hättest du denn schon einen Kaffee und ein Glas Wasser für mich?«

»Aber sicher. Warte, ich hole dir eben einen Stuhl und einen Tisch.« Ich springe davon, befreie das Mobiliar von der Abdeckplane und stelle einen der Klappstühle sowie einen Tisch auf. »Nimm doch Platz«, auffordernd deute ich auf den Stuhl. »Ich bringe dir gleich deinen Kaffee.«

»Danke, Morton. Und einen zweiten Stuhl für dich, sofern du dir einen Moment Zeit nehmen kannst.« Aus ihren blauen Augen blinzelt sie mir zu.

»Für dich immer.« Es ist Viertel nach neun. Das Verkaufsfenster öffne ich erst um zehn Uhr.

»In deinem Charme stehst du Toni in keiner Weise nach.« Sie lacht laut. Herr Schröder kommt angelaufen, seine Zunge hängt ihm aus dem Maul. »Und bitte eine Schüssel Wasser.«

»Kommt sofort!«

Der Rauhaardackel schlabbert die Schale leer und legt sich zu meinen Füßen. Violetta habe ich ihre Tasse Kaffee sowie ein Glas Wasser serviert und mir selbst einen Espresso.

»Hast du etwas von Charlotte und Toni gehört?« Violetta trinkt einen Schluck. »Ich hoffe, es geht ihnen gut.«

»Ja, ab nächster Woche kehren wir zum Normalbetrieb zurück. Dann serviert dir Toni wieder deinen Kaffee.«

»Das freut mich. Dich werde ich doch hoffentlich auch hin und wieder sehen?«

»Klar, je nachdem, welche Schicht ich habe. Allerdings werde ich morgens dann drüben im Café sein.« Ich nippe an meinem Espresso. »In den Semesterferien arbeite ich so viel wie möglich.

Wenn die Vorlesungen wieder starten, muss ich schauen, wie Stundenplan und Öffnungszeiten zusammenpassen.«

»Was studierst du?« Sie beugt sich leicht nach vorn, legt ihre Hände flach auf den Tisch und sieht mich aufmerksam an.

»Bewegungswissenschaft. Nach den Semesterferien starte ich mit meiner Bachelorarbeit, danach hänge ich den Master dran.« Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück. »Ich hatte erst überlegt, den Sommer über an der Nord- oder Ostsee als Rettungsschwimmer zu arbeiten. Aber jetzt bin ich sehr happy, dass ich meinen Job hier weiterhin neben der Uni machen kann.«

»Ich liebe das Meer«, schwärmt Violetta. »Für dich ist es natürlich praktisch, dass du Arbeit und Studium so gut vereinbaren kannst. Und dein kleiner Bruder hat Schulferien? Macht ihr etwas zusammen?«

Unwillkürlich versteife ich mich. »Nein.« Ich verschränke die Arme vor der Brust. »Ich arbeite. Seine Mutter hat frei.«

Violetta nickt, greift nach ihrem Wasserglas und trinkt. Die einsetzende Stille ist mir unangenehm. Ich will etwas Unverfängliches sagen, nur was? Stattdessen schiebt sich das Bild von Ole mit seinen tränengefüllten Augen in meinen Kopf. Ich nehme einen Schluck Espresso und richte den Blick in die Ferne. Ein Fehler. Stella ist auf dem Weg zum Café. Ihre rote Lockenmähne fällt offen über ihre Schultern, die weiße Bluse mit der orangefarbenen Stickerei am runden Ausschnitt und die taubenblaue Hose hatte sie bei unserem ersten Aufeinandertreffen beim Vorstellungsgespräch an. Sie sieht zu mir, wird langsamer, als würde sie überlegen, ob sie rüberkommen soll. Dann streicht sie eine Haarsträhne hinters Ohr, fasst sich, wie so oft, an ihre Halskette mit den zwei silbernen Sternen. Schnell schaue ich weg, bücke mich und streichle Herrn Schröder.

»Morton«, Violettas Stimme ist wie eine sanfte eindringliche Einladung. »Erzähle mir, was dich so bewegt.«

Ich schüttle den Kopf. Mein ganzer Körper spannt sich an. Eine innere Stimme flüstert mir zu, dass ich Violettas Angebot annehmen soll, weil es mir guttun würde.

»Du bist unglücklich«, redet sie weiter. »Ich werde dir zuhören, ohne zu urteilen.«

Dem kleinen Morton in mir drücken Tränen in den Augen. Er will sich ausweinen und trösten lassen. Der große Bruder Morton ist traurig, weil er glaubt, niemanden mehr zu haben. Der erwachsene Morton will aufspringen, Stella hinterherlaufen und sie in seine Arme ziehen. Und ich? Ich drücke mir Zeigefinger und Daumen an die Nasenwurzel und richte mich auf.

Alles um mich herum blende ich aus, sehe nur Violetta. Ihre blauen Augen mustern mich interessiert, auffordernd. Zugleich strahlen sie Ruhe und Wärme aus. Auf ihren schmalen kirschrot geschminkten Lippen liegt ein leichtes wissendes Lächeln. Eine natürliche Würde umhüllt die alte Dame – plötzlich bekommt das Wort *schön* eine völlig neue Bedeutung für mich. Selbst der makelloste Körper bleibt nicht mehr als eine Hülle, wenn die innere Schönheit fehlt. Wie bei mir: Außen hui, innen ... pfui? *Quatsch*, widerspricht eine Stimme in mir, doch sie ist zu leise, als dass sie meine Selbstverachtung ausräumen könnte. In jedem Fall setzt sich irgendetwas in Gang, denn wie von selbst erzähle ich Violetta: »Meine Mutter hat wieder Kontakt zu Oles Vater. Sie hat ihm von seinem Sohn erzählt. Er will ihn kennenlernen.« Ich beiße mir in die Wange, weil die Wut darüber wieder aufwallt.

»Du bist dagegen?«, Violetta lehnt sich zurück, faltet ihre Hände vor ihrem Bauch.

»Jep.« Mit den Fingern trommle ich auf meinen Oberschenkel.

»Weil Ole ein sehr begeisterungsfähiges Kind ist. Er liebt bedingungslos.«

»Du willst ihn beschützen.« Sie sagt es so, als wenn es für sie klar und eindeutig wäre.

»Ja, ich möchte ihm das ersparen, was ich als Kind erleben musste. Dass der geliebte Vater auf einmal weg ist. Meine Mutter hat mich angelogen. Sie hat behauptet, er wäre verreist und würde bald wiederkommen.« Die Worte sprudeln wütend aus mir heraus. »Von wegen.« Ich schnaube. »Sie hat dazu beigetragen, dass er abgehauen ist.«

Violetta schweigt und sieht mich an, als würde sie in mich reinschauen.

Ich hole tief Luft: »Jedenfalls möchte ich nicht, dass Ole enttäuscht wird. Selbst wenn sich seine Mutter und sein Vater wieder annähern«, es klingt hölzern in meinen Ohren, aber *poppen* will ich gegenüber Violetta nicht sagen. »Was, wenn es in die Brüche geht, wovon man bei Steffi ausgehen muss?«

»Interessante Frage«, Violetta fasst sich ans Kinn, »lass uns das doch mal gedanklich durchspielen. Ich hatte dir ja erzählt, dass ich nur zu gern in Rollen schlüpfte. Versuch du es mal. Nur gedanklich. Mal angenommen, du hättest einen Sohn. Von seiner Existenz wusstest du nichts. Erst als er sieben Jahre alt ist, lernst du ihn kennen. Ihr versteht euch gut. Der Kleine ist bezaubernd. Er schließt dich schnell ins Herz. Und du ihn.«

»Mmpf«, brumme ich missmutig.

»Doch es stellt sich heraus, dass die Liebe oder die Leidenschaft, das, was dich und die Mutter deines Sohnes mal verbunden hat, erloschen ist. Das merkt ihr beide. Würdest du dann nicht alles tun, um trotzdem weiterhin deinem Sohn ein guter Vater zu sein?«

Ich schlucke, einmal, zweimal.

»Nur weil es dir so ergangen ist, bedeutet es nicht, dass deinem Bruder ein ähnliches Schicksal widerfährt. Im Gegenteil. Er hat die Chance, den Vater zu gewinnen, den du verloren hast.«

Mein Magen verknotet sich, mein Herz zieht sich zusammen und hinter meinen Augen drückt und brennt es.

»Vielleicht wollte deine Mutter dich damals genauso beschützen, wie du heute deinen Bruder.«

»Sie hat mich angelogen«, flüstere ich mit erstickter Stimme.

»Das war ein Fehler. Doch die Person, die dich – und deine Mutter – zurückgelassen hat, war dein Vater. Sie ist geblieben. Bei dir.«

Die Worte dringen in mein Ohr, doch alles in mir wehrt sich gegen sie. Mit den Händen reibe ich übers Gesicht.

Sanft spricht Violetta weiter. »Ich verstehe deinen Schmerz, deine Verletztheit. Deine Wut. Als Kind hätte ich mich vermutlich gefragt, ob ich überhaupt liebenswert bin, denn sonst wäre mein Vater doch bei mir geblieben.«

Mehr halte ich nicht aus. Ich springe auf, laufe den Weg entlang. Renne, renne schneller und noch schneller, bis mir die Luft ausgeht. Bis ich mich auf den Rasen am Uferrand sacken lassen, die Beine aufstelle. Meinen Kopf lege ich auf die Knie, umfasse sie, gebe mich dem Schmerz und den unterdrückten Tränen hin.

# Kapitel 55

## *Stella*

Was ist denn mit Morton los? Er kann unmöglich Violetta Mangold einfach sitzenlassen. Irgendetwas muss passiert sein. Unruhe breitet sich in mir aus. Ich werfe den Wischlappen in den Eimer, lasse ihn draußen auf einem der Tische stehen, schließe die Eingangstür ab und gehe rüber. Violetta winkt mir zu. Herr Schröder scharwenzelt um meine Beine, flüchtig streichle ich ihn.

»Hallo, Stella.« Sie lächelt mir zu.

»Frau Mangold, ist alles in Ordnung?« Sorgenvoll sehe ich erst sie an, dann in die Richtung, in die Morton davongelaufen ist.

»Ich schätze schon.« Sie steht auf. »Und sag bitte Du zu mir.«

»Was ist mit Morton?« Ein panischer Unterton schwingt in meiner Stimme mit.

»Er braucht einen Moment für sich.« Sie mustert mich eindringlich. »Er bedeutet dir viel.«

*Ja*, will ich laut ausrufen. Viel zu viel. Alles. Ich taste nach den zwei Sternen an meiner Halskette. Ehe mich meine Gefühle übermannen, nicke ich nur. »Ich muss gleich das Café öffnen. Darf ich dir noch etwas bringen?«

»Das ist lieb, Stella, aber nein.« Sie nestelt aus ihrer Handtasche einen Zehneuroschein heraus, schiebt ihn mir über den Tisch entgegen. »Das passt so.«

Ich stopfe das Geld in meine Hosentasche. »Danke, Violetta. Entschuldige bitte die Umstände.«

»Da gibt es nichts zu entschuldigen.« Sie stützt sich auf ihren Gehstock. »Ich bin mir sicher, dass Morton in den nächsten fünfzehn Minuten wieder auftaucht. Lass ihm Zeit. Komm, Herr Schröder. Bis morgen!« Sie hebt eine Hand zum Gruß.

Verdattert schaue ich ihnen nach, stelle das Geschirr zusammen und nehme es mit zum Café. Die Sorge um Morton bleibt, während ich die restlichen Tische und Bänke auf der Terrasse abwische. Alle naslang scanne ich die Umgebung nach ihm ab. Kurz vor zehn fülle ich schnell die Take-away-Theke auf. Als ich wieder zum *Gelati-Express* schaue, nehme ich erleichtert das geöffnete Verkaufsfenster wahr. Morton ist zurück. Mir fällt ein Stein vom Herzen.

Normalerweise nimmt die Besucherfrequenz erst um die Mittagszeit zu, doch heute ist für einen Sonntagmorgen ungewöhnlich viel los. Zeitweise muss ich den Take-away schließen und entschuldige mich bei den Café-Gästen für längere Wartezeiten. In der Küche stapelt sich das Geschirr. Ich bin verschwitzt und versuche verzweifelt, den Überblick zu behalten.

»Wie lange dauert das denn noch!«, höre ich vom Take-away-Bereich. Die schnarrige Stimme weckt ungute Erinnerungen. Die Person dazu macht es schlimmer. Verdammst, diese Sandy hat mir gerade noch gefehlt. Kann sie nicht lesen? *Momentan geschlossen* steht in Großbuchstaben auf dem Schild auf der Theke. Ich pflanze mir ein falsches Lächeln ins Gesicht.

»Es tut mir leid. Der Take-away ist momentan geschlossen.«

Mit der Hand deute ich auf das Schild. Diese Sandy macht ein genervtes Gesicht, verdreht die Augen, zieht die obere lilage-schminkte Schlauchbootlippe nach oben.

»Das Café ist offen, da darf ich wohl erwarten, bedient zu werden«, erwidert sie herablassend und in einer Lautstärke, dass einige Gäste sich umdrehen.

Verschwinde doch einfach, du blöde Zicke. Mein Lächeln wird krampfhaft. »Sorry, ich bin heute allein, es ist viel los. Du kannst dich gern an einen der Tische dazusetzen, wo Platz ist.«

»Auf gar keinen Fall, bin ich denn verrückt? Wenn du wieder dein Geschirr nicht im Griff hast ... Am Ende zerschneiden die Scherben mein Gesicht«, ruft sie laut aus.

Mein Puls geht auf hundertachtzig, böse Worte liegen mir auf der Zunge. Bevor sie aus mir herausplatzen, sage ich nur: »Alternativ gibt es Coffee und ice cream to go drüben im *Gelati-Express*, allerdings nicht vegan.« Ich wende mich ab. Vor unterdrückter Wut zittern meine Hände, als ich mit den Kassenzetteln und dem Kartenlesegerät zum Kassieren hinausgehe. Im Augenwinkel bekomme ich mit, dass Sandy davonstößelt, immerhin in die andere Richtung als zu Morton. Doch meine innere Anspannung bleibt.

Eine halbe Stunde später taucht Cara auf.

»Hilfe naht!«, ruft sie mir zwischen Tür und Angel zu. Ich ziehe eine erleichterte Grimasse, trage das Tablett nach draußen, um Eis, Kaffee und Kuchen zu servieren.

Wir teilen uns auf: Ich kümmere mich um den Service, Cara stellt die Bestellungen zusammen. Schnell finden wir einen guten Rhythmus, sodass wir das *Geschlossen*-Schild im Take-away wieder wegnehmen können. Als ich draußen Geschirr abräume, entdecke ich Charlotte und Toni am *Gelati-Express*.

Ich werfe einen Blick auf meine Uhr, schon elf Uhr dreißig. In einer halben Stunde muss ich los. Rosa habe ich versprochen, dass ich spätestens um dreizehn Uhr zu Hause bin.

Toni steigt in den Eiswagen. Charlotte steuert auf das Café zu. Und Morton? Bleibt er im Eiswagen? Hoffentlich. Hoffentlich nicht. Mir entwischt ein Kaffeelöffel, ein Klirren ertönt, als er auf den Boden fällt. Schnell bücke ich mich und hebe ihn auf. *Konzentriere dich*, ermahne ich mich. Selbst wenn Morton überkommt, hätte ich keine Zeit, mit ihm zu reden. Davon mal abgesehen, dass er vermutlich keinen Gesprächsbedarf hat. Zumindest nicht mit mir. Unwillkürlich muss ich an diese Sandy denken. Warum ist sie vorhin nicht gleich zu Morton stolzisiert? Will sie mir mit Absicht Schwierigkeiten machen?

Charlotte löst mich ab. Ich bin k. o., hole mir eine kalte Cola aus der Küche, geselle mich zu Cara hinter den Kuchentresen und leere die Flasche in drei Zügen.

»Die hast du dir mehr als verdient.« Cara wischt sich mit einer Serviette über die Stirn. »Was ist nur heute los? Ist in der Stadt irgendeine Veranstaltung?«

»Keine Ahnung.« Ich drehe die Flasche zwischen den Fingern. »Vielleicht ...« Ich verstumme, denn Morton kommt herein. Seine Miene ist undurchdringlich. Die Augenbrauen sind leicht hochgezogen, das Kinn vorgeschoben. Die Lippen bilden einen schmalen Strich. Sein Blick huscht zu mir, etwas flackert in seinen Augen auf, verflüchtigt sich jedoch sofort wieder. Morton nickt Cara und mir zu und verdrückt sich in die Küche.

»Welche Laus ist ihm denn über die Leber gelaufen?« Cara sieht mich prüfend an und fragt leise: »Ist alles in Ordnung zwischen euch beiden?«

Ich zucke mit den Schultern und weiche einer Antwort aus.

»Ich muss los.« Kurz überlege ich, die leere Flasche einfach auf dem Tresen stehen zu lassen, statt sie in die Küche zum Leergut zu bringen. Einfach, um Morton aus dem Weg zu gehen. So ein Unsinn, wir sind erwachsene Menschen, basta. Ich drücke die Tür auf. Morton steht mit dem Rücken zu mir am Spülbecken und wäscht ab. In den Ohren hat er Kopfhörer. Der Metal-Sound dringt bis zu mir durch. Morton bemerkt mich nicht. Ich stelle die Flasche in den Kasten und mache mich auf den Weg nach Hause.

Rosalina hat mir einen Zettel mit Tagespflege-Angeboten für Demenzkranke übergeben. »Schau dir die mal im Internet an. Wir sollten dann Termine machen und uns die Einrichtungen anschauen.« Sie meint es ernst und hat ja recht. Nur fällt es mir so schwer, diesen Schritt zu gehen. Es ist, als würde damit der Abschied für immer ein Stück näher rücken.

Ich setze mich mit meinem Laptop auf die schattige Terrasse. Oma ist in ihrem Liegestuhl eingeschlummert. Ihre Hände hat sie auf dem Bauch gefaltet. Leises Schnarchen erklingt neben dem Gezwitscher von Döskopp. Sein Käfig steht auf dem Gartentisch. Am liebsten würde ich auch die Augen schließen und ein bisschen vor mich hindösen, die Gedanken einfach in den blauen Himmel ziehen lassen. Stattdessen google ich die Adressen und sehe mir die Websites an. Zwei Einrichtungen liegen in Rahlstedt, die anderen sind etwas weiter weg. Vom Tagesablauf ähneln sich die Angebote. Alle bieten vielfältige Aktivitäten, Spaziergänge, Spiele, Gedächtnistraining, gemeinsame Mahlzeiten. Kurz flackert mir der Gedanke auf, dass Oma im Hinblick auf ihre Demenz vielleicht sogar besser betreut werden würde als jetzt. Rosalina und ich tun unser Bestes, um Oma im Alltag mitzunehmen, ihr zu helfen und eine gewisse Normalität

zu ermöglichen. In so einer Einrichtung arbeiten Fachkräfte, die sich mit ihrer Erkrankung auskennen. Dort haben sie sicher andere Möglichkeiten, den Tag für die Gäste zu gestalten.

Drei Websites füge ich zu den Favoriten hinzu und markiere sie mit einem Häkchen auf Rosalinas Zettel. Unzählige Fragezeichen gehen mir durch den Kopf: Wie teuer wird das? Wie sind die Öffnungszeiten? Wenn am Nachmittag bereits Schluss ist, wie organisiere ich die Anschlussbetreuung? Ich seufze. Dann schreibe ich die Fragen auf die Rückseite deszettels. Müde klappe ich meinen Laptop zu, gönne mir eine Pause und schließe die Augen. Nur für einen Moment.

Als ich sie wieder öffne, ist die Sonne ein ganzes Stück weitergewandert. Ich muss eingeschlafen sein. Omas Stuhl ist leer. Mein Herzschlag beschleunigt sich. Ich springe auf, laufe durch den Garten, finde sie jedoch nicht.

»Oma?«, rufe ich laut. Panisch haste ich nach drinnen. »Oma? Wo bist du?«

Das ganze Haus suche ich ab, rufe nach ihr. Oma bleibt verschwunden. Als ich aus dem Küchenfenster schaue, sehe ich, dass die Gartenpforte offen steht. Oh nein! Wenn Oma auf die Straße gelaufen ist ... Meine Gedanken überschlagen sich. Mit einem Rums fällt die Haustür hinter mir ins Schloss.

»Oma? Oma!« Niemand reagiert auf mein Rufen. Ich renne zur Hauptstraße. Schaue links, rechts – und dann entdecke ich sie. Sie sitzt auf der Bank im Wartehäuschen der Bushaltestelle. Tränen der Erleichterung schießen mir in die Augen.

»Oma, was machst du denn? Du kannst doch nicht einfach so weglaufen! Wo willst du denn hin?« Aufgelöst rede ich auf sie ein.

Oma blinzelt mich verständnislos an. »Stella, warum weinst du denn?«

»Ich habe dich gesucht.« Mit den Fingern wische ich mir die Tränen weg.

»Ich wollte ...« Sie kratzt sich am Kopf. »Zum Eiscafé, beim Abwaschen helfen. Aber du bist ja hier. Du arbeitest heute Nachmittag nicht.«

Weitere Tränen sammeln sich in meinen Augen. »Genau, ich habe heute Nachmittag frei.« Ich schniefe, krame ein Taschentuch aus meiner Hosentasche hervor und schnäuze mir die Nase. »Lass uns nach Hause gehen. Wir machen uns einen Eistee und spielen etwas. Okay?«

»Wenn du möchtest, gern. Der Abwasch läuft nicht davon.« Oma lacht, hakt sich bei mir unter.

Ich bin fix und fertig.

## Kapitel 56

### *Morton*

Der Kopf dröhnt, die Beine sind schwer wie Blei, die Muskeln sind verkrampft, als hätte ich mir eine fette Grippe eingefangen. Wem will ich was vormachen? Ich liege zwar wie krank in meinem Bett, aber eine Grippe habe ich nicht. Violetta hat etwas in mir aufgerissen. Jetzt liegt die Wunde, die ich bisher mit Pflastern aus Wut und Schuldzuweisungen zugeklebt habe, offen da. Sie schmerzt, brennt wie die Hölle. Doch eines ist mir bewusst geworden: Die bisherigen Pflaster halten nicht mehr.

Noch nie war ich so froh über einen freien Tag. Ich werfe mir eine Schmerztablette ein, setze die Wasserflasche an und trinke sie bis zur Hälfte leer. Dann lege ich mich wieder ins Bett, ziehe die Decke bis zum Hals. Violettas Worte gehen mir wieder und wieder durch den Kopf. Ole hat die Chance, einen Vater zu gewinnen, den ich damals verloren habe. Ich sollte mich für meinen kleinen Bruder freuen, für ihn da sein. Verdammte, warum verkrampft mein Körper allein bei dem Gedanken daran? Ja, ich will Ole beschützen, vor Enttäuschungen bewahren. Ich möchte, dass er glücklich ist. Er soll wissen, dass er geliebt wird. All das, was ich nicht hatte.

Tränen drücken in meinen Augen. Ich dränge sie zurück. Wo kommen sie nur her? Gestern sind sie doch schon reichlich geflossen. Emotional erschöpft döse ich ein und wache erst am späten Nachmittag wieder auf.

Ich reibe mir über das Gesicht, greife nach meinem Handy, das auf dem Nachttisch liegt. Eine neue Sprachnachricht wird mir im Bärenbrüderchat angezeigt. Ich stelle den Ton an und höre sie ab.

*Das war so cool, ich war im Klettergarten mit Mama und Daniel. Das ist mein Papa. Er hat aber gesagt, dass ich so nicht zu ihm sagen muss, wenn ich das nicht will. Weil ich ihn doch jetzt erst kenne. Und er hat gesagt, dass er sich freut. Und bald machen wir wieder was zusammen. Und ich bin ganz weit hochgeklettert. Mama nicht, weil sie Angst hatte. Aber sie hat auch gelacht. Vorher war sie traurig, weil«, er stockt, »weil wegen eurer unterschiedlichen Meinungen. Trotzdem will ich dich bald wieder besuchen und Eis essen und mit Dottie Handstand üben. War Hannah mal wieder da? Tschüss, Morton!*

Jedes begeisterte Wort brennt sich in meine offene Wunde. Der Schmerz flammt wieder auf. Es ist jetzt weniger die Sorge um meinen Bruder, sondern vielmehr meine irrationale Angst, ihn zu verlieren. An seinen Vater. *Was für ein Schwachsinn*, schimpfe ich mich selbst. In Oles großem Herzen wird es immer einen Platz für mich geben, davon bin ich überzeugt. Dennoch bleibt das Gefühl, allein zu sein. Da hilft auch keine weitere Schmerztablette.

Das Handy werfe ich neben mir auf die Matratze, schließe die Augen, finde jedoch keine Ruhe, greife wieder zum Handy, um Ole zu antworten. Er soll nichts davon mitbekommen, wie es momentan in mir aussieht.

Ich räuspere mich, nehme eine Sprachnachricht auf: *Hey, Kleiner, das hört sich cool an. Klar kannst du mich mal wieder besuchen.*

*Hannah war gestern nicht da. Bis dann, hab dich lieb.* Ohne weiter darüber nachzudenken, sende ich sie ab.

Fünfzehn Minuten später kommt eine Antwort: *Ich bin nicht klein, ich bin schon sieben, hab dich auch lieb.* Zum Schluss ertönt ein schmatzendes Geräusch. Unwillkürlich schleicht sich ein Lächeln auf meine Lippen und ein warmer Umschlag legt sich auf meine Wunde.

Nachdem ich mehr als den halben Tag im Bett verbracht habe, raffe ich mich auf, packe meine Tasche und fahre ins Schwimmbad. Mit einem Kopfsprung vom Startblock tauche ich ins Wasser, kraule los, lege einen Sprint über fünfzig Meter ein. Die nächsten zwei Bahnen schwimme ich im gedrosselten Tempo weiter. Danach folgt der nächste Sprint und so ziehe ich es weiter durch. Bei jedem Sprint strengte ich mich mehr an, peitsche meinen Kreislauf hoch, bringe mich an meine Grenzen. Mein Herz pocht schnell, die Muskeln sind angespannt, ihre Kraft schieben das Wasser und meine Trübseligkeit beiseite, treiben mich vorwärts. Bahn um Bahn schwimme ich mich frei. Als ich nach einer Stunde den ersten Krampf im Fuß habe, stoppe ich mein intensives Programm, schwimme mich noch zehn Minuten aus und steige erschöpft, aber innerlich ausgeglichener aus dem Becken.

Zu Hause falle ich ins Bett, schaue mir auf dem Tablet eine Dokumentation über das Leben deutscher Auswanderfamilien in Schweden an. Sie zeigen wunderschöne Landschaften, Fjorde, Wildnis, Großstädte. Ob dort irgendwo mein Vater lebt? Oder ist er in ein anderes Land gezogen? Ob er sich an mich erinnert? Warum hat er sich nie gemeldet? Mit diesen Fragen im Kopf schlafe ich ein.

Das Wasser umspielt meine nackten Füße. Die Kälte zieht von meinen Zehen bis in die Haarspitzen. Trotzdem gehe ich weiter. Schritt für Schritt. Bis mir das Wasser an den Bauch schwappt. Die Hände strecke ich über den Kopf, mache einen Sprung, tauche ins Meer ein und schwimme los. Zug um Zug bringt mich näher zum Ziel. Ein Ziel, von dem ich keine Ahnung habe, wo es liegt, wie weit es ist. Ich weiß, dass ich mir meine Kräfte einteilen muss, wenn ich es schaffen will. Schon nach kurzer Zeit werden meine Arme und Beine schwer wie Blei, platschen laut auf die Oberfläche, statt durchs Wasser zu gleiten. Ich komme kaum vom Fleck, stoppe, finde keinen Boden unter den Füßen. Ich stramble mit den Beinen, rudere mit den Armen, um meinen Kopf über Wasser zu halten. Verdammt, ich kann doch schwimmen! Ich kann schwimmen, ich kann ... Gurgelnd schwappt Wasser über meinen Kopf. Panisch strengte ich mich mehr an, japse nach Luft, huste. »Papa, wo bist du? Hilf mir!«, schreie ich heiser. Meine Stimme hört sich kindlich an. Erneut werde ich von einer Welle erfasst und gehe unter. »Papa, Hilfe! Lass mich nicht allein!«

Salzwasser brennt in meiner Lunge.

»Morton, Morton!« Ich höre dumpf eine helle Stimme voller Angst, bevor ich erneut untertauche. Hände packen mich, ziehen mich zurück an die Wasseroberfläche. Umschließen mich, halten mich.

»Warum schwimmst du so weit raus? Mein Schatz, ich hatte solche Angst um dich«, sagt meine Mutter, presst mich fest an sich. Ich blinzle. Tränen laufen über ihr Gesicht, vermengen sich mit meinen.

Ein tiefes Schluchzen weckt mich auf. Kommt es von mir? Mit den Fingern wische ich mir über die nassen Wangen. Was für ein Alptraum. Ich setze mich auf, knipse das Licht an.

Sämtliche Muskeln tun mir weh. Als mein Puls wieder ruhiger schlägt, das Zittern der Hände nachgelassen hat, stehe ich auf, hole mir eine Flasche Wasser aus der Küche und trinke sie in einem Zug halb leer. Warum hat mein Vater mich ... uns damals verlassen? Die Antwort auf diese Frage kennt nur einer. Obwohl ich keine Adresse von ihm habe, ziehe ich aus der Schreibtischschublade einen Block Papier, nehme einen Stift, setze mich in mein Bett und schreibe: *Lieber Papa* – schnell streiche ich die Worte durch – beginne erneut: *Hallo Vater, ...*

# Kapitel 57

## *Stella*

Rosa hat gestern gleich Nägel mit Köpfen gemacht und bei allen drei Einrichtungen Termine für heute vereinbart. Mir wäre es lieber gewesen, nur eine am Tag anzuschauen. Warum hat Rosa es auf einmal so eilig damit? *Weil es vernünftig ist*, antworte ich mir gleich selbst. Hinter der vorgehaltenen Hand gähne ich. *Reiß dich zusammen, Stella*, ermahne ich mich, unterdrücke ein erneutes Gähnen. Der gestrige Arbeitstag war wieder superanstrengend. Morton hatte frei.

Er war es auch, der mich in der Nacht vom Schlafen abgehalten hat. Mein Kopf hatte Mühe, abzuschalten. Wie eine festgefahrene Festplatte hing ich den Fragen nach, wie es wohl Morton geht und was eigentlich los war.

Ich hätte gestern Violetta fragen sollen, wollte jedoch das Wiedersehen zwischen Toni, Herrn Schröder und ihr nicht stören. Darüber hinaus beschäftigt mich die Frage, was Morton am Freitagabend mit dieser Sandy getrieben hat. Ich glaube kaum, dass er mit ihr rumgemacht hat. Das hätte sie mir doch brühwarm auf die Take-away-Theke geschmiert. Sie wäre zu ihm gegangen und hätte demonstrativ mit ihm geflirtet. War

es das jetzt mit Morton und mir? Kurz und intensiv. Oder vermisst er meine Nähe genauso wie ich seine?

Ach, was zerbreche ich mir überhaupt darüber den Kopf. *Mmpf*, macht die Teenager-Stella beleidigt und schmolzt. Ich sollte froh sein, dass sie Ruhe gegeben hat. Doch ich vermisse sie. Mit ihr fühle ich mich lebendiger, impulsiver, glücklicher.

»Frau Sommerfels, haben Sie Fragen?« Frau Carstensen, eine fröhliche Mittvierzigerin, hat uns herumgeführt und alles gezeigt, jetzt deutet sie auf eine Sitzecke. Rosa und ich nehmen auf dem Zweisitzer Platz, Frau Carstensen setzt sich uns gegenüber in den Sessel. Oma durfte sich zu den anderen Tagesgästen gesellen und an der Sitzgymnastik teilnehmen.

Rosa stößt mich mit dem Ellbogen an.

»Ähm«, mache ich. »Was sagten Sie, in welcher Zeit die Gäste betreut werden?«

»Um neun Uhr starten wir mit einem gemeinsamen Frühstück. Das gemeinsame Kaffeetrinken bildet den Abschluss, sodass unsere Gäste ab fünfzehn Uhr wieder nach Hause zurückkehren.«

»Fünfzehn Uhr?«, flüstere ich ungläubig. »Das haut ja vorn und hinten nicht hin.«

»Ich bin doch auch noch da.« Beruhigend drückt Rosa meine Hand.

»Ja, was ist mit dem Sicherheitsnetz? Wie soll das funktionieren, wenn es von Anfang an Löcher hat?« Ich presse die Lippen aufeinander und schlucke das Wort *Schnapsidee* wieder herunter.

»Es bestehen verschiedene Möglichkeiten, wie Sie Betreuungslücken schließen können«, erwidert Frau Carstensen geduldig. »Haben Sie bereits eine Pflegeberatung in Erwägung gezogen? Die Pflegestützpunkte beraten und unterstützen Sie in allen Fragen rund um die Pflege.«

Ich schüttele den Kopf. Sie zieht einen Flyer aus einem der Dispenser auf dem Tisch. »Wenn Sie Ihre Großmutter bei uns anmelden möchten, machen wir Ihnen eine Aufstellung der Kosten. Die Pflegekasse übernimmt einen Anteil. Er richtet sich nach dem Pflegegrad. Alle Informationen zum weiteren Vorgehen finden Sie in diesem Flyer.«

»Danke, das schauen wir uns gern an.« Rosa nimmt den Flyer entgegen.

»Wenn Sie unterdessen weitere Fragen haben, melden Sie sich gern.« Frau Carstensen steht auf. Ich erhebe mich, Rosa ebenso. Frau Carstensen reicht mir die Hand. »Frau Sommerfels, es hat mich gefreut. Gern würden wir Ihre Großmutter bei uns willkommen heißen.« Danach verabschiedet sie sich von Rosa per Händedruck. Wir holen Oma ab und fahren mit dem Bus nach Hause.

Oma, Rosa und ich sitzen in der Küche am Tisch beim Abendbrot.

»Wie hat es dir heute gefallen, Dottie?«, erkundigt sich Rosa.

»Die waren alle sehr nett. Stell dir vor, ich durfte sogar um den Stuhl tanzen.« Sie lacht.

»Könntest du dir vorstellen, dort hinzugehen?«, bohrt Rosa weiter nach.

»Schon, aber wer soll denn dann das Geschirr spülen?« Omas Blick wechselt unruhig von mir zu Rosa, dann zum Abwaschbecken.

»Dafür finden wir eine Lösung«, werfe ich schnell ein. »Du könntest erst mal mit einem oder zwei Tagen in der Woche starten. Am Nachmittag bist du wieder zu Hause.«

Rein vom Verstand aus gesehen, wäre das optimal. Oma wäre gut betreut, Rosa kann ihre Stundenanzahl reduzieren. Ich müsste mir Job und Studium entsprechend einrichten. Charlotte

ist sicher einverstanden, wenn ich einen oder zwei halbe fixe freie Tage in der Woche haben möchte, damit ich Oma abholen kann. Das klingt alles logisch und machbar. Wäre da nur nicht dieses blöde Gefühl, dass ich Oma abschiebe. Nachdenklich greife ich an die beiden Sterne an meiner Halskette. Wie schön wäre es, wenn ich jetzt mit jemandem reden könnte. Mama ist tot, Rosa ist in der Sache zu nah dran und Morton spricht nicht mehr mit mir. Okay, jammern bringt nichts. Entscheidungen müssen getroffen werden.

»In Ordnung.« Ich lege die Hände offen auf den Tisch. »Oma, wo hast du dich am wohlsten gefühlt?«

»Da, wo wir ganz zum Schluss waren.« Sie nickt bekräftigend.

»Ja, das wäre auch mein Favorit«, ergänzt Rosa. Sie tätschelt meine Hand. »Und du, Liebes? Ich weiß, dass es dir schwerfällt, aber es ist die beste Lösung. Vertraue mir.«

Ich ringe mir ein zuversichtliches Lächeln ab. »Alle drei fand ich in Ordnung. In der dritten wurde Oma gleich herzlich in der Gruppe begrüßt und es ist euer Favorit. Dann melden wir dich dort an.« Mein Stuhl scharrt, als ich aufstehe, hinter Oma trete und sie umarme. Sie legt ihre Hände auf meine Unterarme, schmiegt ihren Kopf an mich.

»Mir wird es dort gut gehen«, sagt sie überzeugt.

»In dem Flyer, den uns Frau Carstensen mitgegeben hat, steht drin, wie wir weiter vorgehen müssen. Ich unterstütze dich bei den Formalitäten«, erklärt Rosa und stellt das Geschirr zusammen.

»Gut, so machen wir es.« Ich unterdrücke ein tiefes Seufzen.

Seit einer Stunde liege ich wach im Bett. Ich sollte schlafen. Morgen arbeite ich und sehe Morton wieder. Was mir Vorfreude und Bauchschmerzen zugleich bereitet. Mein Handy, das

auf meinem Schreibtisch liegt, leuchtet auf. Ich habe wohl vergessen, es in den Flugmodus zu schalten. Nun denn, wenn ich sowieso wach bin – ich stehe auf und nehme es mit ins Bett. Eine Nachricht im Eisliebe-Chat von Charlotte: *Tausendmal sorry, aber meine Ma ist am Durchdrehen. Toni und ich müssen morgen nochmals zur Bestattungsfirma, zur Kirche und zum Restaurant, um das Chaos wieder in Ordnung zu bringen. Stella, kannst du morgen auch schon um zehn Uhr anfangen?* LG TuC.

Oh je, die arme Charlotte. So gern ich ihr helfen möchte, es klappt leider nicht. *Ich kann erst ab zwölf Uhr. Rosa hat am Vormittag einen Arzttermin. Tut mir leid.* Klar, meine Chefin wäre sicher einverstanden, wenn Oma einfach mitkommen würde. Aber erstens müsste Rosa sie dann im Café abholen, zweitens hat sie von heute viele Eindrücke zu verarbeiten, da wird ihr ein ruhigerer Tag guttun.

*Kein Problem, die zwei Stunden schaffe ich, ploppt eine Nachricht von Morton auf. Also entweder Café oder Gelati-Express.*

Prompt beschleunigt sich mein Herzschlag allein durch die Vorstellung, dass er in diesem Moment wie ich das Handy in der Hand hält und in diesem Chat schreibt.

*Café, danke. Bis morgen und gute Nacht,* antwortet Charlotte.

Zwei Tage habe ich Morton nicht gesehen. Auch wenn er zu mir auf Distanz gegangen ist, so freue ich mich auf seine Anwesenheit. Mir kommt eine Idee. Meine Teenager-Version erwacht aus ihrem Schmollmodus. Ich verfluche mich selbst.

Statt das Handy wegzulegen, gehe ich in den Playstore, suche nach Instagram und installiere die App. Dann recherchiere ich im Internet, wie man einen Account anlegt. Eine Viertelstunde später gebe ich in das Suchfeld von Instagram *Morton Olsson* ein. Am Profilfoto erkenne ich ihn auf einen Blick, tippe auf das Bild. Der letzte Beitrag ist von gestern: Morton, der sein eigenes

Spiegelbild fotografiert hat. Über der Schulter hängt der Gurt einer schwarzen Sporttasche. Mit einer Hand fährt er durch seine nassen Haare. Die andere hält das Handy. Er trägt ein weitgeschnittenes dunkelblaues T-Shirt, dazu knielange Sportshorts und Badelatschen in der gleichen Farbe. *Bei mir stand heute Training an. Tat gut, den Kopf frei zu schwimmen. Wie geht es euch?*, steht unter dem Bild.

Im Kopfkino male ich mir aus, wie Morton vor mir steht, das T-Shirt über den Kopf zieht, sich seiner Shorts und der Schlappen entledigt. Ich beiße mir auf die Unterlippe, erinnere mich an seinen Mund, seine Hände auf mir und ihn in mir. Oh Mann, ich bin hoffnungslos verloren. Mein Zeigefinger schwebt über dem *Folgen*-Button. Ich hadere: Soll ich, soll ich nicht, soll ich, ...? Verdammt, ich tippe drauf, lege das Handy mit dem Display nach unten auf den Nachtschrank und ziehe mir die Bettdecke bis zu den Ohren.

# Kapitel 58

## *Morton*

Wie immer checke ich beim Frühstück meine Social-Media-Profile. In den letzten Tagen habe ich wenig Content produziert. Ein Video, wie ich aus dem Schwimmbaden steige, würde sicher besser performen als das Spiegelfselfie. Aber mir war gestern einfach nicht danach. Zwei neue Follower meldet mir die App: Georgina1975everybodysdarling, pfff, das ist bestimmt irgendein Spam-Account und Stella\_Sf. Mein Finger will schon weiter zu den Nachrichten klicken, da bemerke ich eine gewisse Aufregung in meinem Bauch. Moment mal, Stella. Stella\_Sf – ob das, nein, sicher nicht, so ein Blödsinn. Es gibt tausende, aber tausende Stellas. Ich klicke auf das Profil. Die Infos sind auf ein Minimum reduziert, der Account privat.

Allein der Vorname bewirkt, dass sich alles in mir zusammenzieht – das sollte mir zu denken geben. Es ist kein Profilbild hinterlegt. Mein Finger schwebt über dem Button *Auch folgen*, doch ich lasse es. Fans mit privatem Profil folge ich grundsätzlich nicht zurück. Zu gern wüsste ich, ob sie es ist. Ich schließe meine Augen, sehe sie vor mir. Ihre roten Locken, ihre feinen Gesichtszüge. Fühle, wie sie mich berührt, genieße es fast so,

als würden wir uns gegenüberstehen, uns in den Blicken verhaaken. Ich male mir aus, wie wir uns nähern, bis ich Stellas Atem an meinen Lippen spüre. Die minimale Distanz zu ihrem Mund überwinde ich, suche sachte Kontakt. Sie reagiert sofort, gibt sich mir hin, intensiviert unseren Kuss. Fuck! Ich raufe mir die Haare, ich hab es echt verbockt.

Toni und Charlotte brechen gerade auf, als ich mit dem Bike beim Café eintreffe.

»Hi und tschüss!« Ich hebe kurz die Hand.

»Hallo, Morton, es tut mir leid, dass du heute Vormittag allein bist. Aber ...« Meine Chefin schaut betreten zu Boden. Toni legt einen Arm um ihre Taille und zieht Charlotte an sich.

»Kein Problem, solange der Eiswagen geschlossen ist«, erwidere ich optimistisch. »Dann muss Violetta heute hier ihren Kaffee trinken.«

Toni verzieht das Gesicht zu einer Grimasse. Charlotte sieht ihn verwundert an. »Sorry, Süße, nichts gegen deinen Kaffee, aber mit meinem kann er nicht mithalten.« Er zuckt mit den Achseln. »Vielleicht schreibe ich ihr eine Nachricht?«, murmelt er, zückt schon sein Handy und tippt aufs Display. »Nur, damit sie vorgewarnt ist.« Er lächelt Charlotte schief zu.

Zum Glück war gestern endlich jemand da und hat die Spülmaschine repariert. Ich fülle die Eisbehälter im Take-away auf, wische drinnen und draußen die Tische, Stühle und Bänke feucht ab, checke die Tablets zum Aufnehmen der Bestellungen, kontrolliere die WCs und hole aus dem Lager einen Karton mit Servietten, um den Bestand wieder aufzufüllen. Die Abläufe sind inzwischen Routine.

Um Viertel vor zehn sind alle Vorbereitungen abgeschlossen.

Im Lager packe ich den Stapel Altkartons und bringe ihn nach draußen hinters Haus, wo sich die Sammeltonne befindet. Ich balanciere den Stapel auf einem Arm, öffne mit der Hand die Tonne und stutze. Zuoberst steht ein halboffener Karton. Den muss irgendjemand Fremdes hineingestellt haben, wir sammeln die Kartons immer flach zusammengelegt. Ein leises Maunzen ertönt. Habe ich richtig gehört? Mir schwant Böses. Ich lege meinen Stapel auf dem Boden ab, beuge mich in die Tonne und öffne den Karton. Oh mein Gott, das darf doch nicht wahr sein. Wer macht denn so was? Ein rotgetigertes Kätzchen schaut mich mit seinen blauen Augen an und maunzt herzzzerreißend.

»Hey, du armes kleines Ding. Was hat man dir denn angetan?«  
Wie kann man nur so herzlos sein und so ein winziges Kätzchen einfach aussetzen? Ich hebe den Karton heraus, deponiere den Stapel Altkartons in der Tonne und trage den lebenden Findling in seinem Papp-Zuhause ins Café.

Das Kätzchen kann ich unmöglich sich selbst und seinem Schicksal überlassen. Zum Glück sind keine Gäste in Sicht. Ich bringe es nach oben ins Office und mache den Karton weit auf. Wieder maunzt das Kleine kläglich. Das Fell sieht etwas zerzaust, aber weder dreckig noch verklebt aus. Vermutlich wurde es erst heute am frühen Morgen ausgesetzt. Aus der Kommode hole ich ein Duschhandtuch, setze mich auf den Schreibtischstuhl, breite es über meinem Schoß aus und hebe das Kleine vorsichtig heraus.

»Hey, du. Jetzt bist du in Sicherheit, ich beschütze dich.«  
Sanft kraule ich es. Ein leises Schnurren erklingt. »Nur leider habe ich keine Ahnung von Katzen. Bist du ein Mädchen oder ein Junge? Egal, ich nenne dich Rocky, weil du dich durchkämpfen musst. Du hast sicher Hunger.« Ich meine mich zu erinnern, dass man ihnen keine Milch geben soll. Aber von

Wasser wird Rocky nicht satt. Das Internet weiß sicher Bescheid. Ich zücke mein Handy, lese etwas von spezieller Aufzuchtmilch und Nassfutter für Katzenwelpen. Das Problem ist, dass ich erst in meiner Pause hier wegkomme.

Ob ich Stella bitte, etwas zu besorgen? Wenn sie deshalb eine halbe Stunde später hier ist, soll es mir recht sein. Hauptsache, Klein-Rocky bekommt Nahrung. Ohne zu zögern, zücke ich mein Handy, starte einen Chat mit Stella, fotografiere Rocky und schreibe dazu: *Rocky habe ich heute in der Altkartontonne gefunden. Er hat Hunger. Kannst du auf dem Weg hierher Futter für ihn organisieren und mitbringen? Es gibt Aufzuchtmilch und spezielles Futter. Geld gebe ich dir wieder. Wenn du deshalb zu spät kommst, nehme ich es auf meine Kappe. Danke. LG Morton*

Hoffentlich liest Stella die Nachricht. Mist, es ist schon kurz nach zehn. Ich muss das Café öffnen. »Was mach ich nur mit dir, Rocky?« Ich nehme das Kätzchen von meinem Schoß, stehe auf, breite das Handtuch in dem Karton aus. Der Kleine krallt sich an mir fest, sanft löse ich ihn von mir. »Komm schon, Rocky, ich lass dich nicht allein, vertraue mir.« Ich setze ihn zurück in den Karton und schiebe ihn unter den Schreibtisch. Der Kleine maunzt kläglich. Mir tut es im Herzen weh, ihn zurücklassen zu müssen.

In der Küche fülle ich eine flache Schale mit Wasser, bringe sie nach oben und stelle sie in Rockys Kiste. Er drückt sich erst in die hinterste Ecke. Als ich mit einem Finger in dem Wasser plansche, kommt er neugierig näher, schnuppert, tapst mit der Pfote rein und zuckt sie schnell wieder zurück. Erneut schnuppert er am Wasser, tippt mit der Zunge hinein und schlabbert. Was bin ich froh! Stolz trabe ich wieder nach unten, wasche ausgiebig die Hände und schließe danach die Eingangstür auf.

Violetta und Herr Schröder kommen mir entgegen. Sofort

packt mich die Erinnerung an unser Gespräch und daran, dass ich sie einfach so sitzengelassen habe.

»Hallo, Violetta, entschuldige, ich bin spät dran.«

»Morton, schön, dich zu sehen.« Sie breitet die Arme aus und zieht mich in eine herzliche Umarmung. »Geht es dir gut? Ich habe ein schlechtes Gewissen, dass ich dir bei unserem letzten Treffen so zugesetzt habe.«

»Und ich, weil ich geflüchtet bin. Das war unprofessionell«, gebe ich zu.

»Nein, Morton, das war menschlich.« Sie tätschelt meinen Oberarm. »Bringst du mir heute einen doppelten Espresso? Toni hat mich vorgewarnt.« Sie nimmt an einem der Tische Platz, Herr Schröder legt sich zu ihren Füßen.

»Ich weiß.« Ich zwinkere ihr zu. »Bringe ich sofort.«

Leider kommen auch weitere Gäste, sodass ich keine Zeit finde, mich zu ihr zu setzen.

»Du bist heute eingeladen«, sage ich ihr, als sie zahlen will.

Prompt zieht sie einen Fünfeuroschein aus ihrem Portemonnaie. »Das ist lieb gemeint und Toni hat es schon oft versucht, aber ich zahle meinen Kaffee. Keine Diskussion.« Verdattert schaue ich auf das Geld, das sie mir in die Hand drückt. Sie lächelt breit, steht auf, nimmt Herrn Schröder an die Leine. »Bis morgen, Morton.«

»Tschüss, Violetta!« Ich stecke den Schein in die Geldbörse, räume Geschirr ab und bringe es in die Küche. An der Treppe nach oben lausche ich, höre Rocky jedoch nicht. Statt froh drum zu sein, beunruhigt es mich.

Schnell husche ich ins Dachgeschoss, werfe einen Blick in die Box. Rocky hat sich in der hintersten Ecke wie eine kleine Fellkugel eingerollt. Seine Augen sind geschlossen, sein Körper hebt und senkt sich. Er schläft. Eine Welle der Zuneigung

erfasst mich und in diesem Moment entscheide ich, dass ich Rocky behalten werde. Keine Ahnung, wie ich das organisieren soll, was Katzen brauchen – aber ich werde diesem Kätzchen ein Zuhause geben.

# Kapitel 59

## *Stella*

Eine Stunde früher als erwartet steht Rosa vor der Tür.

»Sonst sitze ich immer ewig im Wartezimmer, heute war ich nach zehn Minuten dran«, berichtet sie, zieht ihre Jacke aus und hängt sie an einen der Garderobenhaken.

»Ist denn alles in Ordnung?« Ich begleite sie in die Küche. Oma hat das gesamte Besteck aus der Küchenschublade geholt, sich an den Tisch gesetzt und poliert es mit einem Tuch.

»Die Ergebnisse der Blutwerte bekomme ich erst in ein paar Tagen. Die Untersuchung ist rein zur Kontrolle.« Sie setzt sich zu Oma. »Hallo, Dottie, in dem Messer kann man sich ja spiegeln.« Sie nimmt eines hoch, hält es sich vor das Gesicht.

»Ja, das war mal wieder notwendig«, sagt Oma und greift nach dem nächsten Löffel.

»Ach, was ich vergessen hatte, heute ist Jazzabend in der Aula der Musikschule. Wir haben eine Karte übrig. Möchtest du mitkommen, Dottie? Du könntest danach bei uns im Gästezimmer schlafen, wie im letzten Jahr.« Rosa sieht erst Dottie und dann mich fragend an. »Stella hätte dann eine Nacht das Haus für sich.« Sie lächelt breit. Tja, schön wäre es. Statt mich über den

freien Abend und die Nacht zu freuen, bedrückt es mich, dass ich sie allein verbringen werde. Ich lasse mir nichts anmerken und sage: »Das wäre toll.«

»Ja, sehr gern.« Oma erhebt sich von ihrem Stuhl. »Ich packe gleich meinen Koffer.«

»Eine Tasche reicht«, erwidert Rosa. »Ich helfe dir.«

Ich schaue auf die Uhr, eigentlich muss ich erst um zwölf bei der Arbeit sein. Doch bei dem schönen Wetter ist sicher auch an einem Mittwoch gut Betrieb. Wenn ich schon losfahre, könnte ich Morton zur Hand gehen. Allerdings bin ich unsicher, wie er dazu steht. Ach, das ist auch egal.

Ob er heute schon ein Bild auf Instagram gestellt hat? Für diese Frage könnte ich mich glatt selbst beschimpfen, dennoch schnappe ich mir mein Handy, das ich auf die Küchenarbeitsplatte gelegt hatte, und stutze. Eine Nachricht von Morton. Mein Herzschlag beschleunigt sich, ein Kribbeln macht sich in mir bemerkbar. Als ich den Chat öffne, springt das Bild eines leicht struppigen rotgetigerten Kätzchens mit großen blauen Augen geradewegs in mein Herz. Ich lese seine Nachricht dazu. Oh mein Gott! Wer setzt denn so ein Wesen einfach aus? Wie abgebrüht muss man bitte sein? Sofort suche ich im Internet nach einem Laden, wo ich Tierfutter für ihn besorgen kann, schreibe mir die Adresse auf einen von Omas gelben Klebezetteln.

»Morton hat ein ausgesetztes Kätzchen gefunden. Ist es okay für euch, wenn ich schon losfahre? Der kleine Rocky hat sicher großen Hunger.« Ich halte ihnen mein Handy hin.

»Ach herrje, wie süß!« Oma legt ihre Hände an die Wangen.

»Wie herzlos muss ein Mensch sein, so ein Tier einfach sich selbst zu überlassen?«, ruft Rosa aus. »Gut, dass Morton ihn gefunden hat. Mach dich ruhig gleich auf den Weg.«

»Danke.« Ich umarme erst Oma, dann Rosa. »Viel Spaß heute Abend.«

Nach einem Abstecher in eine Tierhandlung komme ich, bepackt mit Babykatzenmilchpulver inklusive Aufzuchtflasche sowie verschiedenen Nuckelaufsätzen und Thermometer, bei der Arbeit an. Auf der Take-away-Theke steht das *Geschlossen*-Schild. Die Plätze auf der Terrasse sind zu drei Viertel belegt. Ich gehe hinein. Morton steht an der Kaffeemaschine. Die Haare wie immer perfekt gestylt, zur Jeans und Eisliebe-Schürze trägt er ein schlichtes weißes Baumwollshirt. Mein Blick verfängt sich an seinen Oberarmmuskeln, als er den Espresso auf ein großes Tablett zu weiteren Getränken stellt und es hochhebt.

»Hi, da bin ich.« Ich hebe den gefüllten Stoffbeutel an. »Rosas Termin ging schneller als erwartet. Wo ...?« Ich sehe mich um.

»Oben, Karton unter dem Schreibtisch.« Mortons Augen leuchten auf. »Danke. Ich habe leider gerade keine Zeit.« Entschuldigend zuckt er mit den Schultern.

»Ich kümmere mich und komme dann runter.« Ich nicke ihm zu und steige die Treppe ins Dachgeschoss.

Eine Dreiviertelstunde später haben Rocky und ich seine erste Trinkmahlzeit geschafft. Mit viel Geduld, ein paar Kratzern an meiner Hand und einer Rolle Küchenpapier. Jetzt liegt das kleine Wesen auf einem Handtuch in meinem Schoß und ist prompt eingeschlafen. Eines steht jetzt schon fest, der Kleine kommt sicher nicht ins Tierheim. Irgendeine Lösung wird sich finden. Vielleicht könnte er tagsüber hierbleiben? Solange er keinen Kontakt zu hygienisch heiklen Bereichen hat, dürfte das kein Problem sein. Ich meine sogar mal etwas von Katzen-Cafés gelesen zu haben. Vorsichtig lege ich ihn zurück in seinen Karton. Aus der Schreibtischschublade ziehe ich ein Blatt Papier und

einen Stift heraus, notiere Datum, Uhrzeit, Trinkmenge und wie der Kleine verdaut hat. Die Verkäuferin in der Tierhandlung hatte mir empfohlen, darüber Protokoll zu führen. In vier bis sechs Stunden ist die nächste Mahlzeit fällig.

Zu zweit bewältigen Morton und ich den heutigen Mittagspeak wie ein eingespieltes Team. Sogar den Take-away-Bereich öffnen wir wieder. Tonis Eiswagen bleibt zu.

»Etwa um siebzehn Uhr wieder«, sage ich zu Morton zwischen zwei Eisbechern und drei Latte macchiato. Ich deute mit dem Kopf in Richtung Treppe. »Alle vier bis sechs Stunden.«

»Okay.« Morton hebt den Daumen. Für weitere Worte bleibt keine Zeit. Ohne uns abzustimmen, schaut stündlich einer von uns nach Rocky.

Nach meiner Fünfzehn-Uhr-Kuschelrunde steige ich gerade wieder die Treppe herunter, da kommen Charlotte und Toni zur Tür herein. Shit, ob Morton sie über unseren Gast informiert hat? Wohl weniger, denn er stellt sich ihnen geschickt in den Weg, als sie auf die Treppe zusteuern.

»Hey, da seid ihr ja schon.« Er dreht sich kurz zu mir um und wirft mir einen Blick zu, den ich als irgendwas zwischen hilflos, *tut mir leid* und *gleich gibt es ein großes Donnerwetter* interpretiere. Auf der untersten Stufe bleibe ich stehen. »Habt ihr alles retten können?«

»Ja, zum Glück.« Charlotte lässt die Schultern hängen. Aus ihrem Pferdeschwanz haben sich einzelne Haarsträhnen herausgelöst. Ihre türkisblauen Augen sehen müde aus. »Ich hoffe, Ma hat es jetzt endlich kapiert und lässt die Leute ihren Job machen. Ich kann es kaum erwarten, dass der Freitag vorbei ist. Am liebsten würde ich meine Mutter auf den Mond schießen.« Sie seufzt tief.

»Besser hoch ins All hinaus!«, wirft Toni ein und verdreht die

Augen. »Aber nach deiner sehr deutlichen Ansage wird sie jetzt schön stillhalten. Noch nie habe ich Lotti so aufgebracht und laut erlebt.« Er legt einen Arm um sie und drückt ihr einen Kuss auf die Schläfe.

»Ich mich auch nicht«, erklärt Charlotte. »Die Auseinandersetzung mit Ma war unheimlich energieraubend. Ich lege mich oben für eine halbe Stunde ...«

»Stunde«, unterbricht Toni sie. Unsere Chefin neigt leicht den Kopf und sieht ihn missbilligend an. Zugleich liegt eine Schwere in ihrem Blick, der sagt, sie weiß, dass er Recht und sie keine Kraft für Diskussionen hat.

»Gut. Danach besprechen wir den Rest des Tages, wer wie lange bleiben will oder kann.«

»Brav.« Toni lächelt zufrieden. »Habt ihr heute schon Pause gemacht, sonst würde ich eben einspringen, bevor ich mich in meinen Eiswagen verziehe.«

»Ähm«, macht Morton. Er räuspert sich. »Es gibt da etwas, was ich dringend mit euch besprechen muss.« Entschlossenheit schwingt in seiner Stimme mit. Ohne darüber nachzudenken, stelle ich mich dicht neben ihn und lege meine Hand an seinen unteren Rücken. Kurz schnellt sein Blick zu mir.

»Ist etwas passiert? Geht es wieder um diese Frau, die etwas gegen Stella hat?« Charlotte schaut besorgt von Morton zu mir und wieder zurück.

»Nein«, sagt Morton beruhigend. In dem Moment dringt ein klägliches Maunzen in meine Ohren.

»Was war das?« Charlotte runzelt die Stirn.

»Es hörte sich an wie eine Katze.« Toni schüttelt verwundert den Kopf.

»Kommt mit, ich erkläre es euch.« Morton lässt die beiden vorgehen. Schweren Herzens bleibe ich zurück und kümmerge

mich um unsere Gäste. Mit einem Ohr lausche ich nach oben. Aus dem Dachgeschoss höre ich gedämpft die Stimmen von Charlotte und Morton, verstehe jedoch nicht, was sie bereden.

»Nein, Morton, das geht doch nicht.« Charlottes Ton ist jetzt lauter. »Nicht hier im Café.«

Seine Antwort ist zu leise, um sie zu verstehen. Es macht mich kribbelig, ihm nicht beistehen zu können. Wir haben zwar nicht darüber geredet, aber im Innersten bin ich überzeugt, dass Morton Rocky genauso ins Herz geschlossen hat wie ich. Nach außen spielt er zwar den arroganten Schönling, aber alle, die ihm etwas bedeuten, würde er bis aufs letzte Hemd beschützen. Deshalb macht er sich Sorgen um seinen kleinen Bruder. Deshalb habe ich mich so wohl und sicher bei ihm gefühlt. Und ich sehne mich danach, mich wieder so zu fühlen.

»Stella?« Toni steigt die Treppe herunter. »Kommst du kurz? Ich übernehme so lange unten.«

»Okay.« An seinem Gesichtsausdruck lässt sich nicht erkennen, wie die Stimmung ist. Ich atme einmal tief durch und gehe hoch.

Charlotte sitzt auf dem Schreibtischstuhl. Morton lehnt gegen die Tischkante, die Eisliebeschürze hat er ausgezogen. Auf seinem Arm hält er Rocky, der sich zufrieden in seine Armbeuge kuschelt. Der Anblick von den beiden lässt mein Herz anschwellen. Dieser große sportliche Typ und dieses rotgetigerte Kätzchen, beide mit dunkelblauen Augen – da kann man nur dahinschmelzen.

»Stella?« Charlottes Mundwinkel zucken amüsiert, sicher hat sie mein Schwächen bemerkt. Schnell wende ich meinen Blick von Morton und Rocky ab. »Morton hat erzählt, dass du dich über die Raubtierfütterung informiert hast.«

»Ja, ich war in der Tierhandlung und habe mir erklären lassen,

wie man mutterlose Katzen versorgt.« Ich werfe einen Blick auf die Uhr. »In etwa einer Stunde gibts für Rocky die nächste Flasche.« Dann berichte ich ihnen alles, was ich erfahren habe und dass der Kleine zur tierärztlichen Untersuchung sollte. »Eines noch: Rocky kommt nicht ins Tierheim. Ich habe zwar null Schimmer, wie ich für ihn sorgen soll, aber er wird nicht nochmal abgeschoben. Er braucht ein Zuhause. Der Kleine hat schon genug durchgemacht.«

Rockys leises Schnurren erfüllt die Stille im Raum, bis Charlotte auf einmal in ein lautes Lachen ausbricht. Über Mortons Lippen zieht sich ein breites Grinsen. Nur ich habe keine Ahnung, was so lustig ist. Lachen sie über mich? Grimmig schaue ich sie an und verschränke die Arme vor der Brust.

»Genau das ...«, Charlotte prustet, wischt sich Tränen aus den Augen, »hat Morton auch gesagt, bevor du nach oben gekommen bist.«

Oh, na dann. Ich schaue zu Morton, lächle. Er zwinkert mir zu. »Wir werden uns schon einigen.«

Charlotte hebt eine Hand: »Eins muss euch klar sein: Hier im Café sind strenge Hygieneauflagen zu erfüllen. Unten hat Rocky nichts zu suchen. Behaltet es bitte möglichst für euch, dass wir einen Gast im Dachgeschoss haben.«

»Das heißt, er darf hierbleiben?«, platzt es freudig aus mir heraus.

»Vorübergehend, ja, und unter den eben genannten Voraussetzungen. Ich werde mich beim Amt erkundigen, ob etwas dagegenspricht.« Charlotte steht vom Stuhl auf. »Jetzt würde ich mich wirklich gern eine Stunde hinlegen. Morton hat eine Tierärztin in der Nähe gefunden und kann gleich mit dem Kleinen vorbeigehen. Bitte mache den Karton zu und lege etwas drüber, wenn du durch das Café und über die Terrasse läufst.«

Mir fällt noch etwas ein: »Kann ich heute Nacht mit Rocky hierbleiben? Er muss alle vier Stunden gefüttert werden. Oma schläft bei Rosa.«

»Ja, sicher. Toni und ich wollten heute Abend sowieso in meine Wohnung.«

»Dann bleibe ich auch«, wirft Morton prompt ein. »So können wir uns abwechseln. Die Matratze ist groß genug für uns beide. Außerdem ist unser Karottenlökchen nur eine halbe Portion.« Er zieht an meinem Haar. Ein heißer Schauer durchläuft mich wie eine prasselnde Regendusche.

Charlotte runzelt die Stirn. »Wenn Stella einverstanden ist«, etwas verwundert blickt sie von Morton zu mir, »und ihr euch vertrag. Wobei ich den Eindruck habe, dass ich mir darüber keine Sorgen mehr machen muss.«

»Schon okay«, nuschle ich, ohne ihre Andeutung zu kommentieren, während meine Teenagerversion kreischend aufspringt und feststellt, dass für ein Beauty-Programm keine Zeit mehr ist.

## Kapitel 60

### *Morton*

Die Tierärztin untersucht Rocky gründlich. Der Kleine ist ein Kater, etwa vier Wochen alt und in einem guten Zustand. Ein bisschen Gewicht hat er aufzuholen. Mit einem Haufen Informationen zur Pflege, Verdauung, was junge Katzen sonst noch so brauchen, und einem nächsten Termin in drei Wochen kehren Rocky und ich zurück an die Alster.

»Jetzt schön leise sein«, flüstere ich ihm zu. Wie schon zuvor habe ich meine Sweatshirtjacke über den Karton gelegt. Schnell laufe ich über die Terrasse ins Café und die Treppe hinauf ins Obergeschoss. Die Jacke werfe ich auf den Stuhl, öffne den Karton und setze mich mit Rocky auf den Fußboden. Unsicher tapst der Kleine ein paar Schritte. Ich wackle mit dem Zeigefinger auf dem Boden. Rocky macht einen Hopser und versucht, ihn zu fangen. Nach dem dritten Hopser stoppe ich das Spiel, nehme Rocky auf den Schoß, kraule ihn, bis er eingeschlafen ist. Vorsichtig setze ich ihn zurück in seinen Karton. Mein Blick schweift zum Bett.

Die Vorstellung, dass Stella und ich heute zusammen die Nacht verbringen werden, löst gemischte Gefühle aus. Auf der

einen Seite Unsicherheit, wie ich ihr begegnen, mich ihr erklären soll. Andererseits erregende Vorfreude, weil Stella es zulässt. Sie hätte *Nein* sagen können. *Schon okay* war kein enthusiastisches *Ja*, aber durchaus verständlich vor Charlotte und Toni.

Ohne nachzudenken, war es einfach so aus mir herausgeplatzt, dass ich über Nacht bleibe. Mir liegt viel daran, mich bei Stella für mein abweisendes, verletzendes Verhalten zu entschuldigen. Ich will ihr anvertrauen, was dazu geführt hat, was mich in den letzten Tagen bewegt hat.

Das Gespräch mit Violetta hat mir geholfen, die Dinge aus einer anderen Perspektive zu sehen. Es tat weh und gleichzeitig gut, meinem Vater diesen Brief zu schreiben. Auch wenn ich ihn nie absenden werde. Einen Schlussstrich werde ich nie ziehen können, dazu ist die Wunde zu tief. Damit sie heilen kann, braucht es Zeit. Und Menschen, die mir dabei helfen. Wie Stella, wenn sie mir eine zweite Chance gibt. Ich hoffe fest darauf.

Um zweiundzwanzig Uhr verabschieden sich Charlotte und Toni von uns. »Morgen sind wir wegen der Beerdigung meines Vaters nicht da. Luca springt ein. Er wird den Eiswagen übernehmen. Das heißt, ihr beide arrangiert euch hier im Café. Morton, ich wäre froh, wenn du Luca zur Mittagspause ablöst. Im Badezimmerschrank unten sind ungebrauchte Zahnbürsten«, erklärt Charlotte. »Stella, ein paar frische Klamotten von mir findest du oben in der mittleren Schublade der Kommode.«

»Wo meine Jogginghose ist, weißt du ja, Morton«, ergänzt Toni. »Da sind auch T-Shirts.« Er grinst. »Aber keine Kondome.«

Charlotte gibt ihm einen Klaps vor den Bauch. »Als wenn sie die brauchen würden. Ich bin schon froh, wenn sie einigermaßen friedlich miteinander umgehen«, entgegnet sie.

Stella bekommt rote Flecken am Hals. Ich starre auf den

Fußboden, als gäbe es dort etwas irre Interessantes zu sehen.

»Also vertragst euch, seid lieb zueinander.«

»Aber nicht zu lieb«, wirft Toni ein und wackelt mit einer Augenbraue.

»Danke für euer Verständnis und eure Unterstützung«, erwidere ich etwas hölzern.

»Viel Kraft für morgen. Wir werden schon klarkommen«, sagt Stella und sieht auf die Uhr. »Ich muss die nächste Mahlzeit vorbereiten.«

Sie bindet ihre Haare zu einem Knoten zusammen und eilt nach oben. Ich schließe die Eingangstür ab und stopfe den Schlüssel in die Hosentasche. Mit der Milchpulverdose, dem Thermometer und dem Fläschchen beladen kehrt Stella zurück.

»Soll ich dir was abnehmen?« Ich greife nach der Dose, die sie seitlich unter den Arm geklemmt hat, streife dabei ungewollt ihre Brust. Die flüchtige Berührung löst in mir Sehnsucht nach mehr von ihr, nach Nähe zu ihr aus.

»Danke«, sagt sie mit kratziger Stimme und geht in die Küche. Ich folge ihr, beobachte, wie sie in einen Messbecher eine geringe Menge Wasser abfüllt, in den Wasserkocher gibt und ihn anstellt.

»Es muss kochen und dann abkühlen, auf dreißig bis vierzig Grad«, erklärt sie mit dem Rücken zu mir. Ich stelle mich halb hinter, halb neben sie. So nah, dass ich sehe, wie sich ihre feinen Härchen im Nacken aufstellen.

Ich lehne mich etwas vor, bis ich sie mit meinem Oberkörper berühre. Stella zuckt zusammen, weicht aber nicht aus. Der Wasserkocher hat sich bereits ausgeschaltet. Stella befüllt das Fläschchen.

»Wenn es in etwa zehn bis fünfzehn Minuten auf Trinktemperatur ist, kommt das Pulver dazu.« Sie dreht ihren Kopf zu mir.

Ich spüre ihren Atem an meiner Wange. Eine lose Haarsträhne fällt ihr ins Gesicht. Meine Hand zuckt, um sie wegzustreichen. Doch Stella pustet die Haare mit einem kurzen bestimmten Atemzug und einem kaum hörbaren *pfft* zurück. Ich schiebe meine Hände in die Hosentaschen.

»Machst du das Fläschchen fertig? Temperatur kontrollieren, Pulver dazu und ordentlich schütteln, damit es sich auflöst.«  
Stella drängt sich an mir vorbei. »Ich schaue nach Rocky.«

Geradezu fluchtartig verlässt sie die Küche. War ich zu forsch, zu drängend? Ich beschließe, mich zurückzuhalten, auf ein Zeichen von ihr zu warten, dass sie sich Nähe wünscht.

# Kapitel 61

## *Stella*

Der Kleine kann es kaum erwarten, sein Fläschchen zu bekommen. Er macht schmatzende Geräusche, bis Morton sanft mit dem Nuckel sein Mäulchen berührt. Sofort saugt Rocky intensiv und rhythmisch. In der Zeit hole ich mir ein weißes Top von Charlotte aus der Kommode, damit ich morgen nicht im zerknitterten Oberteil rumlaufe.

Im Bad putze ich mir die Zähne, wasche mir die Hände und kämme mir die Haare, bis meine Locken gezähmt sind und sich über meine Schultern ergießen. Ich betrachte mich im Spiegel, spitze die Lippen, klopfe mir auf die Wangen. Oh Mann, ich habe kein Date. Morton und ich übernachteten gemeinsam hier, um Rocky zu versorgen. *Er hat dich wieder Karottenlöckchen genannt, flötet mir meine Teenagerversion zu. Das hat etwas zu bedeuten.*

»Ach, Quatsch!«, sage ich laut, ziehe mich bis auf den Slip aus und schlüpfe in das Top. Mit Rock, Bluse, BH und den Espadrilles unterm Arm tapere ich wieder nach oben.

Rocky ist eingeschlafen. Behutsam legt Morton ihn in seine Box. »Meinst du, es ist warm genug für ihn?« Er dreht sich zu mir um. Seine Augen verdunkeln sich, sein Blick wandert von

meinem Hals über meinen Oberkörper zu den nackten Beinen. Mir wird noch heißer, als es hier oben sowieso schon ist. Nur meine verräterischen Brustwarzen drücken sich hart gegen den ohnehin dünnen Stoff des Tops, als wäre ihnen kalt. Ich verschränke die Arme vor der Brust.

»Ja, die Hitze sammelt sich im Dachgeschoss. Mir persönlich ist es viel zu warm.« Liebevoll betrachte ich den friedlich schlummernden Kater und werfe einen Blick auf die Uhr. »Die nächste Raubtierfütterung wäre dann so um halb drei.«

»Ich stelle den Wecker im Handy.« Er nimmt das Telefon vom Schreibtisch, auf dem er es abgelegt hat. »Oh«, macht er und runzelt die Stirn.

»Alles okay?«

»Ich schätze schon, Ole hat mir eine Sprachnachricht geschickt.« Er drückt an der Seite seines Handys. »Stört es dich, wenn ich sie laut abhöre? Meine Kopfhörer liegen in meiner Wohnung.«

»Mach nur.« Meine Kleidung lege ich auf den Schreibtischstuhl. Ich schlage die Bettdecke zurück und lege mich auf die linke Seite der Matratze.

*Hallo, Morton, Mama hat gesagt, dass ich dich morgen besuchen darf. Weil ich gesagt habe, dass du traurig bist, weil wir uns jetzt schon ... ähm ..., flüsternd sagt er die Wochentage auf. Ich sehe ihn gedanklich vor mir, wie er mit den Fingern mitzählt. ... Fünf Tage nicht gesehen haben. Und außerdem muss ich doch jonglieren, nein, jonglieren üben. Bis morgen, hab dich lieb. Mama weiß nicht, dass ich noch wach bin. Nix verraten.*

»Typisch Ole.« Morton grinst breit. »Er sollte längst schlafen, auch wenn er Ferien hat.«

»Freust du dich auf ihn?« Ich verschränke die Arme hinter dem Kopf.

»Ja, klar.« Morton legt sein Handy auf die schmale Ablagefläche rechts neben der Matratze. »Manchmal kann er allerdings eine kleine Nervensäge sein.«

»Rocky wird er sofort in sein Herz schließen.« Ich schmunzle.

»Es ist besser, wenn Ole nichts von ihm weiß. Auf keinen Fall soll Charlotte in Schwierigkeiten geraten, falls Ole unbedacht etwas ausplappert. Ich bin schon froh, dass sie so viel Verständnis für Rocky zeigt.« Er öffnet seine Jeans, zieht sie aus und wirft sie über den Schreibtischstuhl. »Ach nee, Katzenkotze.« Morton hebt den Stoff seines T-Shirts an, deutet auf einen Fleck etwas oberhalb seines Bauchnabels. »Das wasche ich gleich mit der Hand.« Im gleichen Atemzug zieht er es aus. Ich starre ihn an.

*Du hast ihn schon nackt gesehen, erinnere ich mich selbst. Ich starre weiter. Er trägt schwarze Unterwäsche und weiße Tennissocken, wie sexy ist das denn? Sehr sexy.* Mein Blick wandert über seine Bauchmuskeln, zu dem V an seiner Hüfte, das in die Boxerbrieftasche mündet, weiter in die Mitte. Oh, irre ich mich oder regt sich da gerade etwas? Ich ziehe die Augenbrauen zusammen, starre direkt auf seinen Schritt und merke, wie mir Hitze in die Wangen steigt.

»Stella«, flüstert Morton mit rauher Stimme. »Du starrst mich an. Und das macht mich an. Aber ich bin unsicher, ob du mich ... ob wir ...« Er sucht nach passenden Worten. »Lass uns reden. Es tut mir leid, wie ich ..., dass ich ... ach, fuck!« Er rauft sich die Haare, holt tief Luft und sagt: »Es war ein Fehler, ich habe mich wie ein arrogantes Arschloch verhalten und es tut mir unendlich leid.«

Ich springe auf, trete dicht vor ihn, fahre mit der flachen Hand über seinen Oberkörper, verharre auf seiner linken Brust, spüre seinen schnellen Herzschlag. »Lass es mich verstehen.«

Er legt seine rechte Hand auf meine. Der Blick seiner blauen

Augen findet meinen. So stehen wir da. Ich greife nach seiner linken Hand, führe sie an die Stelle, wo mein Herz sich mit seinem ein Wettrennen liefert, belasse meine Hand auf seiner. Viele unausgesprochene Worte, offene Fragen und Antworten hängen wie eine Wolke über uns. Doch in diesem Moment finden wir uns wieder, verbinden und erden uns. Ich weiß nicht, wie lange wir so verharren. Irgendwann löse ich meine Hände, mache einen weiteren Schritt und schmiege mich an Morton. Er legt seine Arme um mich, ich schlinge meine um ihn. Sein Brustkorb hebt und senkt sich schnell. Als ich seine anschwellende Härte an mir spüre, presse ich mich gegen ihn.

»Stella«, Morton gibt einen Laut von sich, etwas zwischen lustvollem und verzweifelnem Stöhnen. »Ignoriere ihn, bitte. Lass uns erst reden und alles klären. Es ist mir wichtig, auch wenn ein Teil meines Körpers sich anders verhält.«

»Okay«, erwidere ich. »Dann sollten wir uns jetzt loslassen.« Weder er noch ich lassen einander los. Ein Kichern stiehlt sich über meine Lippen. »Auf drei: eins, zwei, drei!« Meine und seine Arme sinken, beide machen wir einen Schritt voneinander weg.

Morton schnappt sich sein dreckiges T-Shirt und bewegt sich zur Treppe, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Ich bin gleich wieder da.«

Ich strecke mich auf der Matratze aus. Es rührt mich, wie ernst es Morton ist, mit mir zu reden. Für anderes ist später Zeit, auch wenn die kribbelnde Vorfreude in mir es kaum erwarten kann.

## Kapitel 62

### *Morton*

»Zieh deine Socken aus. Es sind gefühlt fünfundreißig Grad.«  
Stella kichert.

Ich liebe dieses Geräusch, stelle mich auf ein Bein, hebe das andere an und wackle provozierend mit dem Fuß. Dann ziehe ich betont langsam die Socke aus, schwenke sie durch die Luft und lasse sie neben die Matratze fallen. Ebenso verfare ich mit der anderen Socke. Aus Tonis Schublade leihe ich mir ein T-Shirt und ziehe es über.

»Das kannst du dir sparen.« Stella macht einen Schmolmund, doch ich sehe das Lachen in ihren Augen.

Ich lege mich auf die Matratze, wahre bewusst Abstand zu Stella, weil es mir sonst noch schwerer fallen wird, die Finger von ihr zu lassen. »Du hast schließlich auch ein Shirt an«, entgegenge ich. »Außerdem soll dich meine Nacktheit nicht zu sehr ablenken.« Die aufgeladene knisternde Stimmung zwischen uns macht es mir schwer, mein Vorhaben umzusetzen. Für einen Moment schließe ich die Augen, um mich auf das zu konzentrieren, was ich ihr alles sagen will. Und um einen Anfang zu finden und mich selbst anzustupsen, diesen Schritt zu tun, mich

ihr zu öffnen, auch wenn ich mich dadurch verletzlich mache. Ich räuspere mich. »Eine Fassade hat keinen Wert, wenn die Kernsubstanz im Inneren fehlt.«

Stella runzelt die Stirn, öffnet den Mund, schließt ihn wieder, als ich weiterrede.

»Violetta Mangold ist schön, auf ihre eigene Art und Weise. Sie weiß, wer sie ist, wie sie ist, wofür sie steht.«

»Das liegt sicher an ihrer Lebenserfahrung. Ich schätze, mit zunehmendem Alter findet man sich«, sagt Stella sanft.

»Violetta ist auch sehr klug. Sie hat mich dazu gebracht, einiges aus einer anderen Perspektive zu sehen. Das tat erst mal ziemlich weh, hat mir aber einiges bewusst gemacht.«

Ich löse meine Arme und drehe mich auf die Seite, sehe Stella direkt in die Augen. »Steffi hat mir am Samstag erzählt, dass sie wieder Kontakt zu Oles Vater hat und er ihn kennenlernen will. Deshalb bin ich so wütend geworden.«

Stella hält meinen Blick, blinzelt, schweigt. Dann erzähle ich ihr alles. Wie Ole sich verplappert hat. Wie zornig mich Steffis Worte gemacht haben. »Ich habe mich wie ohnmächtig gefühlt«, gebe ich leise zu, »so ausgeschlossen. Doch statt darüber zu reden, habe ich dicht gemacht und den Menschen, der mir helfen wollte, weggestoßen.« Ich verschränke meine Finger, löse sie wieder. »Statt mich für Ole zu freuen, habe ich mich übertrieben in meinen Zorn gesteigert.«

»Du willst deinen Bruder beschützen. Das ist verständlich«, wirft Stella mitfühlend ein.

»Ja, aber weißt du, was mir klargeworden ist?« Ich setze mich auf, schaue zur Decke. Wenn ich Stella offenbare, wie ich ticke, wird sie mich mit anderen Augen sehen. Doch sie hat die ganze Wahrheit verdient. Tief hole ich Luft: »Das Beschützerding ist nur ein kleiner Teil, der größte Teil ist meine Angst, allein

zurückzubleiben. Wenn Steffi, Ole und sein Vater die happy family werden, wo bleibe ich? Wen habe ich dann noch?« Meine Stimme ist nicht mehr als ein Flüstern. »Was bin ich für ein Egoist, der seinem Bruder nicht mal den Vater gönnt, der ihm selbst verwehrt geblieben ist?« Ich zwingen mich, Stella anzusehen.

Ihre Augen weiten sich. Ihre Stirn zieht sich zusammen, die Brauen schieben sich nach oben. In ihrem Blick liegt Betroffenheit und Unglaube.

»Morton«, ihre Stimme zittert, »wie kannst du so über dich denken?« Tränen glitzern in ihren Augen. Sie setzt sich auf. »Du hast Angst, allein zurückzubleiben, weil du das als Kind erlebt hast. Das ist kein bisschen egoistisch.«

»Warum macht es immer noch so viel mit mir?«, stoße ich bedrückt hervor.

»Weil du es nie verarbeitet hast«, Stella legt eine Hand auf meinen Oberarm. »Hast du mal erwogen, dir professionelle Hilfe zu suchen?«

*Ich komme allein klar*, liegt mir schon auf der Zunge. Dann denke ich an meine offene Wunde und die Pflaster, die darauf nicht mehr halten. »Nein. Meine bisherige Strategie war es, Steffi die Schuld zu geben.« Trocken lache ich. »Wenig erfolgreich. Denn meine Mutter ist bei mir geblieben, mein Vater war es, der uns verlassen hat.«

»Dann wäre es vielleicht ein erster Schritt, dich mit deiner Mutter auszusprechen«, schlägt Stella vorsichtig vor, als könnte sie meine Reaktion nicht abschätzen.

»Mich meinen Geistern stellen, anstatt vor ihnen davonzurennen«, wiederhole ich ihre Worte, die sie zu mir vor meinem Streit mit Steffi gesagt hat.

Sie lächelt zaghafte und zuckt mit den Schultern. »Weißt du, wo dein Vater lebt?«

Ich schüttle den Kopf. »Ich habe ihm einen Brief geschrieben, dabei habe ich gar keine Ahnung, wohin ich ihn schicken soll.« Meine Kehle verengt sich. Bitter bringe ich die Worte über die Lippen. »Aber ich wollte ihm einfach mal mitteilen, wie das ist, wenn man sich als kleiner Junge darauf freut, dass der Papa einem beim Wettkampf zuschaut und er einfach weg ist. Weg. Und meine Mutter mich hoffen gelassen hat, dass er wiederkommt, weil sie sich vermutlich selbst an dieses Fünkchen Hoffnung geklammert hat. Weil die Wahrheit zu schwer zu ertragen war.« Tränen steigen in meine Augen. Es tut weh, diesen Schmerz wieder aufleben zu lassen. Ich verstumme, drücke mir Zeigefinger und Daumen an die Nasenwurzel, doch ich kann sie nicht aufhalten. Ein Schluchzen entweicht mir. »Ich weiß nicht mal, ob er überhaupt noch lebt!« Die Verzweiflung des kleinen Morton packt mich, erfasst mich wie eine tobende Welle und ich lasse mich von ihr mitreißen.

## Kapitel 63

### *Stella*

Mein Top ist feucht von Mortons Tränen und sein Shirt von meinen, denn seine Angst, allein zu bleiben, hat auch meine geweckt. Wir halten uns gegenseitig, teilen unsere Ängste und Verluste, bis keine Tränen mehr kommen. Arm in Arm schlafen wir dicht aneinandergeschmiegt ein.

Um zwei Uhr in der Nacht reißt uns klägliches Maunzen von Rocky aus dem Schlaf.

»Ich geh schon«, nuschle ich, krabble aus dem Bett und sehe nach unserem Schützling. Unser Kleiner tapst durch seine Box, hebt den Kopf, maunzt weiter und zeigt dabei winzige weiße Zähne. Mit einer Pfote tappt er gegen die Kartonwand.

»Hey, Rocky«, ich streichle ihn. »Hast du schlecht geträumt oder schon Hunger?«

»Soll ich sein Fläschchen machen?« Mortons Stimme klingt verschlafen tief, fast wie ein Brummen.

»Warte noch eine viertel Stunde, dann passt es zeitlich. So lange können wir ein bisschen kuscheln.«

»Mhm«, stimmt Morton zufrieden zu und klopft neben sich auf die Matratze.

»Ich meinte Rocky.«

»Mmpf, und ich?«

»Du bist kein ausgesetzter Babykater.« Vorsichtig hebe ich Rocky heraus und greife nach dem zweiten Handtuch, mit dem wir ihm eine Art Kuschelecke gebastelt haben. Charlotte wäre wohl wenig begeistert, wenn Rocky ins Bett machen würde.

»Muss ich auch erst Miauen?« Morton reißt seine müden Augen auf.

Ich werfe ihm das Handtuch hin, das er in der Mitte der Matratze ausbreitet. Darauf lege ich unseren Schützling und mich daneben. *Wie Eltern, die ihr Baby in ihre Mitte nehmen*, schießt mir in den Kopf. Ein Bild, das mir unendlich weit weg scheint. Doch das Gefühl, so ein Wesen mit gemeinsamer Liebe zu umhüllen, ihm Geborgenheit, Vertrauen und Sicherheit zu geben, das ist nah, ganz nah. Mortons Fingerspitzen berühren meine Wange. Wir schauen uns an. Und ich weiß, dass er in diesem Moment genauso empfindet wie ich. Rocky schnurrt unter Mortons stetigen Streicheleinheiten.

In dieser friedlichen, von Schnurren erfüllten Ruhe fällt mir ein, dass ich Morton etwas vorenthalte: Ich habe es vor ihm gewusst, weil Ole mir schon früher sein *Geheimnis* verraten hat. Ehe ich mir zu lange darüber Gedanken mache, sage ich es frei heraus, auch mit der Gefahr, dass die Stimmung kippt: »Ich wusste es.«

»Was?« Morton sieht von Rocky zu mir.

»Ole hat schon am Nachmittag, als er bei Oma, Rosa und mir in der Küche saß, erzählt, dass er seinen Vater kennenlernen wird.« Mortons Mund formt ein lautloses O. »Es tut mir leid, ich wollte mit dir reden, aber ...« Ich halte die Luft an, weil ich so unsicher bin, wie er darauf reagieren wird.

Seine Hand stoppt die kaulende Bewegung. Er schluckt,

einmal, zweimal. Dann zucken seine Mundwinkel leicht nach oben. Seine Hand nimmt das Kraulen wieder auf. »Ole kann einfach nichts für sich behalten, diese kleine Plaudertasche.«

Hörbar puste ich die Luft aus. »Aber eine sehr liebenswerte.« Ich lächle. »Wie sein großer Bruder.«

»Du willst mich nicht ernsthaft als Plaudertasche bezeichnen, oder?« Morton zieht eine Augenbraue nach oben.

»Ich meinte eher das liebenswert.« Meine Worte bleiben in der Luft hängen. Morton setzt sich auf.

»Darf ich dich bitte küssen?«, raunt er, nähert sich, verharrt Millimeter vor meinem Mund. Ich überbrücke den Abstand. Sanft treffen unsere Lippen aufeinander. Morton legt seine Hände an meine Wangen. Er intensiviert unseren Kuss. Oh Himmel, wie habe ich das vermisst. Seine Lippen ziehen sich wieder zurück, bleiben aber so nah, dass ich ihr feines Beben spüre.

Sofort will ich ihn wieder an mich ziehen, doch der Weckruf von Mortons Handy erinnert uns hartnäckig daran, dass wir uns um die Bedürfnisse unseres Schützlings kümmern und unsere hintenanstellen müssen.

Der Mini-Stubentiger schlummert gesättigt und augenscheinlich zufrieden in seiner Box. Ich kuschle mich an Mortons Seite. Mein Kopf liegt auf seinem Oberarm, meine Hand auf seiner Brust, die sich ruhig hebt und senkt. Bevor wir entweder einschlafen oder uns in Küssen und gegenseitigem Verwöhnen verlieren, möchte ich eine Sache geklärt haben.

Ohne zu wissen, ob ich seine Antwort auf meine Frage wirklich hören möchte und wie ich darauf reagieren werde, wenn sie mir weh tun sollte, spreche ich es an: »Morton«, ich richte mich auf, streiche mir die Haare hinter die Ohren, fasse an die

beiden Sterne an meiner Halskette. »Bitte sag mir die Wahrheit: Was ist am letzten Freitag mit dieser Sandy gelaufen?«

Morton greift nach meiner Hand. »Wir waren etwas trinken. Sie war auf meiner Schule, fand mich schon damals toll und ich habe sie nicht beachtet. Verdammte, ich kann mich beim besten Willen kein Stück an sie erinnern. Sie fing dann wieder mit der Sache im Eiswagen an, vermutet, mich gesehen zu haben. Hat gefragt, ob ich da heiße Nummern schiebe. Sie kam mir näher, wurde mir zu übergriffig, da habe ich sie gefragt, was sie von mir will.« Er verstummt.

»Und? Was will sie von dir?«

»Mich«, flüstert er.

In mir platzt eine Wasserbombe. Sie ist mit einer Mischung aus Verunsicherung und Ungewissheit gefüllt, die sich bis in jede Pore ergießt. »Verstehe.« Meine Worte sind mehr ein Murmeln. »Und du ...?«

»Nein! Ich habe ihr deutlich gesagt, dass sie nicht mein Typ ist. Sie hat heftig reagiert, drohte mir, dass ich das bereuen würde.« Er rauft sich die Haare. »Charlotte und Toni wollte ich es schon längst erzählen. Es hat sich nur kein passender Moment ergeben. Wer weiß, was sie sich einfallen lässt. Am Ende zieht sie euch mit rein oder macht dem Café Ärger.«

Einerseits bin ich erleichtert, dass Morton ihr eine Abfuhr erteilt hat, andererseits besorgt. Dieser Frau ist alles zuzutrauen. »Sie war am letzten Sonntag, als es so voll war, da. Sie hat lautstark rumgemosert, weil der Take-away geschlossen war. Dann ist sie wieder abgezogen. Meinst du, sie plant etwas?«

Morton fasst an mein Handgelenk und zieht, bis ich mich wieder neben ihn lege.

»Keine Ahnung. Ich hoffe einfach, dass sie mich vergisst. Dass sie jemanden findet, der ihre Gefühle erwidert.« Er beugt

sich zu mir, küsst mich unterhalb des Ohrläppchens, weiter über den Hals bis zur Kuhle, in der meine beiden Sterne an der Kette ruhen. Dort stoppt er kurz, schaut mir in die Augen, küsst sich dann am Rand des Tops entlang, streicht mit seiner Nasenspitze über den Stoff bis zu meiner Brustwarze, die sich ihm hart entgegendrängt. Seine Lippen umschließen sie. Ich seufze oder stöhne oder beides in einem, als er sie erst mit seiner Zunge umkreist und dann mit den Zähnen an ihr knabbert. In einer Intensität, die sich an der Grenze zum Schmerz bewegt. Es ist unfassbar lustvoll, erregend. Ich wölbe mich ihm entgegen. »Ich. Will. Dich.«

Morton unterbricht seine lustvolle Qual, hebt seinen Kopf, sieht mir in die Augen. »Und ich will dich«, er widmet sich der anderen Brust, »verwöhnen.«

»Verdammt, warum haben wir keine Kondome«, keuche ich, winde mich. Morton schiebt sich halb auf mich. Ich spüre seine Härte an mir und öffne meine Beine. Doch statt sich mit seinem Schoß zu der pochenden Stelle zu bewegen, die sich nach ihm sehnt, zieht er sich zurück.

Ich fasse an seine Hüften. »Komm wieder zu mir.«

»Aber gern.« Er setzt sich auf die Knie, grinst, leckt sich über die Lippen, schiebt das Top hoch, sodass mein Bauch freiliegt. In lustvoller Erwartung schließe ich die Augen. Er küsst meinen Bauch, umkreist mit der Zunge den Nabel, stößt hinein. Jeder Stoß treibt meine Erregung höher. Mortons Finger fahren unter den Bund meines Slips, schieben ihn herunter. Ich hebe meine Hüften an, damit er ihn mir ausziehen kann. Mortons Blick wandert über meinen Körper, voller Bewunderung, Begehren und Lust. Mein Inneres schmilzt dahin wie Eis in der Sonne. Dann senkt er seinen Mund auf meine pulsierende Mitte, setzt seine Zungenfertigkeit ein, bis ich zuckend und bebend unter ihm komme.

# Kapitel 64

## *Morton*

Bereits um neun Uhr steht Luca im Café auf der Matte.

»Morgen!«, ruft er laut.

»Hi, du bist aber früh dran.« Ich lege die Kaffeelöffel, die ich soeben aus der Spülmaschine ausgeräumt habe, in die Besteckschublade hinter der Theke und klatsche mit ihm ab.

»Wo ist Stella?« Er sieht sich um. Sein Blick ist misstrauisch, die Stirn gerunzelt.

Mit dem Daumen deute ich aufs Bad. »Sich frisch machen.«

Lucas Gesichtszüge entspannen sich, seine Mundwinkel zucken nach oben. »Dann ist ja gut.«

Fragend ziehe ich eine Augenbraue hoch. »Was dachtest du denn, wo sie wäre?«

»Keine Ahnung«, entgegnet er hastig und errötet. »Nur weil Onkel Toni gesagt hat, dass Charlotte sich gefragt hat, ob das mit euch beiden über Nacht in einem Raum«, seine Stimme wird leiser, »und einem Bett gut geht.«

»Das ist sogar mehr als gut gegangen.« Zweideutig grinse ich und bringe den armen Luca noch mehr in Verlegenheit.

»Ähm, ich mach dann mal den Eiswagen auf.«

Ich hole den Schlüssel aus meiner Hosentasche, werfe ihn Luca zu. Er fängt ihn und flüchtet geradewegs hinüber zum *Gelati-Express*. Laut lache ich, bis mir die Tränen kommen.

Stella zieht die Tür zum WC hinter sich zu. Der weitfallende blauweiß gestreifte Rock, den sie bereits gestern anhatte, umspielt ihre Fußknöchel. Ihre Haare hat sie zu einem Zopf geflochten. Mich juckt es jetzt schon in den Fingern, ihn heute Abend aufzumachen, durch ihre Locken zu fahren. Ich drücke Stella einen schnellen Kuss auf die Lippen, denn Rocky meldet sich von oben.

»Gehst du oder soll ich?« Meine Frage erübrigt sich, Stella ist schon die Hälfte der Treppe hochgestürmt. Ob das sowas wie Mutterinstinkt ist? Gibt es den auch bei Vätern, den Vaterinstinkt? Mein Vater hatte ihn definitiv nicht.

Aber es erinnert mich daran, dass ich mit Steffi reden sollte. Nein, reden möchte. Ich wünsche mir, dass sie mich versteht. Und ich hoffe zu verstehen, was damals in ihr vorgegangen ist, warum sie so gehandelt hat.

Entschlossen hole ich mein Handy aus der Hosentasche und schreibe ihr eine Nachricht: *Hi, Steffi. Hast du demnächst mal Zeit? Würde gern mit dir reden. Über alles. Gruß, Morton.*

Gespannt warte ich ab, starre auf diese verdammten Häkchen. Eins, zwei. Okay, angekommen ist die Message. Es fühlt sich merkwürdig an. Wie ein Schritt in die richtige Richtung, auf den ich stolz bin. Aber auch wie angekrochen kommen und darauf zu hoffen, dass sie mir Absolution erteilt. Verdammt. Unruhig trommle ich mit den Fingern auf der Theke. Dann vibriert mein Handy. Die Antwort von Steffi erscheint.

*Gern. Vielleicht heute Abend? Bis wann arbeitest du? Ole will dich unbedingt im Café besuchen. Sofern er nicht stört, würde ich ihn am Nachmittag oder gegen Abend abholen.*

Puh, ich puste die Luft aus. Die Zweifel fallen von mir ab wie alter Ballast. Sofort schreibe ich zurück: *Ole kann vorbeikommen. Weiß noch nicht, bis wann ich arbeite. Meine Chefin ist heute nicht da, Beerdigung ihres Vaters, da muss ich ggf. bis zum Schluss bleiben.*

Die beiden Häkchen erscheinen und schon blinken die drei kleinen Tipp-Punkte auf. Einen Moment später folgt Steffis Nachricht: *Oh, das tut mir leid für deine Chefin. Lass uns doch sonst nachher nach einem Termin schauen.*

Das passt für mich. *Okay, bis später, sende ich ihr und stecke das Handy in die Hosentasche.*

Sobald man den ersten Schritt gemacht hat, fällt das Laufen leichter. Auch wenn der Gang noch etwas unsicher ist.

Ich stelle die Kaffeemaschine an, lasse sie durchspülen, fülle die Eistheke auf. Für das Probier Eis der Woche habe ich keinen Nachschub mehr. Toni hatte kaum Zeit für seine Eiskreationen. Ob Chili Berry Dreams schon reif fürs Publikum ist?

»Oh Mann, hoffentlich geht das mit Rocky heute gut.« Stella kommt mit zerknirschem Gesichtsausdruck von oben zurück. »Was, wenn er so laut ist, dass die Gäste ihn hören? Wir können doch nicht alle zehn Minuten zu ihm nach oben rennen.«

»Hast du den Eindruck, ihm fehlt etwas?« Nicht, dass der Kleine Bauchweh oder so was hat.

»Ich glaube, er fühlt sich allein oder ihm ist langweilig in seiner Box. Als ich eben geschaut habe, kam er mit seinen Pfoten schon ziemlich weit in die Nähe des Kartonrandes. Ich habe mit ihm gekuschelt und gespielt, jetzt schläft er wieder. Aber wie lange, das ist die Frage.« Sie runzelt ihre Stirn.

An der Eingangstür klopft es. Ich erblicke zwei wippende rothaarige Zöpfe, ein lila Sommerkleid mit Gänseblümchenmuster und gelbe Sandalen – Hannah drückt ihre Nase an die Scheibe. Ich winke.

»Kleinen Moment«, rufe ich, obwohl es kaum durch das Glas bis zu ihr dringt. Mir kommt eine Idee. »Wir könnten Hannah bitten, sich ein bisschen um Rocky zu kümmern. Nur bis zum nächsten Fläschchen und wenn sie Zeit hat und will.«

»Meinst du, sie behält es für sich? Dafür ist Rocky viel zu süß. Wenn Ole auftaucht, erzählt sie ihm bestimmt davon.« Stella spitzt die Lippen. »Obwohl, solange Rocky nicht durchs Café oder die Küche tollt, sollte es kein Problem sein, soweit ich es richtig verstanden habe.«

»Besser, als wenn er uns die Bude zusammenjammert.« Ich gehe zur Tür und lasse Hannah herein.

»Hallo, Morton.« Sie sieht mich von unten herauf an, dann umarmt sie mich. Überrascht von ihrer impulsiven Begrüßung, tätschle ich ihr sachte den Rücken.

»Hey, Hannah, schön, dass du mal wieder vorbeischaust.« Sie löst sich von mir. »Toni und Charlotte sind heute leider bei der Beerdigung von Charlottes Vater.«

»Oh«, sie schiebt die Unterlippe vor. »Sind sie sehr doll traurig?«

»Ich weiß nicht«, gebe ich zu. »So eine Beerdigung kostet Kraft.«

Hannah nickt betreten. »Darf ich trotzdem ein bisschen hierbleiben? Mama hat eine neue Arbeit angefangen. Und bei den *Alsterkids* machen die heute einen Ausflug, der aber Geld kostet.« Sie zupft am Saum ihres Kleids und senkt ihren Blick auf ihre Sandalen. »Ich habe gesagt, dass ich nicht mitkann, weil ich was anderes vorhabe. Dabei habe ich mich nicht getraut, Mama zu fragen, weil sie doch jetzt erst wieder Arbeit hat.« Schuldbeusst sieht sie mich an.

Oh je, was soll ich denn jetzt sagen? Hilflos schaue ich mich nach Stella um. Durch die halboffene Tür sehe ich sie in der Küche mit Kuchen hantieren.

Ein lautes Maunzen dringt in meine Ohren. Hannah reißt die Augen auf, ihr Mund steht offen, als könnte sie kaum glauben, was sie gehört hat.

»Hast du eine Katze?« Pure Begeisterung schwingt in jedem Wort mit. Sie legt die Hände an ihre Wangen.

»Ja, einen Kater. Es ist ein Geheimnis, okay?« Ich halte einen Zeigefinger vor meine Lippen.

Eifrig nickt Hannah, sodass ihre Zöpfe wippen. Sie tritt von einem Bein aufs andere. »Darf ich ihn angucken?« Ihre Augen glänzen.

»Klar, wenn du magst und Zeit hast, kannst du ein bisschen bei ihm bleiben.«

»Au ja!«, jauchzt Hannah.

»Er wurde ausgesetzt, ich habe ihn gefunden. Stella und ich müssen ihn mit der Flasche füttern«, erzähle ich, während wir nacheinander die Stufen hochsteigen.

»Darf ich ihm auch mal das Fläschchen geben? Das kann ich bestimmt schon.«

»Vielleicht schaust du erst einmal zu, bevor du es versuchst.« Ihr Eifer ist rührend.

Ich setze mich in den Schneidersitz neben Rockys Karton, Hannah kniet sich hin und schaut neugierig in die Box. »Oh, ist der süß! Er hat genauso rote Haare wie Stella und ich.«

Für die nächsten zwei Stunden ertönt kein Laut von oben. Wenn es gerade passt, schauen Stella und ich abwechselnd nach dem Rechten, nur um festzustellen, dass Hannah und Rocky ruckzuck allerbeste Freunde geworden sind.

Gegen Mittag tauchen Ole und Steffi auf. Sie winkt mir kurz zu, tippt auf ihre Uhr am Handgelenk und macht sich wieder auf den Weg.

»Morton«, ruft mein Bruder quer über die Terrasse, stürmt die vier Stufen herauf und rennt mir entgegen. Schnell stelle ich das Tablett mit dem gebrauchten Geschirr auf einem Tisch ab, breite meine Arme aus. Ole wirft sich mir entgegen. Ich hebe ihn hoch. Er klammert seine Beine um meine Taille und schlingt seine Arme um meinen Nacken. »Ich habe dich sooooo vermisst«, sagt er. Mein Herz sprudelt über wie eine Brausetablette in einem Glas Wasser.

»Ach, ist das rührend, die zwei«, höre ich eine Stimme vom Tisch hinter mir.

»So herzlich«, erwidert eine ältere Frau zu ihrem jüngeren Begleiter. »Wie aus dem Gesicht geschnitten, ganz der Vater, der Kleine.«

Ole zappelt auf meinem Arm, bis ich ihn wieder absetze. Er stemmt die Hände an die Hüften und sagt in einer Mischung aus Empörung und Stolz: »Morton ist mein großer Bruder.«

»Ach ja? Umso schöner, wenn Geschwister so miteinander umgehen«, entgegnet die Dame und lächelt freundlich.

»Entschuldigen Sie bitte, mein Bruder kann sehr temperamentvoll sein.« Ich wuschle ihm durch die Haare.

»Ey«, protestiert er und fährt sich über den Kopf. »Mama holt mich nachher ab.«

»Alles klar. Und was hast du vor? Ich habe leider kaum Zeit für dich.« Ich greife nach dem Tablett, das ich abgestellt hatte.

»Das macht nichts. Ich kann was malen oder vielleicht kommt ja Hannah mal wieder vorbei. Dann können wir jonglieren üben. Also allein kann ich das auch machen. Nur macht es zu zweit mehr Spaß. Waren Violetta und Herr Schröder heute da? Wie geht es Oma Dottie? Hat sie auch mal Handstand ausprobiert? Mit Daniel habe ich weitergeübt und es zweimal ohne Festhalten geschafft. Mama hat bis zehn gezählt, so lange habe

ich Handstand gemacht. Und Daniel will dich auch mal treffen. Aber Mama hat gesagt, dass du entscheiden sollst. Ich fände es cool. Morton«, Ole kreuzt die Beine übereinander und hält die Hand in seinen Schritt, »ich muss mal ganz dringend aufs Klo. Ich weiß, wo es ist und die Hose kann ich ganz allein runterziehen. Die hat einen Gummizug.« Er flitzt davon, durch die Tür ins Café. Gelächter erfüllt die Terrasse.

»Sorry.« Ich ziehe die Schultern leicht hoch, lächle entschuldigend in die Runde. »Kinder halt.« Schnell bringe ich das Tablett rein, ein unterdrücktes Grinsen auf den Lippen.

Stella tritt aus dem Take-away an die Kaffeemaschine, nimmt einen der To-go-Becher und stellt ihn unter den Auslauf.

»Sag mal, war das eben Ole?« Sie schmunzelt. »Er schien es sehr eilig zu haben.«

»Ja, und die Gäste draußen wissen jetzt, dass er die Hose allein ausziehen kann, weil sie einen Gummizug hat.« Im Spaß halte ich mir die Hände vors Gesicht, als würde ich mich verstecken wollen.

»Morton«, Hannah kommt die Treppe herunter. »Rocky hat gespuckt.« Sie verzieht das Gesicht, als wäre sie barfuß auf eine Nacktschnecke getreten.

»Hannah!« Ole zieht mit einer Hand an seiner Hose und schlägt die WC-Tür laut hinter sich zu. »Morton, warum hast du mir nicht gesagt, dass Hannah da ist?«

»Hi, Ole. Willst du mit mir und Rocky spielen?« Hannahs Miene löst sich hin zu einem Strahlen. »Machst du Rocky sauber, Morton? Das mag ich nicht.«

Argh. Super Timing, Rocky, Hannah, Ole. Wie war das? *Besser verraten wir Ole nichts von unserem Kater.* Hat hervorragend funktioniert. Stella kichert, setzt einen Deckel auf den Kaffeebecher und widmet sich wieder der Kundin im Take-away.

»Pst.« Ich lege den Zeigefinger vor den Mund, lasse meinen Blick durch den Raum schweifen. Zum Glück sitzen momentan alle Gäste bis auf zwei junge Männer, die sich weit genug entfernt von uns angeregt unterhalten, draußen. Dennoch winke ich beide Kinder zu mir ran, so nah, dass unsere Stirn sich beinahe berühren.

»Hört zu: Das mit Rocky muss ein Geheimnis bleiben, okay?« Eindringlich rede ich weiter: »Ihr dürft niemandem etwas davon erzählen!«

»Auch nicht Linus, wenn er wieder aus den Ferien von Mallorca zurück ist?« Hannah macht einen Schmollmund und sieht mich mit großen Augen an. »Er verrät es bestimmt niemandem. Er ist unser Freund.« Sie legt einen Arm um Oles Schultern.

Mein Bruder nickt und fügt hinzu: »Ja, genau.«

»Du kennst Linus überhaupt nicht.« Ungläubig und zugleich amüsiert, wie sich die beiden einträchtig für den Zwölfjährigen einsetzen, schüttle ich den Kopf.

»Na und?«, erwidert mein Bruder forsch. »Wer ist Rocky?«

»Okay«, ich hebe die Hände, als würde ich mich ergeben. »Rocky wirst du gleich kennenlernen. Linus dürft ihr einweihen. Aber sonst niemanden: Kein Wort zu deiner Mutter oder sonst jemandem.« Ich fasse Ole an den Schultern. »Verstanden?«

»Ja«, sagen Hannah und Ole im Gleichklang.

»Gut, ihr zwei geht nach oben. Stella?« Ich drehe mich zu ihr um. »Kannst du draußen einspringen? Ich muss eben ...« Ich halte einen Zeigefinger hoch und deute mit dem Kopf zur Treppe.

»Geht klar.« Sie reckt den Daumen in die Höhe, stellt das *Geschlossen*-Schild auf den Take-away-Tresen und eilt nach draußen. Ich gehe zu Kater und Kindern ins Dachgeschoss, um Katzenkotze wegzuputzen. Vom Influencer zu Catcontent – was für ein Imagewandel.

## Kapitel 65

### *Stella*

Als Morton den Eiswagen für eine Stunde übernimmt, damit Luca Pause machen kann, scheuche ich Hannah und Ole nach draußen. Die beiden kommen mal an die frische Luft und Rocky kann sich ein bisschen ausruhen.

Sie murren, folgen dann aber Morton. Fünf Minuten später sehe ich, wie sie Tonis Jonglierbälle erst in die Luft werfen und dann wieder vom Boden aufsammeln. Doch ich habe keine Zeit, lange zuzuschauen, denn ein freigewordener Tisch will vom Geschirr befreit und feucht abgewischt werden. Lautes Durcheinandergerede dringt in mein Ohr. Ich blicke auf. Eine Gruppe aus geschätzt zehn Personen bleibt am Fuß der Terrassentreppe stehen. Eine Frau löst sich aus dem Pulk und steuert auf mich zu.

»Hallo, gehören Sie zum Café?« Sie hat einen französischen Akzent, trägt einen ausladenden Strohhut auf dem Kopf. Eine breite Sonnenbrille bedeckt die obere Gesichtspartie.

»Ja«, ich lächle, lasse den feuchten Lappen auf den Tisch fallen. »Was kann ich für Sie tun?«

»Können wir für etwa achtzehn Uhr einen Tisch für zwölf

Personen reservieren?« Sie deutet auf den Rest der Gruppe.  
»Es ist doch alles vegan, richtig?«

»Ja, gern. Moment, ich notiere es mir.« Aus der Eisliebe-Schürzentasche hole ich den schmalen Notizblock und einen Kugelschreiber hervor. »Achtzehn Uhr, zwölf Personen. Drinnen oder draußen? Und auf welchen Namen?«

»Yvette, draußen, bitte. Danke.« Sie wendet sich ab, nickt ihren Leuten zu, die sie erwartungsvoll ansehen und mit freudigem Geschnatter empfangen. Nach einer kurzen Diskussion steuern sie auf den Eiswagen zu, an dem sich bereits eine Schlange aus fünf Personen gebildet hat. Brav stellen sie sich hinten an. Mein Blick schweift weiter zu Hannah und Ole. Sie haben sich auf die Wiese am Alsterufer verzogen. Morton kann sie aus dem Eiswagen nicht sehen, doch ich bin sicher, dass er ihnen deutlich gemacht hat, nicht zu nah ans Ufer und nicht auf den hölzernen Bootssteg zu gehen.

Hannah sitzt im Schneidersitz auf dem Rasen. Die Jonglierbälle liegen quer verteilt neben ihr. Ole versucht sich wieder im Handstand. Dann beobachte ich, dass sich eine Gestalt den beiden nähert. Ich stutze. Sie ist klein, trägt eine pinke Cap, ein weißes Tanktop und kurze Jeans, die nur knapp den Hintern bedecken. Blonde lange Haare fallen ihr zwischen die Schulterblätter. Über der Schulter glitzert die goldene Kette einer Handtasche. Die Art, wie sie beim Gehen ihre Hüften schwingt, versetzt mich in Alarmbereitschaft. Es ist diese Sandy! Mein Puls beschleunigt sich. *Das wirst du bereuen*, hatte sie Morton gedroht.

»Können wir zahlen?«, spricht mich jemand an.

Ohne die Szene aus den Augen zu lassen, hebe ich die Hand und sage: »Gern, kleinen Moment, bitte.«

Jetzt sehe ich die Frau von der Seite und meine Vermutung

bestätigt sich: Es ist Sandy. Verdammt, was will sie von Hannah und Ole? Soll ich hingehen? Morton hat die Szene nicht in seinem Blickfeld. Ich kann das Café doch nicht sich selbst überlassen. Sandy applaudiert, spricht Ole an. Er verschränkt die Hände hinter dem Rücken und dreht seine Hüften leicht hin und her. Hannah springt auf, tritt neben ihn, zupft an seinem T-Shirt. Sandy holt ihr Handy aus ihrer Handtasche und hält es Ole hin. Hannah tritt von einem Bein auf das andere, runzelt die Stirn und rümpft die Nase. Wieder zieht sie an Oles T-Shirt. Er scheint jedoch sehr beeindruckt zu sein von dem, was auch immer er zu sehen bekommt. Sandy legt einen Arm um seine Schultern, redet auf ihn ein. Er schüttelt den Kopf, macht einen Schritt zur Seite. Erneut fasst sie ihn an, dieses Mal nimmt sie ihn am Arm. Ole wehrt sich. Das ist der Moment, in dem ich alles stehen und liegen lasse und zu ihnen renne. Adrenalin pur rauscht durch meine Adern. Wut und Sorge toben in mir.

Hannah läuft mir entgegen. »Stella«, sie japst nach Luft, »die Frau will Ole ihre Kätzchen zeigen. Aber ich glaube, sie lügt.«

Voller Zorn haste ich weiter und rufe: »Hey! Lass den Kleinen in Ruhe! Ole, geh mit Hannah zu Morton, sofort!« Ich dränge mich zwischen ihn und Sandy. Er presst seine Lippen zusammen, zieht seine schmalen Schultern hoch. »Los«, ich stupse ihn an. Zögerlich macht er einen Schritt, einen zweiten, dann läuft er zusammen mit Hannah davon.

»Misch dich nicht ein, du Bitch«, faucht Sandy, packt mich an den Schultern, versetzt mir einen Stoß, drängt mich in die Nische einer von Büschen umgebenen Sitzbank. In ihren Augen flackert ein seltsamer Glanz, der etwas Unkontrollierbares, Getriebenes ausstrahlt. »Du bist schuld an allem! Du bist nicht gut für ihn. Du verflixte Hexe hast dir meinen Mann gekrallt. So lange habe ich darauf gewartet, dass er mich sieht. Dann

kommst du in die Quere. Er will mich nicht? Dann soll er leiden! So wie ich jahrelang gelitten habe.«

Wie bitte? Diese Frau ist völlig besessen! Angst verdrängt meine Wut. Ich weiche einen halben Schritt zurück, meine Hand zittert, als ich nach den beiden Sternen an meiner Kette taste, um Kraft und Mut zu schöpfen.

»Was hast du denn da Schönes?«, säuselt Sandy. Ihre Hände schnellen nach vorn, ihre Finger reißen hart und ruckartig an meiner Kette.

»Nein!« Verzweifelt umklammere ich ihr Handgelenk. »Lass los!« Es ist das Einzige, was ich von Mama noch habe. Doch die Verrückte zerrt weiter daran. Es schmerzt am Hals, im Nacken, an mir, in mir. Mit einem weiteren festen Ruck reißt Sandy die Kette ab.

»Nein«, flüstere ich unter Schock. Zitternd tasten meine Finger unkoordiniert an meinem nackten Hals, finden nichts als die Leere. Tränen schießen mir in die Augen. Tränen der Wut. Tränen des tiefen Schmerzes, der mich überrollt wie eine Lawine. »Bitte«, schluchze ich mit gebrochener Stimme, »gib sie mir. Bitte gib mir meine Kette zurück.« Durch den Schleier an Tränen und die blendende Sonne habe ich Mühe, die Hand, in der Sandy meine Kette verborgen hält, zu fokussieren.

Sandys Lippen verziehen sich zu einem fiesem Lächeln. Sie reckt ihre Faust in die Höhe. »Die Kette bedeutet dir etwas, nicht wahr?« Ohne mich aus den Augen zu lassen, macht sie rückwärts einen Schritt von mir weg. Und noch einen. Und noch einen. Dann dreht sie sich ab, läuft auf den Holzsteg mit den Booten zu, der zehn Meter auf die Alster hinausragt. Ich stürme ihr hinterher. Am Ende des Stegs bleibt sie stehen.

»Hey!«, höre ich Morton von Weitem brüllen. Laut, zornig. Für zwei Sekunden drehe ich mich um, sehe ihn heransprinten.

Sandys besessenes Lachen lässt mich wieder herumfahren. Sie macht eine Wurfbewegung mit dem Arm: »Auf dass dein Glück mit deiner Kette in der Alster versinkt.«

Nein, nein!

»Nein, Mama!«, schreie ich verzweifelt. Innerlich zerreißt etwas in mir. »Was hast du getan?« In einer Kurzschlussreaktion streife ich meine Espadrilles ab, springe in die Alster, tauche, weil ich es nicht ertrage, die letzte Verbindung zu Mama zu verlieren. Das Wasser durchtränkt meine Kleidung, zerrt an meinem Rock, meiner Bluse. Ich reiße die Augen auf, doch in der trüben Tiefe kann ich meine Kette nicht sehen. Viel zu schnell wird meine Luft knapp. Die Lunge brennt. In hektischen Zügen schwimme ich dem Licht der Wasseroberfläche entgegen.

## Kapitel 66

### *Morton*

An meinem rasenden Puls und den brennenden Oberschenkeln merke ich, dass ich renne. Doch es kommt mir viel zu langsam vor, als würde ich über Treibsand laufen. In dem Moment, in dem ich den Holzsteg erreiche, springt Stella in die Alster und taucht unter.

»Was hast du getan!«, brülle ich Sandy an.

Wie im Wahn lacht sie. Mit einem triumphierenden Blick hält Sandy mir ihre zur Faust geschlossene Hand hin, öffnet sie langsam und zeigt Stellas Kette mit den beiden Sternen, ihr Erinnerungsstück von ihrer Mutter.

»Du verdammtes Miststück!« Ich grabsche nach der Kette, stopfe sie mir in die Hosentasche. »Verschwinde, bevor ich mich vergesse!«

»Sie hat es so verdient.« Sandys Worte klingen eher wie das Zischen einer Schlange, einer falschen Schlange. Sie fixiert mich mit ihrem Blick, macht zwei Schritte rückwärts und hastet über den Steg davon.

Dann höre ich ein Platschen. Ich sehe das Ruderboot, das auf den Holzsteg zusteuert. Die Paddel, die eintauchen. Den

rothaarigen Schopf von Stella, wie sie durch die Wasseroberfläche stößt. Da passiert es: Das Paddel erwischt Stella am Kopf. Dem dumpfen Schlag folgt ein Aufschrei. Dann Ruhe. Keine Bewegungen mehr. Ihr Körper sackt zusammen. Regungslos treibt sie mit dem Gesicht halb untergetaucht, während sich das Wasser um ihren Kopf herum rötlich färbt.

Aus meiner Lunge weicht jegliche Luft. Panik krallt sich in mir fest, lähmt mich, hält mich gefangen wie eine Fliege in einem Spinnennetz.

»Oh mein Gott, da treibt jemand im Wasser«, dringt eine Stimme vom Ruderboot zu mir durch und ich setze mich wie automatisch in Bewegung. Ich stoße die Schuhe von mir, springe ins Wasser, schwimme in schnellen Zügen zu Stella. Alles um mich herum blende ich aus. Jede Sekunde zählt. Ich muss sie retten.

»Stella!«, rufe ich, doch auch als ich sie erreiche, reagiert sie nicht. Ich drehe sie auf den Rücken, sodass ihr Kopf über Wasser ist, nehme sie in den Rettungsgriff und schleppe sie bis zum Ufer. Mit schwindender Kraft hieve ich sie aus dem Wasser aufs Gras. Verschwommen nehme ich Leute wahr.

»Ruft einen Notarzt«, keuche ich, streiche Stellas nasse Haare aus dem Gesicht. Blut läuft an ihrer Schläfe herunter.

Wasser tropft auf ihr Gesicht oder sind es meine Tränen? Hastig taste ich nach ihrem Puls, spüre ihn schwach, flatternd. Ich lege mein Ohr an ihren Mund, atmet sie? Nichts. Nein, nein, ich lasse es nicht zu, dass sie stirbt.

Ich schniefe. »Stella, komm schon!« Pure Verzweiflung erfasst mich. »Bleib bei mir.« Wie automatisch spule ich ab, was ich als Rettungsschwimmer gelernt habe: Ich hebe ihr Kinn leicht nach oben, überstrecke ihren Hals. Dann drücke ich mit den Fingern die Nasenflügel zusammen, presse meinen Mund auf ihre geöffneten Lippen, atme kräftig aus. Ihr Brustkorb hebt sich. Ich hole

Luft, atme erneut in Stella, als könnte ich all meine Lebenskraft in sie pumpen. Wieder hebt sich ihr Brustkorb. Ein drittes Mal hole ich Luft, plötzlich keucht Stella, hustet, ein Schwall bricht aus ihrem Mund hervor. Ich stütze sie, drehe sie seitlich.

Sie blinzelt, ist benommen. »Was ist passiert?« Ihre Worte sind undeutlich. »Morton?«

Ein Schluchzen entfährt mir. Ich ziehe Stella halb auf meinen Schoß, halte sie fest, halte uns fest. Das Beben meines Körpers überträgt sich auf ihren. Der Strom meiner Tränen will nicht aufhören. Auch nicht, als Rettungskräfte sich den Weg durch die Mensentraube bahnen, die sich um uns gebildet hat. Sie nehmen mir Stella aus meinen Armen. Sie sprechen mit ihr, fragen mich etwas. Ich antworte, stehe jedoch komplett neben mir. Als wäre ich mein eigener Zuschauer.

»Wir bringen sie zur Untersuchung ins Josefinenkrankenhaus«, erklärt einer der Männer.

»Ich will mitfahren«, entgegne ich sofort krächzend.

»Das geht leider nicht. Kommen Sie später nach«, erwidert der Mann freundlich, aber bestimmt. Dann tragen sie Stella davon. Die Mensentraube zerstreut sich. Ich bleibe zurück. Allein. Um mich herum sehe ich plötzlich alles wie durch einen dumpfen Schleier. Stella lebt. Doch statt Erleichterung erfasst mich eine Welle der Erschöpfung. Sie ist schwer, lähmt mich. Als würde mein Körper jetzt erst begreifen, was geschehen ist.

»Morton, was ist passiert?« Ein Arm legt sich auf meine Schultern. Ich blicke auf zu meiner Mutter. Voller Wärme und Unruhe suchen ihre Augen meine. Wie benommen stehe ich auf, taumele. Steffi fängt mich auf, schließt die Arme um mich. Mein Kopf sinkt an ihre Schulter. Wortlos hält sie mich fest, während ich weine. Ein seltsames Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit mischt sich unter das Chaos aus Entkräftung

und Adrenalin in mir. Steffi hält mich, bis mein Tränenfluss versiegt. Dann begleitet sie mich ins Café, vorbei an starrenden Spaziergängern und Gästen. Im Dachgeschoss tausche ich meine nasse Kleidung gegen trockene von Toni. Aus der nassen Jeans hole ich vorsichtig Stellas Kette heraus, lasse sie durch meine Finger gleiten und stecke sie in die Tasche von Tonis Jogginghose. Dann nehme ich Stellas Umhängebeutel mit ihren persönlichen Sachen von der Kommode und gehe wieder nach unten.

»Ich bringe dich zu ihr ins Krankenhaus«, erklärt Steffi, nimmt meine Hand und drückt sie. »Okay?« Ich nicke nur.

Kühle Luft empfängt uns im Wartebereich der Notaufnahme. Es riecht nach Desinfektionsmittel. Wir erfahren, dass Stella gerade im CT ist und es noch eine Weile dauern wird.

»Sie können warten oder später wiederkommen«, erklärt uns eine blonde Frau mit Pagenschnitt. Sie deutet auf die weißen Plastikstühle, die sich in regelmäßigem Abstand an der Wand entlangreihen.

»Ich warte«, sage ich entschieden und drehe mich zu Steffi. »Du musst zu Ole. Ich weiß nicht, was er alles gesehen hat.« Szenenfetzen schieben sich vor mein inneres Auge. Hannah und Ole. Wie sie gerannt sind. Meinen Namen gerufen haben. Schrill, panisch, atemlos. Wie mich die Angst packte, ich alles stehen und liegen gelassen habe und aus dem Wagen gestürzt bin. Aus ihrem Durcheinander an Worten konnte ich nur schließen, dass Stella in Gefahr ist. Die Angst nahm mich in den Würgegriff und ich bin losgerannt. Wieder drücken sich Tränen in meine Augen, obwohl ich innerlich wie ausgetrocknet bin.

Steffi legt eine Hand auf meinen Arm. »Es geht ihm gut. Dein Arbeitskollege, ein junger Mann, Luca?« Ich nicke. »Wir haben

Telefonnummern ausgetauscht, falls was ist. Er hat Ole und das Mädchen mit einer großen Portion Eis versorgt. Außerdem sagte er etwas von einem Kätzchen, um das sie sich kümmern müssten. Und er hat seine Tante angerufen, die sich sofort auf den Weg gemacht hat.« Sie zögert einen Moment. »Außerdem habe ich Daniel angerufen. Er ist auf dem Weg zum Café, wird dort bei Ole bleiben, bis ich ihn abhole.«

Ich schlucke gegen einen Kloß im Hals. So viel Fürsorge. Für mich. Ich, der ihr jahrelang mit Groll und Vorwürfen begegnet ist. »Danke«, bringe ich mit heiserer Stimme hervor. »Ich ... Es ...« Hilflos zucke ich mit den Schultern. Meine Arme hängen wie nutzlos an mir herab. »Ich habe dir so viel zu sagen, aber in mir ist gerade alles verknotet. Und ich ... Es tut mir leid.« Ich mache einen Schritt auf sie zu.

»Oh, Morton«, sie zieht mich in eine feste Umarmung, »mein Junge. Mir tut es auch leid.«

So halten wir einander, weinen zusammen. Um Gefühle, über die wir nie gesprochen haben, um Worte, die verletzt haben, um Zeit, die wir nicht genutzt haben. Dankbar für die Chance, die wir bekommen haben, uns zu erklären. Uns zu verstehen. Uns wiederzufinden.

## Kapitel 67

### *Stella*

Schon wieder im Krankenhaus. Nur bin ich es dieses Mal, die in einem dieser Betten liegt. Nachdem sie meinen Schädel durchleuchtet haben, hat man mich zur Beobachtung auf die Station gebracht. Meine Augen halte ich geschlossen, weil mein Kopf trotz der Schmerzmittel dröhnt. So sehr, dass ich vermute, dass er beim geringsten Lichteinfall platzen wird. Vorsichtig taste ich mit den Fingern an meine Schläfe, erfühle ein fettes Pflaster. Oh Himmel, haben sie meine Haare abrasiert? Entsetzt fasse ich mir mit beiden Händen an den Schädel. Kühle Finger greifen meine Handgelenke, drücken sie entschieden herunter. »Finger weg, die Haare sind noch dran«, erklärt eine weibliche Stimme resolut. Jetzt öffne ich die Augen doch einen Spaltbreit, prompt verstärkt sich der Kopfschmerz. Eine Krankenschwester lächelt mir freundlich zu. »Es wurde nur ein kleiner Bereich an der Schläfe rasiert. Die Wunde konnte zum Glück geklammert werden.«

Etwas erleichtert schließe ich wieder die Augen. Wie automatisch taste ich an meinen Hals, suche, finde nichts, nur schmerzende Stellen. »Meine Kette!«

Panik bricht in mir aus, ich setze mich auf, öffne die Augen.

Dann holen mich die Erinnerungen ein. Wie Sandy mir meine Kette abreißt, der durchdringende Schmerz, als hätte sie mir Mama entrissen. Wie Sandy das Schmuckstück in die Alster wirft. Ich ins Wasser tauche. Von da an weiß ich nicht mehr, was passiert ist. Filmriss. Ich habe keine Ahnung, wie ich aus dem Wasser und hierher ins Krankenhaus gekommen bin. Wieder taste ich an meinen Hals, doch er ist und bleibt nackt. Eine Welle der Trauer erfasst mich, so fest, als wäre Mama ein zweites Mal gestorben, als hätte ich sie jetzt für immer und ewig verloren. Ich schlage die Hände vors Gesicht. Mein Schluchzen erfüllt den Raum.

»Na, na«, sagt die Stimme von eben einfühlbar. »Es ist doch alles gut gegangen.« Sanft wird mein Arm getätschelt.

Doch ihre gut gemeinten Worte können mir keinen Trost spenden. Zu tief sitzt der Verlust. Meine Schultern beben. Jede Erschütterung schmerzt, doch ich kann nicht aufhören zu weinen.

»Draußen wartet Ihr Retter ungeduldig darauf, dass er zu Ihnen darf.«

»Mein Retter?« Ich nehme meine Hände herunter und suche nach Erinnerungsfetzen. So sehr ich mich anstrengt, da ist nichts als ein schwarzes Loch. »Ich erinnere mich nicht daran. Wer hat mich aus dem Wasser gezogen? Morton?«

»Wenn Morton ein großgewachsener junger Mann mit blonden kurzen Haaren ist.« Die Krankenschwester streckt ihren Arm in die Luft, um die Körpergröße anzudeuten. »Darf er zu Ihnen?«

»Ja«, krächze ich, wische mir mit dem Handrücken über die feuchten Wangen. »Danke.«

»Ich bin Schwester Heidi. Ihre Ärztin kommt in Kürze vorbei und wird Ihnen erklären, wie es weitergeht.« Heidi verlässt das Zimmer.

Gedanklich sehe ich Mortons Gesicht vor mir. Erneut suche ich nach dem Puzzleteil zwischen dem Sprung in die Alster und der Ankunft im Krankenhaus. Dann wird die Tür aufgerissen.

»Stella!« Mortons Stimme klingt viel zu laut für meinen angeschlagenen Schädel. Zugleich treiben mir die Sorge in seinem Tonfall und das Entsetzen in seinem Gesicht wieder Tränen in die Augen. Die Matratze sinkt ein, als er sich auf die linke Bettkante setzt. »Wie geht es dir?«

»Ich weiß nicht«, flüstere ich.

Vorsichtig beugt er sich zu mir, küsst mich auf die Nasenspitze und zieht sich wieder zurück.

»Halte mich, bitte.« Ich stemme mich hoch, verdränge den Schmerz, sacke jedoch mit einem unterdrückten Stöhnen wieder auf die Matratze zurück.

»Warte, ich helfe dir.« Morton stellt das Kopfteil höher und kommt mir entgegen. Dankbar flüchte ich in seine Umarmung. Er presst mich an sich.

»Ich hatte so Angst um dich«, sagt er mit erstickter Stimme.

»Es tut mir leid«, wispere ich, während mir die Tränen über das Gesicht rollen.

Morton löst sich von mir. »Du kannst nichts dafür. Dass du den Schlag abbekommen hast, war ein Unfall.« Er schüttelt den Kopf, als würde sich die Szene vor seinem inneren Auge nochmals abspielen und als könnte er immer noch nicht fassen, was passiert ist. »Ich hatte Angst, dass ich dich nicht retten kann, dass du stirbst, dass ich ...« Seine Stimme versagt. Seine Schultern zucken. Ich schlinge meine Arme um ihn. Wir weinen. Weinen, weil wir uns hätten verlieren können. Weinen, weil wir uns im Hier und Jetzt halten dürfen.

Sanft löst sich Morton von mir, wischt sich mit den Händen

über sein Gesicht und dann mir mit den Daumen über die Wangen.

»Ich kann mich nicht daran erinnern. Ich weiß nur, dass diese Sandy meine Kette abgerissen und in die Alster geworfen hat.« Ich lege meine Finger an die Stelle unterhalb meines Halses, an der die beiden Sterne liegen sollten, jetzt aber nur Leere ist. Eine Leere, die ein enormes Gewicht hat und mir die Kehle eng werden lässt. Mortons Finger tasten nach meinen, verschränken sich.

»Ich bin ins Wasser gesprungen, um nach meiner Kette zu tauchen ...« Meine Stimme bricht. »Ich habe sie verloren. Sandy hat mir das Liebste, was ich von Mama noch hatte, für immer genommen.« Ich schluchze auf.

»Schht«, macht Morton, nimmt mich in den Arm, wiegt mich und streicht mir beruhigend über den Rücken. Dann greift er in seine Hosentasche, holt etwas heraus. »Schau.« Er hält mir seine offene Handfläche hin. Auf ihr liegt etwas Silbernes. Ich blinzle, kneife die Augen zusammen, blinzle nochmal.

»Meine Kette?«

Ein liebevolles Lächeln zieht sich über sein Gesicht. Mit zitterigen Fingern nehme ich sie aus seiner Hand. Sogar die beiden Sterne sind dran. »Aber woher ... wie hast du sie ...?« Mehr als ein Stammeln vermag ich nicht hervorzubringen.

»Sandy, das Biest, hat nur so getan, als würde sie die Kette ins Wasser werfen. Für dich sah es so aus, aber in Wirklichkeit hat sie deine Kette in ihrer Faust verborgen.« Morton schließt seine Hand um meine. »Jetzt sind deine beiden Sterne wieder dort, wo sie hingehören.«

Bevor ich wieder in Tränen ausbreche, dieses Mal vor Glück, Erleichterung und Rührung, küsst Morton meine Lippen, sanft, aber bestimmt. So als wenn sie genau dort hingehören.

# Kapitel 68

## *Morton*

Schweren Herzens lasse ich Stella zurück. Mindestens eine Nacht muss sie zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben. Steffi und ich fahren zum Café.

»Was ist das für ein Kätzchen, von dem dein Kollege erzählt hat?«

»Rocky heißt er. Ich habe ihn in der Altkartontonne gefunden.« Ich bin dankbar für die Ablenkung und erzähle ihr von unserem kleinen Kater.

Als wir auf das Café zusteuern, sehe ich, dass auch *Tonis Gelati-Express* offen ist. Luca winkt mir zu, bevor er sich der nächsten Kundin widmet.

»Luca ist der Neffe von Toni, dem der Eiswagen gehört. Toni ist der Freund von Charlotte. Sie ist meine Chefin«, erkläre ich meiner Mutter.

Wir gehen die Stufen zur Außenterrasse hoch. Hannah und Ole stehen an einem Tisch, an dem keine Gäste mehr sitzen, der jedoch noch nicht abgeräumt ist.

»Du nimmst die Teller und ich das Glas«, bestimmt Hannah.

»Ich kann beides tragen«, protestiert Ole. »Ich habe zwei

Hände.« Er hebt sie in die Luft und wackelt mit ihnen, wie um seine Worte zu unterstreichen.

»Nein, das Besteck ist dir eben auch schon runtergefallen.« Hannah stellt zwei Teller aufeinander und drückt sie Ole in die Hände. Er schiebt die Unterlippe vor.

Ein hochgewachsener Mann kommt aus dem Café und geht zu den beiden. »Schaut mal, ihr könnt es auf das Tablett stellen.« Einträchtig schütteln Hannah und Ole ihre Köpfe und eilen hinein. Ole mit zwei Tellern, Hannah mit zwei Gläsern in den Händen.

Der Mann schmunzelt, legt das Tablett auf den Tisch, hebt den Blick und lächelt, als er uns sieht.

»Das ist Daniel.« Steffis Augen leuchten. Ein warmes Strahlen zieht sich über ihr Gesicht. Wir gehen zu ihm. Er umarmt Steffi, dann reicht er mir die Hand.

»Hi, ich bin Daniel, du bist sicher Morton.« Zurückhaltend erwidere ich seinen Händedruck und mustere ihn. Er muss in etwa so alt wie meine Mutter sein, vielleicht etwas älter. Seine braunen Augen erwidern wach, aber gelassen meinen prüfenden Blick. Als würde er mir bestätigen wollen, dass mein Ab-scannen okay ist.

Die braunen Haare trägt er kurz, lässig zurückgestrichen. An den Schläfen zeigen sich erste graue Strähnen. Sein hellblaues Hemd steckt locker in der Jeans. Die Ärmel hat er bis zu den Ellbogen hochgekremgelt. Insgesamt wirkt er bodenständig und sympathisch auf mich. Wie bei Ole zeigen sich Grübchen in den Wangen, wenn er lächelt. Bis auf die braunen Haare und Augen finde ich keine weiteren Ähnlichkeiten.

»Freut mich, Daniel«, sage ich. Mehr bringe ich nicht hervor. Eigentlich sehne ich mich nach einer Dusche, meinem Bett und danach, diesen Tag hinter mir zu lassen.

»Morton!« Ole rennt auf mich zu, wirft sich mir entgegen. Ich fange ihn auf, drücke ihn. »Hey, Kleiner. Alles okay?«

»Ich bin nicht klein«, murmelt er und presst sich fest an mich. »Die böse Frau ist weg, oder? Stella hat gesagt, ich soll dich holen. Ich bin so schnell gerannt, wie ich konnte.«

»Ja, das hast du sehr gut gemacht.« Ich streiche ihm über den Kopf. »Stella muss eine Nacht im Krankenhaus bleiben, weil sie sich wehgetan hat.«

»Morton ist wieder da!«, jubelt Hannah und stürmt auf mich zu. Sanft schiebe ich Ole von mir, erwidere Hannahs Umarmung. »Es war richtig von euch, mich zur Hilfe zu holen.«

»Ist Stella nach Hause gefahren?« Hannah blickt mich fragend an und flüstert hinter der vorgehaltenen Hand: »Rocky muss bald gefüttert werden und ohne Stella habe ich das noch nie gemacht.«

»Sie ist im Krankenhaus«, erklärt Ole sofort.

»Wir versorgen Rocky gleich gemeinsam«, versichere ich Hannah, obwohl sich eine bleierne Müdigkeit in mir ausbreitet.

»Wie wäre es, wenn ich euch helfe«, schlägt Steffi vor. »Morton sieht aus, als würde er gleich im Stehen einschlafen.« Ihre sorgenvolle Miene steht im Gegensatz zu ihrem lockeren Tonfall.

»Danke. Ich hole nur eben meine Sachen und fahre dann nach Hause.« Während Hannah Steffi über Rockys Mahlzeitenrhythmus und Gewohnheiten aufklärt, gehe ich ins Café.

»Morton!« Cara wirft das Geschirrhandtuch, das sie in der Hand hält, auf den Tresen. »Was ist nur passiert? Luca war ganz aufgelöst und stammelte etwas davon, dass Stella beinahe ertrunken wäre. Ich bin sofort los. Lass dich mal drücken.« Sie umarmt mich kurz. »Geht es dir gut? Was ist mit Stella?« Prüfend schaut sie mich an. »Entschuldige meinen Überfall. Dir kann es nicht gut gehen, so erschöpft wie du aussiehst.«

»Schon okay.« Ich winke ab. »Stella muss voraussichtlich bis morgen im Krankenhaus bleiben und wird danach vermutlich eine oder zwei Wochen ausfallen. Ich bin einfach k. o. und wäre froh, wenn ihr morgen ohne mich ...«

Cara fällt mir ins Wort: »Klar, wir schaffen das. Mach dir keinen Kopf. Ich gebe Toni und Charlotte Bescheid.«

Meine Schultern sacken nach unten, Anspannung fällt von mir ab. »Ich schaue morgen vorbei und erzähle euch alles.«

»Sieh zu, dass du ins Bett kommst. Oder kann ich noch etwas für dich tun?« Sie drückt meinen Arm.

»Nein. Alles in Ordnung.«

Bevor ich fahre, rufe ich, wie versprochen, Rosalina an, um sie über den aktuellen Stand zu informieren. Die Hiobsbotschaft hat Stella selbst überbracht. Ich habe ihre Hand gehalten, als sie mit Rosalina unter Tränen und unter gefühlt tausend Entschuldigungen telefoniert hat. Natürlich hat sich Rosalina sofort bereit erklärt, über Nacht bei Stellas Oma zu bleiben.

Zu Hause stelle ich mich unter die Dusche, drehe das Wasser auf heiß, als könnte ich dadurch die Geschehnisse des Tages abspülen. Doch meine Gedanken rauschen durch meinen Kopf, so wie das Wasser über meinen Körper. Diese Angst, die Angst, Stella zu verlieren, überkommt mich so schwer, dass sie mich zu Boden drückt. Mir ist kalt. Ich zittere, setze mich hin, stelle meine Beine auf, lege meinen Kopf auf die Knie, umschlinge meine Oberschenkel, während das Wasser auf mich prasselt. *Es ist okay*, sage ich zu mir selbst. Sie lebt, ich konnte sie retten. Ihre Verletzungen sind glimpflich ausgegangen. Und ich bin nicht allein. Es gibt Menschen, die sich um uns sorgen, die uns helfen, denen wir etwas bedeuten. Wie eine Familie.

## Kapitel 69

### *Stella*

Mit einer Großpackung Schmerztabletten und eindringlichen Worten, mich sofort zu melden, sofern ich Übelkeit, Schwindel oder sonstiges Unwohlsein verspüren sollte, darf ich nach Hause. Morton fährt mich, eine Hand am Lenkrad, die andere auf meinem Oberschenkel.

»Ich soll dir liebe Grüße und Genesungswünsche ausdrücken«, berichtet er. »Von Ole und Hannah, Cara, Luca, Charlotte und Toni. Und von Steffi und Daniel, Oles Vater. Die beiden freuen sich darauf, dich kennenzulernen.«

Wow, so viele Menschen, die an mich denken. Besonders froh stimmt mich, dass Morton seine Mutter und Oles Vater erwähnt, als wäre es normal, dass sie dazugehören. Da ist kein Groll, kein Zögern in seiner Stimme und auch das Lächeln auf seinen Lippen verrutscht keinen Millimeter.

»Sage ihnen ganz herzlichen Dank, wenn du nachher hinfährst. Und dass es mir leidtut und sie spätestens in einer Woche mit mir rechnen können.« Mein Ziel ist, am Mittwoch wieder zu arbeiten, zumindest einen halben Tag. Bis dahin sind es noch drei Tage. Die sollten ausreichen, finde ich.

»Vergiss es.« Morton löst seine Hand von meinem Oberschenkel.

»Was ist?« Er kann unmöglich wissen, worüber ich soeben nachgedacht habe.

»Du wirst dich schön an die ärztlichen Anweisungen halten.« Er zieht die Augenbrauen zusammen, sodass sich die Zornesfalte zwischen ihnen vertieft. »Du wirst dich ausruhen und am Mittwoch zum Kontrolltermin bei deiner Ärztin gehen. Erst wenn du ihr Go hast, kannst du wieder übers Arbeiten nachdenken.«

»Aber, wenn es mir gut geht? Ich kann euch doch nicht so lange im Stich ...«, protestiere ich.

Doch Morton unterbricht mich: »Ich bin mir sicher, dass Charlotte genauso denkt wie ich.« Seine grimmige Miene löst sich hin zu einer ernsten Betroffenheit. »Bitte versprich mir, dass du das nicht auf die leichte Schulter nimmst. Es war schlimm genug, dich wiederbeleben zu müssen.« Den letzten Satz spricht er leise. Die blonden Härchen an seinem nackten Arm richten sich auf. Er presst die Lippen aufeinander.

»Ich verspreche es«, flüstere ich. Er verschränkt seine Finger mit meinen.

Tränenreich schließen mich Oma und Rosa in ihre Arme. Nach einem kurzen Bericht und der Lagebesprechung in der Küche begleitet mich Morton nach oben in mein Zimmer. Er hat eine Flasche Wasser und ein Glas dabei und stellt beides auf den Nachtschrank. Ich nehme die Schmerztabletten aus meinem Umhängebeutel und lege sie daneben. Dank der Medikamentendröhnung im Krankenhaus hält sich das Kopfwiehe momentan in Grenzen. Morton tritt ans Fenster, lässt die Jalousie herunter und zieht die Vorhänge zu, sodass der Raum abgedunkelt ist.

Nur vereinzelte Sonnenstrahlen scheinen durch die schmalen Schlitze herein. »Ist das gut so für dich? Oder brauchst du eine Schlafmaske?«

»Ja, danke. So etwas besitze ich nicht.« Ich schlüpfte aus meiner Jogginghose, ziehe mir das T-Shirt über den Kopf. Morton hatte mir frische Kleidung mitgebracht. Bevor er mich im Krankenhaus abholt hat, ist er extra bei mir zu Hause vorbeigefahren.

»Ich könnte dir wieder mit einem Tuch die Augen verbinden«, raunt er mir von hinten ins Ohr. Ein Gänsehautschauer legt sich über mich. Seine Hände streichen sanft über meinen Rücken. Er berührt mich zärtlich, öffnet den Verschluss meines BHs, küsst meine nackte Schulter. »Wo ist dein Schlafshirt?«

»Im Bett.« Ich lehne mich gegen Morton, prompt setzt das Pochen in meinem Schädel wieder ein. Leicht, aber deutlich erinnert es mich daran, dass ich mich hinlegen und ausruhen sollte. Ich seufze, schlage die Bettdecke zurück. Morton greift nach dem Shirt.

»Arme hoch!«

Brav folge ich seiner Aufforderung. Er zieht mir das Shirt über. »Jetzt ab ins Bett.«

Ich gebe ein missmutiges zustimmendes Brummen von mir, lege mich auf die Matratze. Morton deckt mich zu und setzt sich auf die Bettkante. »Brauchst du noch eine Tablette?«

»Nein.« Ich suche seinen Blick. Im abgedunkelten Zimmer sehen seine blauen Augen fast schwarz aus. »Danke.« Ich taste nach seiner Hand, drücke sie. »Für alles.«

»Ich fahre jetzt nach Hause und treffe mich mit Steffi. Danach schaue ich im Café vorbei.« Er beugt sich zu mir, küsst mich auf die Stirn.

»Für eure Aussprache war gestern wohl keine Zeit.«

»Nein. Trotz allem war Steffi gestern einfach für mich da.

Wie eine Mutter.« Er ist sichtlich bewegt, schüttelt leicht den Kopf, als würde ihn diese Erkenntnis erneut überraschen. »Heute Abend komme ich wieder.«

»Du musst nicht.« Er soll sich wegen mir keine Umstände machen. »Es interessiert mich schon, wie euer Gespräch verlaufen ist, sofern du darüber reden magst. Aber du kannst mich auch einfach nur anrufen.«

»Ich möchte aber vorbeikommen.« Er steht auf und schenkt mir ein schiefes Lächeln. »Und wenn es nur für fünf Minuten ist, um dir gute Nacht zu sagen. Jede Minute, jede Sekunde wird es wert sein.«

# Kapitel 70

## *Morton*

Noch zehn Minuten. Hoffentlich wird es kein krampfes Gespräch. Obwohl ich mir das nach den Ereignissen gestern kaum vorstellen kann. Mit den Fingern trommle ich auf den Küchentisch. Ich nehme mein Handy aus der Hosentasche, öffne die Insta-App, schließe sie wieder. Es fühlt sich verkehrt an, einen auf gute Laune oder nachdenklich zu machen und etwas zu posten, wenn mir nicht danach ist. Ich stehe auf, tiggere ins Wohnzimmer, öffne die Balkontür, gehe hinaus, starre auf die grünen Blätter der Bäume, deren Äste sich im leichten Wind hin und her wiegen. Verdammst, warum bin ich nur so nervös? Nach dem gestrigen Tag sollte ich mir sicher sein, dass Steffi Verständnis für mich hat. Ihr liegt etwas daran, sich mit mir auszusprechen, damit sich unsere Beziehung positiv entwickeln kann. Einfach step by step. Wir müssen ja nicht gleich losrennen und gemeinsam in den Familienurlaub fahren. Das erwartet sie auch nicht, oder?

Es klingelt. Ich schaue auf die Uhr: Sie ist fünf Minuten zu früh dran. Ein gutes Zeichen, oder? Ihr ist unser Treffen wichtig. Oder sie ist einfach nur neugierig auf meine Wohnung,

schließlich habe ich sie noch nie hierher eingeladen. Egal, ich eile den Flur entlang, öffne die Wohnungstür und drücke auf den Türöffnerknopf. Ein Summen schallt durch das Treppenhaus, kurze Zeit später höre ich die ins Schloss fallende Haustür und Schritte auf den Treppenstufen.

»Puh.« Steffi schnauft, ihre Wangen sind gerötet. »Ich sollte zu Hause weniger oft den Fahrstuhl nehmen.« Sie lacht und schlüpft aus ihrer dunkelgrünen Wolljacke. Darunter trägt sie eine weiße Bluse.

»Hallo, Steffi.« Kurz zögere ich, dann umarme ich sie.

»Wie geht es dir, Morton?« Sie sieht mich mit prüfendem Blick an. »Konntest du schlafen nach dem gestrigen Tag?«

»Einigermaßen. Ich war so erledigt, dass mein Körper meinen Kopf überstimmt und ihn daran gehindert hat, zu viel nachzudenken«, gebe ich zu. »Komm doch rein.« Ich deute mit der Hand in den Flur.

Steffi schlüpft aus ihren Sandalen, tritt ein und schaut sich um.

»Da drüben ist das Schlafzimmer.« Ich zeige zum Ende des Flurs, gehe dann ein Stück weiter. »Hier ist das Bad.« Ich öffne die Tür.

»Schön hell durch das Fenster. Ole würde die Badewanne vermissen.« Sie lächelt. »Gehst du noch ins Schwimmtraining?«

»Momentan eher unregelmäßig.« Ich schließe die Tür wieder und gebe Steffi mit ausgestrecktem Arm zu verstehen, dass sie vorausgehen soll. »Ole hat sich bei mir schon beklagt, dass er duschen doof findet.« Ich zucke mit den Schultern. »Wie geht es ihm?«

Sie bleibt stehen, wendet sich mir zu. »Gut. Gestern haben wir zusammen Rocky versorgt. Meine Güte ist das ein süßer Kater. Was für ein Glück, dass du ihn gefunden hast. Danach

haben wir Hannah nach Hause begleitet. Ihre Mutter ist auch alleinerziehend und sehr nett. Ole hat die ganze Zeit nicht aufgehört zu reden. Selbst als er im Bett lag und ihm die Augen schon zufielen, hat er von Oma Dottie, Jonglieren, Handstand, einem Herrn Schröder und einer Pyjama-Party bei Stella erzählt, zu der du ihn mitnehmen würdest.«

Laut lache ich auf und schüttele den Kopf. »Das hätte er gern.«

»Ich habe ihm gesagt, dass er da etwas falsch verstanden hat und Stella und du die Nacht lieber zu zweit verbringen würdet.« Sie zwinkert mir zu. »Ohne Pyjama.«

Ich merke, wie mir Röte in die Wangen schießt. Gleichzeitig bin ich erleichtert, dass Steffi so unbefangen plaudert. Wenn gleich sie sehr schnell spricht, vermutlich ist sie ebenso nervös wie ich.

»Ähm, ja. Lass uns doch ins Wohnzimmer setzen. Möchtest du etwas trinken?«

»Ein Glas Wasser wäre prima.« Sie folgt mir in die Küche. Ich nehme zwei Gläser aus dem Regal und eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank.

»Ich habe mich immer gefragt, wie du wohnst.« Sie dreht sich um ihre Achse. »Modern, schlicht, das passt zu dir. Und so aufgeräumt. Im Gegensatz zu meinem Chaos an Bastel- und Stricksachen zu Hause.«

Das lasse ich unkommentiert stehen.

Steffi sitzt am einen Ende der Couch, ich am anderen. Ich drehe mein Glas Wasser in der Hand, unsicher, ob und wie ich das Gespräch beginnen soll.

»Morton, ich habe keine Ahnung, wo ich anfangen soll«, Steffi sucht meinen Blick, »außerdem habe ich Angst, etwas falsch zu machen. Mir ist wichtig, dass du eines weißt: Egal,

was war oder sein wird: Ich habe dich immer als meinen Sohn geliebt und werde dich immer lieben.«

Meine Kehle verengt sich, ich schlucke und halte den Blickkontakt.

Steffi holt tief Luft. »Dein Vater und ich haben uns 1998 auf einer Kanutour in Schweden kennengelernt. Ich hatte meinen alten Job gekündigt und bis zum Start des neuen drei Monate Zeit. Schweden hatte mich schon lange fasziniert, die Natur, die roten Schwedenhäuser, die Kultur. Also beschloss ich, drei Monate das Land zu bereisen. Unterwegs buchte ich diese Kanutour, von Töcksfors aus über den Foxen. Jan leitete die Tour. Von Anfang an verstanden wir uns, als ob wir uns schon ewig kennen würden. Es war wohl die berühmte gleiche Wellenlänge. Wir kamen uns näher und verliebten uns ineinander. Es ging alles furchtbar schnell.« Sie greift nach ihrem Glas und trinkt einen Schluck. »Im Nachhinein gesehen zu schnell. Ich bin den Rest meines Urlaubs bei ihm geblieben, begleitete ihn auf weiteren Touren. Es war wunderschön.« Ein wehmütiges Lächeln huscht über ihr Gesicht. »Jan war damals schon ein sehr naturverbundener freiheitsliebender Mensch. Er wollte etwas erleben, schwärmte davon, um die Welt zu reisen. Ich ließ mich von seiner Begeisterung anstecken.«

Ich versuche, mir die junge Steffi auszumalen, wie sie und mein Vater am Lagerfeuer sitzen, in den Sternenhimmel schauen und über ihre Reiseträume reden.

»Nach den drei Monaten musste ich zurück, begann meinen Job in Hamburg. Jan und ich blieben in Kontakt, bis er Weihnachten plötzlich mit Sack und Pack vor meiner Tür stand und erklärte, dass er sich mich in seinem Leben an seiner Seite wünscht. Du kannst dir vorstellen, dass ich im ersten Moment überrumpelt war. Doch ich liebte ihn und er mich.

Mehr braucht es doch nicht, so waren damals meine naiven Gedanken.«

Krass. Jemanden spontan zu besuchen, ist etwas anderes, aber so? »Ist er bei dir eingezogen?«

Steffi nickt. »Meine Zwei-Zimmer-Wohnung war groß genug für zwei Personen, aber im Prinzip zu klein für zwei Menschen, die sich im Alltag nicht vertraut sind. Doch wenn die eigene Welt voller rosa Wolken hängt, sieht man es nicht rechtzeitig. Wir schmiedeten Pläne, wollten ein oder zwei Jahre Geld sparen, dann die Wohnung kündigen, alles Hab und Gut verkaufen und auf Weltreise gehen. Jan gab Schwedischkurse an der Volkshochschule, veranstaltete im norddeutschen Raum Diavorträge über seine Touren und sein Land. Dadurch ergaben sich immer wieder Freiräume für ihn und auch für mich.« Sie macht eine Pause, ihr Blick schweift durchs Fenster in die Ferne. Sie scheint ihren Erinnerungen nachzuhängen.

»Bist du mit ihm glücklich gewesen?«

Sie wendet sich wieder mir zu. »Ja, ich habe ihn von Herzen geliebt. Und ich bin mir sicher, dass er mich auch geliebt hat.«

»Bis ich auf die Welt kam.« Meine Worte klingen bitterer als beabsichtigt.

Steffi seufzt. »Für mich war klar, dass ich irgendwann mal Kinder haben möchte. Aber nicht mit Anfang zwanzig.« Sie verschränkt ihre Hände, löst sie wieder, reibt über den Stoff der Couch.

In mir ringen zwiespältige Gefühle miteinander, weil ich offenbar ein Unfall und damit unerwünscht gewesen bin. Meine Eltern haben sich jedoch damals trotzdem für mich entschieden, sonst säße ich nicht hier.

»Weshalb habt ihr mich nicht verhindert?«, platzt es aus mir heraus.

Steffis Wangen erröten, sie senkt ihren Blick. »Wir haben mit Kondom verhütet. Entweder lag es am beschädigten Material oder an fehlerhafter Anwendung. Ich weiß es nicht. Als ich den positiven Schwangerschaftstest in der Hand hielt, bin ich aus allen Wolken gefallen. Mir war aber sofort klar, dass ich das Baby bekommen werde. Egal, vor welche Herausforderungen es mich stellen würde.«

»Wie hat mein Vater auf die Nachricht reagiert?«

»Zuerst zurückhaltend. Sein Lebenstraum, unsere Pläne wurden über den Haufen geworfen. Doch mit fortschreitender Schwangerschaft freute er sich auf dich. Er machte mir sogar einen Antrag. Noch vor deiner Geburt haben wir geheiratet.« Wieder greift sie nach ihrem Glas. »Als du auf der Welt warst, war er ganz vernarrt in dich. Die geplante Weltreise legten wir auf Eis. Einvernehmlich waren wir der Meinung, dass unsere kleine Familie Vorrang hat.«

»Warum ist er abgehauen? Warum hat er mich, warum hat er uns sitzen gelassen?« Die Frage beschäftigt mich, seit ich damals an diesem einen Tag nach Hause gekommen bin und mein Vater weg war. Für immer.

»Die Antwort darauf kann ich dir leider nicht geben. Darüber habe ich selbst jahrelang gerätselt. Ich habe mir die Schuld gegeben, habe mich in Hätte-ich-doch-Ketten verheddert. Ja, wir hatten Meinungsverschiedenheiten, unterschiedliche Vorstellungen davon, wie unsere Zukunft als Familie aussehen soll. Jan fühlte sich wohl zunehmend eingeengt. Die Wohnung war klein, finanziell kamen wir gerade so über die Runden. Er machte mir Vorwürfe, dass ich mich verändert hätte, wünschte sich die Steffi zurück, in die er sich damals in Schweden verliebt hatte. Ich versuchte, den Spagat zwischen junger Mama und der Frau, die Jan haben wollte, zu schaffen.« Sie presst die Lippen

aufeinander. In ihren braunen Augen steht Traurigkeit. »Offensichtlich ist es mir misslungen. Ich habe meinen Mann verloren.« Sie macht eine Pause. »Und lange Zeit hatte ich das Gefühl, auch meinen Sohn verloren zu haben.« Sie schlägt die Hände vors Gesicht. Hilflos und etwas überfordert rücke ich zu ihr, lege meinen Arm um ihre Schultern und lehne meinen Kopf gegen ihren.

»Es tut mir leid«, flüstere ich. »Ich war so wütend, so enttäuscht, so verzweifelt, dass Papa plötzlich weg war. Für mich war es am einfachsten damit umzugehen, indem ich dir die Schuld gegeben habe. Alles andere hätte bedeutet, dass ich nicht liebenswert genug bin, damit er bei uns bleibt.« Meine Stimme erstickt.

Eine Weile halten wir uns einfach nur fest. Dann löst sich meine Mutter von mir.

»Es war falsch von mir, dir Hoffnung zu machen, Jan käme bald wieder. Aber dir die Wahrheit zu sagen, hätte bedeutet, dass ich mich selbst dieser letzten Hoffnung beraube, an die ich mich geklammert habe.« Sie wischt mit der Hand über ihr Gesicht. »Ich habe viele Fehler gemacht, das weiß ich. Im Nachhinein wäre es gut gewesen, wenn wir uns damals professionelle Hilfe genommen hätten. Ich könnte schon wieder weinen um die Zeit, die wir verloren haben.« Sie schnieft.

Ich ziehe aus meiner Hosentasche ein Taschentuch und reiche es ihr. »Weißt du, was aus meinem Vater geworden ist? Lebt er noch? Hast du eine Adresse?«

Meine Mutter schüttelt den Kopf. »Vor zehn Jahren hat er eine Postkarte geschickt. Gemäß Poststempel wurde sie in Kanada aufgegeben. Darauf schrieb er, dass er für dich ein Sparkonto eingerichtet hat und bis zu deinem achtzehnten Geburtstag regelmäßig einzahlt. Er würde dir dann die Bankdaten schreiben, damit du darauf zugreifen kannst.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. Bei mir ist nie etwas von ihm angekommen.

»Er hat nach dieser einen Postkarte nie wieder geschrieben.« Steffi legt eine Hand auf meinen Arm. »Es tut mir leid für dich.«

»Pah.« Ich schnaube. »Sein Geld will ich nicht.« Ich greife nach meinem Wasserglas und leere es in einem Zug.

»Ich verstehe dich. Vor sechs Monaten habe ich die Scheidung eingereicht. Etwas, wovor ich mich lange gesträubt habe, denn es fühlt sich ein bisschen wie Scheitern an. Das ist natürlich Unsinn. Aber es ist kompliziert, sich ohne bekannten Wohnsitz oder Aufenthaltsort des Ehemanns scheiden zu lassen. Im letzten Jahr habe ich eine Therapie begonnen, die mir sehr hilft.«

»So etwas in der Art hat Stella mir auch vorgeschlagen.« Ich denke an unser Gespräch zurück und an den Brief, den ich meinem Vater geschrieben habe.

»Ich kann dir gern den Kontakt von meiner Therapeutin geben.« Steffi zieht ihr Handy aus der Handtasche hervor.

Skeptisch runzle ich die Stirn. Psychologische Hilfe zu suchen, finde ich völlig in Ordnung. Aber die Therapeutin meiner Mutter? Das fühlt sich irgendwie zu nah an.

»Oder ich frage sie, ob sie dir jemanden empfehlen kann«, schiebt sie hinterher. »Falls es dir lieber wäre.« Sie legt ihr Handy auf den Wohnzimmertisch. »Magst du mir etwas von deiner Freundin Stella erzählen?« Allein ihren Namen zu hören, lässt ein Wärmekissen in mir explodieren. »So wie deine Augen aufleuchten, bedeutet sie dir sehr viel.«

»Sie bedeutet mir alles, ich liebe sie.« Die Worte kommen mir leicht, wie selbstverständlich über die Lippen. Weil sie wahr sind. Verdammt noch mal, das werde ich ihr auch genauso sagen. Ich hebe einen Zeigefinger. »Kleinen Moment, ich muss schnell telefonieren.« Ich nehme mein Handy, suche Stellas

Nummer heraus, rufe sie an. Es läutet. Einmal, zweimal, dreimal. Sicher schläft sie.

»Hmm, was is?«, nuschelt sie ins Telefon.

Mein Herz klopft mir bis zum Hals. Meine Hände sind schwitzig. »Sorry, habe ich dich geweckt?«

»Mhm?«

»Ich wollte dir nur sagen«, ich hole tief Luft, »dass ich dich liebe.«

# Kapitel 71

## *Stella*

Ich starre auf das Handy in meiner Hand. Morton hat sofort wieder aufgelegt.

*Ich wollte dir nur sagen, dass ich dich liebe.* Seine Worte dringen langsam in mein Hirn und in mein Herz, strömen durch mich hindurch in jede Pore. Wie Balsam legen sie sich auf meine Wunden, über die Szenen, die immer wieder in meinem Kopf aufflackern, und lassen mich alles andere vergessen.

An dem Abend wird es spät, doch Morton kommt wie versprochen vorbei, grinst, als er mir stolz den Haustürschlüssel vor die Nase hält. »Den habe ich Rosa aus dem Kreuz geleiert.«

»Hast du deinen Charme spielen lassen?« Ich gähne.

»Das war nicht notwendig. Wenn der hübsche Junge lieb um etwas bittet, kann niemand widerstehen.« Die Matratze neben mir sinkt ein, als er sich neben mich legt. Ich kuschle mich an ihn, mein Kopf ruht auf seinem Oberarm.

»Ich liebe dich auch«, flüstere ich. »Das wollte ich dir noch sagen.« Er drückt mich an sich und küsst mich vorsichtig auf die Schläfe. Dann erzählt er mir von dem Gespräch mit seiner

Mutter: dass sie eine Therapie macht und sich scheiden lassen will, aber keine Ahnung hat, wo sich ihr Mann aufhält.

»Vielleicht verbrenne ich den Brief an ihn einfach«, überlegt Morton laut. Ich schaue in sein schönes Gesicht, sehe die Traurigkeit und den Frust in seinen Augen.

»Oder du sendest ihm eine Flaschenpost.« Ich richte mich auf. »Wir könnten sie zusammen in die See werfen. Sie wird ihn nie erreichen. Aber du überlässt es dem Meer, deine Gedanken zu ihm zu tragen. Verstehst du, was ich meine? Das Verbrennen hat etwas Vernichtendes, Abschließendes. Willst du das? Es besteht eine zugegebenermaßen geringfügige Chance, dass sich dein Vater irgendwann doch bei dir oder deiner Mutter meldet. Dass ihr Antworten bekommen könntet. Wenn du deinen Brief dem Meer übergibst, teilst du mit, was dich bewegt hat, wie es für dich war. Es ist ein Teil von deinem Leben, bestimmt es aber nicht mehr.«

»Hm«, macht Morton. Er fasst mit der Hand an sein Kinn und zupft am nicht vorhandenen Bart. »Für jemanden, der einen Schlag an den Kopf bekommen hat und wiederbelebt werden musste, bist du ziemlich schlau.«

»Ja, das bin ich. Du bist schön und ich bin schlau.« Ich gebe ihm einen sachten Klaps auf seinen festen Bauch.

»Frech bist du auch.« Morton fängt meine Hand ein und sagt ernst: »Und schön.«

Und sprachlos. Wie nach seinem Liebesgeständnis hüllt mich eine Wolke der Glückseligkeit ein.

In den darauffolgenden Tagen kommt Morton jeden Abend vorbei, erzählt von der Arbeit, von Rocky und überreicht mir ein Bild, das Hannah und Ole gemalt haben. Es zeigt ein Figürchen mit langen roten Haaren, das eine Eistüte in der Hand

hält, die doppelt so groß ist wie es selbst. Neben ihr steht ein Strichmännchen mit kurzen gelben Haaren, das drei Köpfe größer ist als die Rothaarige. Darunter haben sie in krakeligen Buchstaben geschrieben: *Libe Stella. Wier vermisen dich. Gute Besserung von Hannah und Ole.*

Vor Lachen laufen mir die Tränen über die Wangen. »Bin ich das?« Ich zeige auf die Rothaarige und danach auf den Gelbhaarigen. »Und du der neben mir?«

Morton nickt und grinst breit. »Von einer Eistüte dieser Größe träumen die beiden.«

Nie bleibt Morton über Nacht. Nur so lange, bis mir die Augen zufallen und ich kurz vor dem Einschlafen bin. Dann küsst er mich zum Abschied, sagt: »Ich liebe dich, träum was Schönes und bis morgen.« Ich genieße jeden Moment seiner Nähe. In seinen Armen fühle ich mich sicher und geborgen. Dennoch sehne ich mich nach mehr. Nach seinen Fingern, die über mein Dekolleté fahren, seinen warmen Händen, die meine Haut, meinen Körper streicheln, nach leidenschaftlichen Küssen, auf die es keine andere Antwort als ein lustvolles Stöhnen geben kann.

Doch Morton behandelt mich wie ein rohes Ei. Sobald ich auch nur ansatzweise versuche, ihn zu mehr Nähe zu verführen, blockt er eisern ab.

Gestern hat mir meine Ärztin das Go gegeben, dass ich ab Samstag wieder arbeiten darf. An den zwei Tagen bis dahin sind leichte Aktivitäten erlaubt. Also alles, solange es mir keine Kopfschmerzen bereitet. Was bin ich froh, denn in den letzten Tagen ist mir zu Hause fast die Decke auf den Kopf gefallen. Rosa hat mit Argusaugen darüber gewacht, dass ich mich nicht überanstrengte. Doch irgendwann reicht es, wahlweise im Bett,

auf der Couch oder auf der Terrasse im Liegestuhl vor mich hinzudümpeln.

Heute begleiten Rosa und ich Oma das erste Mal zur Tagesbetreuung. Wir haben vereinbart, dass sie jeweils dienstags und donnerstags dort hingehet. Da ich erst übermorgen wieder arbeiten darf, werde ich Oma heute Nachmittag abholen. Was habe ich auf Rosa eingeredet, dass ich Oma auch allein hinbringen kann!

»Ach, papperlapapp. Ich möchte es so«, hatte Rosa entgegnet. »Ende der Diskussion.« Widerspruch zwecklos.

Mit großem Hallo wird Oma begrüßt. Zum Abschied umarmt sie erst mich, dann Rosa und steuert sogleich auf den Aufenthaltsraum zu, in dem bereits einige andere Tagesgäste dabei sind, den Frühstückstisch zu decken. »Soll ich das Geschirr spülen?«

Rosa und ich wechseln einen Blick, grinsen. Frau Carstensen versichert uns nochmal, dass Dottie in den besten Händen ist und wir sie ab fünfzehn Uhr abholen können.

Wir brechen auf. »Es ist ein bisschen wie ein neuer Abschnitt. Findest du nicht?«, sagt Rosa. »Als wenn man sein Kind das erste Mal in den Kindergarten bringt.«

Ich lache. »Beim Kindergarten kann ich nicht mitreden. Aber ich verstehe, was du meinst. Hoffentlich fühlt sich Oma wohl in der Gruppe.«

»Da habe ich keine Bedenken. Wenn etwas ist, ruft Frau Carstensen dich oder mich an.« Rosa öffnet den Reißverschluss ihrer Handtasche, zieht ihr Handy hervor, verstaut es wieder und schließt die Tasche. »Falls es dir mit dem Abholen heute Nachmittag doch zu viel wird, gib mir Bescheid, okay, Liebes?«

»Ja, mache ich.« Ich umarme sie. »Genieß deinen freien Tag.«

Einen Moment bleibe ich stehen und sehe Rosa nach, wie sie sich zügigen Schrittes die Straße hinunter entfernt. Was wären wir nur ohne sie? Rosa ist mehr als Omas Pflegerin. Sie ist eine Freundin, eine Vertraute und ein kleines bisschen ein Mutterersatz für mich.

Mittags fahre ich mit dem Bus an die Außenalster. Natürlich habe ich Charlotte informiert, dass ich am Samstag wieder einsatzbereit bin. Ich bin mir nur unsicher, ob sie mir das auch wirklich glaubt. Zudem könnte ich mir vorstellen, dass Influencer Morton sich in seiner Fürsorge dafür einsetzt, mich zu schonen. Das wäre lieb gemeint, aber ich möchte keine falsche Rücksicht und selbst entscheiden, ob ich mich fit genug fühle. Besser, ich rede persönlich mit Charlotte über den Arbeitsplan der nächsten Woche. Ob Morton etwas gesagt hat? Also über uns? Dass wir zusammen sind? Oh mein Gott, allein der Gedanke hört sich, ohne ihn auszusprechen, merkwürdig an. Ungewohnt, schön, neu, aufregend, kribbelig machend.

Und was ist eigentlich mit Sandy? Bisher haben wir kein Wort mehr über sie verloren. Müsste ich Anzeige erstatten, weil sie mir die Kette abgerissen hat, die ich jetzt wiederhabe? Weil ich auf die blöde Kuh reingefallen und gleich ins Wasser gesprungen bin? Das hört sich reichlich dünn an.

Als das Café in Sichtweite ist, beschleunigt sich mein Herzschlag. Ich freue mich auf Morton, auf Charlotte, Toni und auf Rocky. Es fühlt sich ein bisschen an, wie nach Hause zu kommen, ein Teil einer Familie zu sein, die füreinander da ist.

Die blau-weiße Markise von *Tonis Gelati-Express* ist ausgefahren. Luca steht hinter dem Verkaufsfenster. Außerhalb seines Wagens entdecke ich Toni, umringt von einer Handvoll Kinder.

Er wirft seine Jonglierbälle in die Luft. Einen, zwei, drei, vier, fünf ... Die Kids jubeln und klatschen.

»Ich auch, ich auch!« Ole hüpfte wie ein Gummiball auf und ab, reckt einen Arm in die Luft und schnippt mit den Fingern.

»Ich kann auch jonglieren.«

»Ooooooh«, Toni kommt ins Straucheln, »Achtung!« Er legt sich schützend die Hände über den Kopf. Die Bälle fallen auf den Boden. Die Kinder, Ole voran, stürzen sich auf sie.

Von ihnen unbemerkt, steuere ich auf das Café zu. Die Außen-sitzplätze sind etwa zur Hälfte belegt. Am Take-away stehen fünf oder sechs Leute an. Am Ende der Schlange tuscheln zwei Mädchen im Teenageralter miteinander, die immer wieder den Kopf in Richtung des Tresens recken. Kein Wunder, denn niemand anderer als Morton steht dahinter.

Mein Herz setzt zwei Schläge aus und verfällt in einen schnellen Trab. Seine blonden Haare sind sorgfältig verwuschelt. Das weiße enganliegende T-Shirt betont seinen athletischen Oberkörper, von dem ich weiß, wie er sich ohne den Stoff anfühlt. Morton reicht eine Eistüte mit zwei Kugeln an einen Herrn mit einem Kleinkind auf dem Arm. Als er sich der nächsten Kundin widmet, entdeckt er mich. Ein Strahlen zieht sich über sein Gesicht, das jeder Glühlampe Konkurrenz machen würde und mir einen warmen Schauer durch die Adern jagt. Er zieht eine Augenbraue hoch, neigt den Kopf leicht und hebt das Kinn. Eine wortlose Mischung aus: *Was machst du denn hier?* und: *Ich habe dich vermisst.*

»Stella!« Cara läuft mir mit einem Tablett voller Kuchenteller und Eisbecher entgegen. »Wie schön, dass du wieder da bist.« Sie hebt das Tablett an. »Sorry, ich muss servieren. Charlotte ist oben im Office.«

»Danke. Bis später.« Ich gehe ins Café, steige, – auch wenn es

mir schwerfällt – ohne Abstecher zu Morton die Treppe hoch ins Dachgeschoss.

Charlotte sitzt am Schreibtisch vor dem geöffneten Laptop. Auf ihrem Schoß hat sich Rocky zusammengerollt. Ihre blonden Haare sind zu einem Pferdeschwanz gebunden. Unter ihren türkisblauen Augen liegen leichte Schatten. Ihr Gesicht ist blass. Der Tod ihres Vaters und der Stress mit ihrer Mutter haben ihr sichtbar zugesetzt. Als wäre das nicht genug, bin ich krank ausgefallen.

»Hi«, sage ich, nun doch etwas beklommen, weil ich nicht weiß, wie viel Morton erzählt hat.

Charlotte blickt auf. »Stella!«

Rocky schreckt hoch. Sie nimmt ihn von ihrem Schoß, setzt ihn auf den Fußboden, dann umarmt sie mich fest. »Wie geht es dir? Morton hat uns von dem Vorfall mit dieser Frau und deinem Unfall erzählt. Was bin ich froh, dass du einigermaßen glimpflich davongekommen bist.«

»Morton hat mir das Leben gerettet. Hätte er mich nicht aus dem Wasser gezogen und beatmet ...« Bei der Vorstellung, wie viel Angst er um mich ausgestanden hat und dass es viel schlimmer hätte ausgehen können, stockt mir die Stimme.

»Wie bitte?« Charlotte reißt die Augen auf, ihr Mund steht offen. »Morton hat nur erwähnt, dass du durch einen Schlag an den Kopf bewusstlos geworden bist und er dich ans Ufer geschleppt hat.« Sie legt die Hände an ihre Wangen. »Oh, mein Gott, Stella!« Tränen steigen in ihre Augen, dann zieht sie mich erneut in eine feste Umarmung.

Ich löse mich von meiner Chefin. Sie wischt mit den Fingerspitzen ihre Tränen weg.

Rocky maunzt, streicht um meine Beine, stupst mich an. Ich bücke mich nach ihm, kraule ihn hinter den Ohren. »Mir geht

es gut. Ich darf ab Samstag wieder arbeiten. Hat Morton das an dich weitergegeben?«

Charlotte nickt. »So in etwa.«

Fragend ziehe ich eine Augenbraue hoch.

»Er sagte, dass du ab Samstag stundenweise ...«

»Pah!«, ich schnaube. »Habe ich es mir doch gedacht. Ich hätte dich besser direkt anrufen sollen.«

Charlotte hebt beschwichtigend die Hände. »Ich finde die Idee, langsam zu starten, gar nicht so verkehrt.«

»Aber ich kann ...«

»Lass uns doch gemeinsam den Einsatzplan anschauen.« Sie zeigt auf den Laptop. Dann schnellt ihr Blick zur Treppe. »Stopp, Rocky, da unten hast du nichts zu suchen.« Sie schnappt sich den Kater, setzt ihn in seine Box. »Wir werden ein Gitter für ihn organisieren müssen.« Sie lässt sich auf dem Stuhl nieder, öffnet auf dem Computer die entsprechende Datei. Ich stelle mich hinter sie.

»Morgen springen nochmal Cara und Luca ein, weil Morton gern den Tag frei haben möchte.«

Ach, davon hat Morton mir gar nichts gesagt. Ich bemühe mich, mir meine Irritation nicht anmerken zu lassen, mache ein interessiertes Gesicht und nicke verständnisvoll.

»Den liegengebliebenen Bürokrum habe ich dank der Unterstützung von Cara und Luca heute zum größten Teil abarbeiten können«, erklärt sie. »Am Samstag und Sonntag werde ich die erste Stunde allein stemmen. Deine Schicht wäre von elf bis sechzehn Uhr. Montag habe ich einen Termin bei der Bank. Da wäre ich froh, wenn du ab zehn Uhr da sein könntest.«

»Okay, aber grundsätzlich würde ich schon gern wieder meine vollen Schichten arbeiten«, betone ich.

»Lass uns das Wochenende wie geplant starten und wenn du

dich Montag fit genug fühlst, dann bleibst du bis zum Abend.«  
Charlotte sucht meinen Blick.

»In Ordnung.«

An den Schritten höre ich, dass jemand die Treppe nach oben kommt. Mortons blonder Haarschopf taucht in meinem Sichtfeld auf.

»Hi«, sagt er, fährt sich durch die Haare, sieht von mir zu Charlotte und wieder zurück, bleibt an meinen Lippen hängen. Seine Augen verdunkeln sich, sein Mund steht leicht offen. Er kommt näher. Wird er mich küssen? Vor unserer Chefin?

# Kapitel 72

## *Morton*

Stellas sehnsüchtiger Blick begegnet meinem. Mein Mund wird trocken, ich befeuchte meine Lippen, will ihre küssen. Allein die Anwesenheit unserer Chefin lässt mich zögern. Auch wenn Charlotte sicherlich längst ahnt, was da zwischen uns abgeht, gehört es nicht hierher. Ich sollte mich professionell verhalten.

»Hey, ich habe gehört, dass unsere liebe Stella wieder an Bord ist.« Toni steigt die letzte Stufe der Treppe hoch. »Lass dich mal drücken.« Er drängt sich an mir vorbei, umarmt Stella und hebt sie dabei an. »Wir haben dich vermisst.« Er stellt sie wieder auf die Füße. »Dich habe ich auch vermisst. Seit heute Morgen habe ich keinen Kuss bekommen.« Toni zieht Charlotte von ihrem Stuhl und küsst sie stürmisch.

»Toni«, nuschelt sie, drückt ihn sanft von sich. »Wir sind nicht allein.«

»Sorry.« Er dreht sich zu uns. »Ich war«, er senkt die Stimme, »ausgehungert.« Toni lächelt schelmisch.

Charlotte stößt ihn in die Seite. »Du bist unmöglich.«

»Aber du liebst mich«, kontert er.

Ich schmunzle, sehe Stella an, die ebenso amüsiert die Lippen

verzieht. Ich starre auf ihren Mund. Ihre Zungenspitze fährt kurz über ihre Oberlippe. Ihr Brustkorb hebt und senkt sich ebenso schnell wie meiner. Ob sie mein Herz klopfen hört? Es wummert wie eine Waschmaschine im Schleudergang. Prompt schiebt sich das Bild von Stella und mir in der Waschküche in meine Gedanken. Ein Räuspern holt mich zurück.

»Was ist mit euch beiden?« Charlotte stemmt die Hände in die Seiten. Ihre Mundwinkel zucken. »Ihr seid doch mehr als Gerettete und Retter.«

Toni grinst. »Sorry, aber zwischen euch beiden liegt etwas in der Luft. Als hätten sich die bisherigen Blitze in pulsierende Herzchen oder knisternde Feuer verwandelt.«

Wie automatisch lege ich einen Arm um Stellas Taille, ziehe sie eng an meine Seite, meine Hand an ihrer Hüfte. Stella und ich tauschen einen Blick aus. Sie nickt zustimmend auf meine wortlose Frage.

»Ich liebe Stella«, sage ich frei heraus und küsse sie. Endlich. Sie schlingt ihre Arme um meinen Hals, presst sich an mich, als wenn die kleinste Lücke zwischen uns zu viel Distanz wäre.

»Morton! Dein Typ wird hier unten verlangt«, ruft Cara nach oben. Ich hatte sie gebeten, für fünf Minuten auf den Take-away zu achten, damit ich Stella begrüßen kann. Schweren Herzens beende ich unseren Kuss. Stella seufzt tief.

»Siehst du«, Toni stupst Charlotte mit dem Finger auf die Nase. »Das nenne ich mal ausgehungert.« Er gluckst.

»Das kommt überraschend.« Charlotte lacht. »Nicht unerwartet. Da war von Anfang an eine Dynamik zwischen euch.« Sie schüttelt den Kopf. »Schade, eure Zankerei war hin und wieder sehr unterhaltsam. Ich freue mich für euch.«

»Um dich zu entertainen, können Stella und ich uns gern hin und wieder streiten.« Ich grinse frech, zucke mit den Schultern

und gehe. Mit Stellas Geschmack auf meinen Lippen kehre ich zurück nach unten, erfüllt von Verliebtsein und einer seltsamen Beseeltheit.

Als ich sehe, wer dort neben dem Tresen steht und auf mich wartet, gefriert alles in mir, nur um sofort durch heiße Wut wieder zu zerfließen. Ich balle die Hände zur Faust zusammen, mein ganzer Körper spannt sich an und ich muss mich schwer beherrschen, nicht handgreiflich zu werden.

»Hi«, sagt Sandy, macht einen Schritt zurück. Sie wirkt unscheinbar, ungeschminkt, die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, in grauer Jogginghose und rotem Kapuzenshirt.

»Was willst du?«, stoße ich durch meine zusammengebissenen Zähne hervor.

»Mich entschuldigen«, antwortet sie leise. »Der Vorfall tut mir leid, ich weiß auch nicht, was mit mir los war.« Ihre Lippen bebten, doch ihre Augen bleiben kalt.

»Ach ja?« Zornig funkle ich sie an.

Sie zuckt zusammen. »Ja«, sie nickt eifrig, »ich bin normalerweise eine sehr mitfühlende Person. Die Rothaarige muss mich gereizt haben. Wie auch immer, es ist ja nichts Schlimmes passiert. Ich habe meinen ersten Auftrag als Influencerin und da wäre es fatal, wenn ...«

»Dich gereizt? Nichts passiert?« Die Wut platzt aus mir heraus. »Bist du noch ganz dicht? Stella hätte sterben können. Du kannst froh sein, wenn du keine Anzeige wegen Körperverletzung an den Hals kriegst. Dein scheiß Auftrag ist mir sowas von scheißegal. Du bist mir scheißegal.« Ich rede mich in Rage, baue mich mit geschwellter Brust vor ihr auf. »Verschwinde!« Mit dem ausgestreckten Arm zeige ich zur Tür. »Ich will dich nie wiedersehen. Wenn du Stella, meinem Bruder oder sonst

irgendjemandem auch nur ein Härchen krümmst, vergesse ich mich.«

»Was ist hier los?« Charlottes Stimme erklingt hinter mir. Sie legt eine Hand an meinen Rücken. »Ach, du bist doch diese ...«

»Sandy«, werfe ich ein. »Die Sandy, die Stella ihre Kette geklaut hat.«

»Ich habe sie ihr nicht geklaut«, protestiert Sandy.

Charlotte tritt dicht vor sie. »Stella hätte sterben können, ist dir das klar?«

Sandy zuckt mit den Achseln. »Ich habe die Hexe nicht gezwungen, ins Wasser zu springen.«

»Raus hier!« Charlottes Stimme ist schneidend. »Du hast ab sofort Hausverbot. Wenn du noch einmal hier auftauchst, rufe ich die Polizei und zeige dich an.«

Ihre Worte treffen Sandy wie eine Ohrfeige. Sie erblasst, presst die Lippen aufeinander und zieht die Schultern hoch, als könnte sie sich zwischen ihnen verstecken.

»Geh. Sofort. Du hast hier nichts mehr verloren.« In Charlottes Augen lodert der Zorn.

Sandy weicht zurück, dann wendet sie sich ab, zieht sich die Kapuze ihres Shirts über den Kopf, stürmt über die Terrasse und verschwindet aus meinem Sichtfeld. Aus meinem Leben. Hoffentlich.

# Kapitel 73

## *Stella*

Toni schüttelt seine Hand aus. Kann sein, dass ich sie etwas zu fest gedrückt habe. Angespannt haben wir beide von oben verfolgt, wie Charlotte Miss Schlauchboot rausgeworfen hat.

Danach herrscht Stille.

»Du bleibst hier, ich sehe nach.« Toni hebt einen Zeigefinger. Sein Blick ist unmissverständlich. Nervös gehe ich zu Rocky und streichle ihn.

»Alles okay?«, höre ich Toni fragen.

Danach ertönen Schritte auf der Treppe. Es ist Morton. Ich stürze auf ihn zu. Wir halten uns fest. Ich spüre seinen schnellen Herzschlag an meinem.

»Sie ist weg«, flüstert Morton. Sein Atem geht stoßweise. »Oh mein Gott, ich war so wütend, wusste kaum, wohin damit.« Ich presse mich noch fester an ihn, als könnte ich ihm einen Teil seiner Energie, seiner Aufgewühltheit abnehmen. Minutenlang verharren wir so, bis Morton mich sanft von sich drückt. Mit seinen Händen umfasst er mein Gesicht. Dann küsst er mich, drängend, intensiv, elektrisierend, als gäbe es kein Morgen. Seine Zunge dringt in meine Mundhöhle, erforscht sie, ringt mit

meiner Zunge. Ein Stöhnen entweicht ihm. Meine Beine werden weich. Morton hält mich und bricht unseren Kuss ab.

»Sorry, wenn ich zu heftig war.« Er streicht behutsam über meine Wange. »Ich habe kurz vergessen, dass du noch angeschlagen bist.«

»Keine Sorge, mir geht es gut. Du hast mich nur ein wenig schwindelig geküsst.« Ich lehne meine Stirn gegen seine Brust. »Was wollte sie?«

»Sie faselte etwas von irgendeinem beschissenen Influencer-Auftrag. Ich schätze, sie befürchtet, dass sie in Schwierigkeiten kommen oder ihr Image«, er malt Führungszeichen in die Luft, »leiden könnte. Charlotte hat ihr Hausverbot erteilt. Ich glaube nicht, dass sich Sandy hier nochmals blicken lässt.«

»Puh«, ich stoße die Luft aus, »zum Glück, Miss Schlauchboot soll am besten irgendwo aufs Meer hinaustreiben, wo sie keinen Schaden anrichten kann.«

»Miss Schlauchboot?«, Morton runzelt die Stirn.

»Ach, so habe ich sie für mich genannt. Wegen ihrer übermäßig aufgeblasenen Lippen.« Ich zucke mit den Achseln.

Morton prustet los. »Danke, jetzt habe ich so was wie einen visuellen Ohrwurm. Apropos Meer.« Das Lachen weicht aus seinem Gesicht. Sein Blick ruht ernst auf mir. »Ich habe morgen frei und will eine Flaschenpost aufgeben.« Er greift nach meinen Händen, drückt sie und fragt leise: »Begleitest du mich?«

Etwas in seiner Stimme klingt verletzlich und unsicher.

»Ja, klar!« Ich erwidere seinen Händedruck. »Sehr gern.«

Er hebt meine Hände, presst sie auf seine linke Brust, dort, wo ich seinen kräftigen Herzschlag wahrnehme.

»Ich liebe dich«, flüstere ich.

»Ich liebe dich«, erwidert Morton, bevor er meine Lippen mit seinen verschließt und wir in einem innigen Kuss versinken.

»Sorry, Morton, wir brauchen dich unten. Am Take-away stehen die Leute Schlange«, ruft Charlotte.

»Komme«, erwidert er, ohne mich loszulassen.

»Verdammt, wie spät ist es?« Abrupt löse ich mich von ihm. Morton schaut auf seine Uhr »Viertel nach zwei.«

»Ich muss los, Oma von der Tagesbetreuung abholen.«

Den ganzen Nachmittag und Abend plaudert Oma darüber, was sie gemacht haben, irgendwas mit Singen und Elefanten füttern beim Spaziergang durch den Park. So genau bekommt sie das Programm nicht mehr zusammen. Die Elefanten im Park bezweifle ich, aber das ist auch egal. Oma macht einen fröhlichen, geradezu aufgekratzten Eindruck.

Ich freue mich und bin erleichtert, dass es ihr so gut gefallen hat. Wir machen uns einen ruhigen Abend, setzen uns nach dem Abendbrot auf die Terrasse.

»Danke, Stella«, sagt Oma auf einmal. Sie sieht mich sehr klar an. »Danke für alles.«

»Ach, Oma.« Ich stehe auf, trete hinter ihren Stuhl und umarme sie. »Ich hab dich lieb.« Ich schmiege meine Wange an ihre, schließe die Augen, nehme den Duft ihrer Lavendelseife wahr. Die Wärme ihrer Haut. Sie legt ihre Hände auf meine Arme. Ich wünschte, ich könnte diesen Moment mit all meinen Sinnen für immer festhalten.

Um einundzwanzig Uhr gähne ich am laufenden Band. Oma fallen immer wieder die Augen zu. Wir gehen zu Bett. Unsere Zimmertüren lasse ich einen Spaltbreit offen. Morton hat sich nicht mehr gemeldet. Ich schätze, dass er keine Zeit gefunden hat. Sicher wird er morgen von sich hören lassen. Mit dem Gedanken an Morton und unseren Ausflug ans Meer schließe ich meine Augen und schlafe ein.

Ein kratzendes Geräusch weckt mich. Ich setze mich auf, lausche. Es kommt von unten. Ich höre, wie die Haustür aufgeschlossen wird. Morton und Rosa sind die einzigen, die einen Schlüssel haben. Rosa wird kaum auf die Idee kommen, mitten in der Nacht hier aufzukreuzen. Mein Wecker auf dem Nachtschrank zeigt ein Uhr an. Die Treppenstufen knarzen, dann wird meine Zimmertür geöffnet. Im schwachen Licht, das durch die Jalousien scheint, sehe ich, wie Morton erst den Hals langmacht und dann leise hereinkommt.

»Hi«, sage ich etwas heiser.

»Habe ich dich geweckt?«, flüstert er und lehnt die Tür hinter sich an.

»Macht nichts.« Inzwischen bin ich hellwach, denn in meinem Bauch muss eine Tüte Brausepulver geplatzt sein. Deren Inhalt hat sich zu einer kribbelnden, sprudelnden Menge aufgelöst.

Morton stellt eine Sporttasche auf meinen Schreibtisch. »Sorry.« Er kommt zu mir und setzt sich auf die Bettkante. »Ich dachte, wenn ich bei dir übernachten darf, könnten wir gleich morgen früh losfahren.« Er streicht mir eine Haarsträhne hinter das Ohr, schiebt seine Hand in meinen Nacken und küsst mich unterhalb des Ohrläppchens. Ich erschauere.

»Das ist eine sehr gute Idee.« Ich neige meinen Kopf seitlich. Morton versteht meine Aufforderung, verteilt federleichte Küsse auf meinem Hals bis runter zum Schlüsselbein. Jeder einzelne jagt einen warmen Schauer durch meinen Körper. Leise stöhne ich, als Mortons Hände ihren Weg unter mein Schlafshirt finden, an meinen Seiten entlangstreichen und unterhalb der Achseln stoppen.

»Der Tag war sicher anstrengend für dich«, sagt er, küsst mich auf die Nasenspitze und zieht sich zurück. Er steht auf, entledigt sich der Kleidung bis auf seine Boxerbriefs, die erkennen

lassen, dass er durchaus für mehr bereit wäre. Morton hebt die Decke an und steigt zu mir ins Bett. Ich drehe mich auf die Seite, mit dem Rücken zu ihm. Er legt einen Arm über meine Taille, schiebt seine Hand auf meinen Bauch, wahrt aber Abstand. Ich rutsche zurück, bis ich direkt vor seiner Brust liege und drücke meine Kehrseite gegen seinen Schoß. Ganz leicht bewege ich mich vor und zurück, nehme seinen anschwellenden Penis wahr, der sich gegen mich presst.

»Stella, bitte.« Morton stöhnt leise. »Ich will nichts lieber als mit dir schlafen, aber ...«

In einer fließenden Bewegung drehe ich mich zu ihm um. »Ich will es auch.« Ich setze mich auf, ziehe mir mein Shirt, Schlafshorts und den Slip aus. Mortons Augen glühen vor Verlangen. Dann setze ich mich auf ihn. Durch den Stoff seiner Boxerbriefs spüre ich seine Erektion. Sie zuckt, als warte sie nur darauf, endlich befreit zu werden.

Morton stöhnt. »Aber du bist ...«

Selbst jetzt, wo so deutlich ist, was sein Körper will, versucht Morton, sich zu beherrschen. Ich rutsche von ihm runter. Zielstrebig lasse ich meine Finger unter den Stoff gleiten, umfasse seine Härte und versichere: »Vertrau mir. Ich weiß, was mir guttut.«

»Okay«, keucht Morton. »Wenn es dir zu viel wird ...« Er verstummt, als ich sanft über seine Spitze streiche. Dann hebt er sein Becken an und entledigt sich seiner Unterwäsche. Aus dem Nachschrank nehme ich ein Kondom. Wie gut, dass ich für Nachschub gesorgt habe. Ich reiße die Folie auf, rolle das Gummi über Mortons hochaufragenden Penis und lasse mich langsam auf ihn sinken, bis er mich ganz und gar ausfüllt. Morton stöhnt, gräbt seine Hände in meine Oberschenkel. Regungslos sitze ich auf ihm, genieße es, ihn in mir zu spüren,

mit ihm körperlich verbunden zu sein. Dann bewege ich mich, kippe mein Becken vor und wieder zurück.

»Oh, fuck«, ächzt Morton, er kneift die Augen zusammen. Wieder verharre ich. Ihn so zu sehen – erregt und zugleich konzentriert darauf, seinen Orgasmus rauszuzögern – törnt mich an. Doch ich bin noch nicht so weit.

»Berühr mich.« Ich nehme seine Hand, führe sie zu meiner Mitte. Er versteht, schiebt seine Finger zielstrebig zwischen meine Schamlippen, kreist über meine Klitoris. Geduldig, unerlässlich. Meine Lust steigt höher und höher. In mir braut sich etwas zusammen. Jetzt bin ich es, die »oh, fuck« keucht. Ich lasse meine Hüften kreisen. Morton hebt sein Becken, stößt in mich, treibt mich von innen und von außen bis zum Höhepunkt. Mein Orgasmus überwältigt mich. Ich komme, bebe, als sich die Lust entlädt. Morton folgt mir.

# Kapitel 74

## *Morton*

Mit Stella im Arm aufzuwachen, ist unbeschreiblich. Diese Mischung aus Verliebtsein, purem Glück, Begehren und Befriedigung macht, dass ich am liebsten den ganzen Tag mit ihr im Bett verbringen würde. Doch für heute haben wir eine Mission: die Flaschenpost aufgeben.

Beim Frühstück diskutieren wir kurz, wohin wir fahren. Stella plädiert für die Ostsee, weil wir dort nicht auf die Flut warten müssten. Zudem würde meine Flasche laut Stellas Einschätzung einen besseren Kurs auf Schweden nehmen. Vor allem, wenn wir bis Fehmarn fahren und ich sie dort ins Meer werfen würde. Durchaus schlagkräftige Argumente, doch ich habe mich bereits auf Sankt Peter-Ording eingenordet. Weil wir die Zeit haben, auf die Flut zu warten. Und vor allem, weil Stella schöne Erinnerungen an den Ort hat und ich diese gern mit ihr aufleben lassen möchte.

»Wenn mein Vater meinen Brief erhalten soll, dann findet die Flasche den Weg zu ihm. Egal, ob ich sie in die Nord- oder Ostsee werfe«, erkläre ich und nehme damit Stella den Wind aus den Segeln.

Nach tagelangem Sonnenschein und warmen Temperaturen regnet es ausgerechnet heute. Wir stellen das Auto auf dem Parkplatz ab und laufen runter an den Strand. Die Flaschenpost trage ich im Gymbag auf dem Rücken. Der intensive Dauerregen ist in ein sanftes Nieseln übergegangen. In ihrer gelben Regenjacke, der dunkelblauen Jeans und den dunkelgrünen halbhohe Wanderschuhen sieht Stella wie ein farbenfroher Klecks vor dem Grau in Grau des wolkenverhangenen Himmels aus. Ihre roten Locken kräuseln sich durch die Feuchtigkeit noch mehr als sonst.

Als wir die Wasserkante erreichen, bleibt sie stehen, schließt die Augen, atmet tief ein und aus. »Ich liebe es, diese Luft, das Rauschen des Wassers.« Sie sieht mich an, ihre Augen strahlen. »Mama hat mir mal erzählt, dass sie lange davon geträumt hat, an die See zu ziehen. In ein altes Haus, das sie sich so gestalten wollte, wie es ihr gefällt.«

»Was hat sie daran gehindert, sich ihren Traum zu erfüllen?« Die Vorstellung, am Meer zu wohnen, gefällt mir. Und das, obwohl ich das Leben und die Möglichkeiten in der Großstadt durchaus schätze.

»Ich, Oma, unser Haus ...« Stella richtet ihren Blick aufs Meer. »Würdest du dich für die Unsicherheit und Ungewissheit entscheiden, wenn du eine kleine Tochter hättest? Und Eltern, die für dich da sind, für die du ebenso da sein möchtest?«

Würde ich es einfach tun? Ich schiebe meine Hände in die Hosentaschen, starre auf graugrüne Wellen, beobachte, wie sich eine nach der anderen hebt, für eine Millisekunde zu verharren scheint – krachend bricht, sich bis zum Strand ergießt und wieder zurückläuft. Ein stetiges Kommen und Gehen. Mein Vater hatte sich fürs Gehen entschieden. Meine Mutter, so wie Stellas, für die Sicherheit. Und ich? Bin ich wie er? Oder wie sie? Tief hole ich Luft, puste sie hörbar aus.

»Mama hat mir auch erzählt, dass sie ihre Entscheidung nie bereut hat. Dass Träumen einfach schön ist. Sich etwas auszumalen. Solange es nicht zu weh tut. Nicht jeder Traum ist dafür da, ihn sich zu erfüllen. Manchmal begleiten sie uns nur. Sie machen uns bewusst, was wir trotz allem haben. Um nichts in der Welt hätte Mama ihr Leben in Hamburg mit mir, mit Oma und Opa missen wollen.« Tiefe Überzeugung liegt in ihren Worten. Ich stelle mich hinter Stella, schlinge meine Arme um sie. Sie lehnt sich gegen meine Brust.

»Meine Mutter hat sich auch fürs Bleiben entschieden, ganz ohne Auffangnetz. Während mein Vater sich seinen Traum erfüllen wollte.« Ich lege mein Kinn auf Stellas Kopf. »Ich schätze, es ist schwierig, etwas zusammenhalten zu wollen, was so dermaßen auseinanderdriftet. Dann geht man. Das heißt nicht, dass ich es so machen würde.«

Sie legt ihre Hände auf meine Unterarme. »In einer Beziehung sollte Raum bleiben, über Träume zu reden, über eigene und gemeinsame. Es geht ein Stück weit darum, man selbst zu bleiben.«

»Vermutlich hätten sich meine Eltern so oder so irgendwann getrennt.« Ich löse mich von Stella, nehme den Gymbag ab, öffne ihn und hole die Flasche heraus. Ich bin bereit, loszulassen, nach vorne zu schauen, anstatt dem Vergangenen nachzuhängen. Die Flasche lege ich auf den Sand, streife die Turnschuhe von meinen Füßen, ziehe die Socken aus, stopfe sie in die Schuhe, kremple meine Jeans eine Handbreit nach oben. Dann nehme ich die Flasche, wate ins Wasser, das kalt meine Füße umspielt. Eine Welle rollt heran, bricht tosend. Die schäumende Gischt schwappt mir bis ans Schienbein. Egal. Sachte übergebe ich die Flasche dem Wasser, das sich wieder zurückzieht. Es nimmt den Brief an meinen Vater mit, meine

Fragen, auf die ich keine Antworten bekommen werde. Mit der nächsten Welle rollt die Flasche nochmals heran, um sich im nächsten Moment zurückziehen zu lassen. Ich drehe mich um, wate an den Strand zurück.

Stellas Blick ist auf mich gerichtet, er verschwimmt etwas vor meinem. Sie nimmt mich in den Arm, hält mich fest.

Feuchtigkeit benetzt mein Gesicht, ich fahre mit der Zunge über meine Oberlippe, schmecke etwas Salziges. Ich empfinde keine Traurigkeit. Es ist mehr das Bewusstsein, einen entscheidenden Schritt gemacht zu haben, das mich emotional überwältigt. Und eine große Dankbarkeit, Stella an meiner Seite zu wissen. Mit dem Getöse der nächsten Welle erreicht uns das heranrollende Wasser. Stella quiekt, springt einen Meter zurück. Ich haste nach meinen Schuhen inklusive Socken.

»Hey, die brauche ich noch!«, rufe ich und schnappe sie. Stella bricht in Lachen aus, ich stimme mit ein. Lache laut, befreit. Eine innere Ruhe breitet sich in mir aus und ich bin einfach glücklich, im Moment.

# Kapitel 75

## *Stella*

Nie habe ich einen verregneten Tag an der Nordsee so sehr genossen wie den Ausflug mit Morton am letzten Freitag. Es war emotional, ja, aber wunderschön. Über zwei Stunden sind wir am Strand spazieren gegangen, haben geredet – unterbrochen von ausgiebigen Knutschpausen. Als wir gegen Abend wieder bei mir zu Hause waren, saßen Oma und Rosa in der Küche und verarbeiteten die diesjährige Ernte der schwarzen Johannisbeeren. Zum Glück. So bekamen sie hoffentlich nicht mit, dass Morton und ich zusammen in die Badewanne stiegen und ein im wahrsten Sinne des Wortes heißes Bad nahmen.

In den letzten Tagen ist wieder mehr Ruhe und Alltag in mein Leben eingekehrt, zumindest ist das mein Eindruck.

Nachdem Samstag und Sonntag doch anstrengend waren, verlief der Montag im gewohnten Rhythmus.

Charlotte kam mittags von ihrem Banktermin zurück. Ihrem Outfit nach, im cremefarbenen Hosenanzug, Pumps und einer edelaussehenden Laptoptasche, muss er sehr wichtig gewesen sein. Ob ihr glückliches Lächeln auf den erfolgreichen Verlauf des Gesprächs oder auf ihre Stippvisite in Tonis Eiswagen auf

ihrem Rückweg zurückzuführen war, weiß ich nicht. Vielleicht beides.

Am heutigen Dienstag beginnt meine Schicht erst um zwölf, sodass ich am Morgen erst Oma zur Tagesbetreuung bringe und mich danach zu Hause um die Wäsche kümmere. Um Viertel vor zwölf treffe ich beim Café ein.

Morton steuert mit dem Tablet in der Hand auf einen Tisch mit Gästen zu. Er entdeckt mich, schenkt mir ein tausend-Watt-Lächeln und einen Blick, der mir verlegene Röte in die Wangen treibt und mein Herz hüpfen lässt. Dann widmet er sich den Gästen: »Hallo, ihr Hübschen. Was darf ich euch bringen?«

»Hallo, Stella.« Charlotte umarmt mich. »Alles klar bei dir?«

»Ja, danke.« Ich löse mich von ihr. »Das war heute ganz praktisch, dass ich Oma am Morgen zur Tagesbetreuung bringen konnte. Dort geht sie jetzt zweimal die Woche hin.«

»Ah, prima.« Charlotte hebt einen Finger, als hätte sie ein Anliegen. Morton kommt zur Tür herein. »Morton, kleinen Moment.« Sie winkt ihn zu uns. »Könntet ihr euch beide den Freitagabend freihalten?«

»Klar«, sagt Morton sofort.

»Ich müsste es mit Rosa klären«, erwidere ich zögernd.

»Nein, das ist nicht nötig«, wirft Charlotte ein. »Deine Oma und sie sind auch eingeladen. Toni und ich, wir möchten mit euch und«, sie holt tief Luft und macht eine ausladende Bewegung, als würde sie die ganze Welt umarmen wollen, »der ganzen Eisliebe-Familie ein Fest feiern. Wir möchten euch für eure großartige Unterstützung in den letzten schwierigen Wochen danken, weil wir so froh sind, dass alles gut gegangen

ist und weil es wichtige Neuigkeiten gibt.« Charlotte lächelt.

»Und ohne euch läuft diese Feier nicht.«

»Cool, ich bin dabei.« Morton deutet mit dem Kopf zum Take-away. »Kundschaft. Ich gehe schon.«

»Warte kurz«, unsere Chefin hält ihn am Arm zurück. »Dein kleiner Bruder und deine Mutter sind ebenfalls eingeladen. Falls sie noch jemanden mitbringen möchte, sehr gern.«

»Bist du dir sicher? Ole wird ausflippen und den ganzen Laden hier unterhalten.« Morton verdreht die Augen. »Scherz beiseite, ich gebe ihnen Bescheid. Diesen Freitag?«

»Ja, ab neunzehn Uhr dreißig ist geschlossene Gesellschaft.«

»Oma wird sich freuen, solange sie das Geschirr spülen darf.« Ich lache.

»Das darf sie.« Charlotte nickt. »Dann rufe ich jetzt Cara an, dass sie Luca und Laura informiert. Danach kümmere ich mich um den Kater und die Bestellungen. Stimmt du dich bitte mit Morton ab, wer welchen Bereich übernimmt. Wenn er in Pause geht, springe ich wieder ein.«

»Alles klar.«

Ich steige die Treppe nach oben, schiebe einen großen Karton, der als improvisierte Katzensicherung dient, zur Seite. Rocky kommt sofort angesprungen, streift um meine Beine. Ich kraule ihn hinter den Ohren. »Ja, du darfst am Freitag auch mitfeiern.«

Was das wohl für wichtige Neuigkeiten sind? Sicher etwas Positives, sonst würden sie wohl kaum so einen Rahmen schaffen. Oder? Warum hat Charlotte dann *wichtige* Neuigkeiten gesagt, nicht *gute*? Es wird doch am Ende kein Abschiedsfest werden?

## Kapitel 76

### *Morton*

Den ganzen Tag schon ist die Stimmung im Café aufgekratzt. Charlotte wuselt in der Küche rum, telefoniert mehrmals mit einer von Tonis Schwestern in der *Gelazzeria*. Wenn ich das richtig verstanden habe, geht es um einen Wein, der nicht geliefert worden ist und nun ersetzt werden soll.

Mittags übernehme ich Tonis Eiswagen, weil er noch irgendetwas furchtbar Dringendes erledigen will. Der Gute wirkt etwas durcheinander. Erst rutscht ihm ein Löffel aus der Hand. Als er sich bückt und ihn aufhebt, stößt er sich beim Hochkommen den Kopf an der Edelstahlarbeitsplatte. Er stöhnt auf, fasst sich an den Schädel. Dann erwischt er mit dem anderen Arm den Behälter mit den Streuseln, sodass sich diese in alle Richtungen im Wagen verteilen.

»Sorry«, sagt Toni und zieht eine Grimasse.

»Sieh zu, dass du jetzt rauskommst und dich mal ein bisschen entspannst.« Energisch schiebe ich ihn in Richtung Tür, schnappe mir Besen und Kehrblech, um das Streusel-desaster zu beseitigen.

Luca liefert gegen Abend Getränke und Essen an. Fünfmal muss der Arme hin und her laufen, denn mit seinem Transporter darf er nicht direkt bis zum Café fahren. Stella und Charlotte dekorieren die Tische. Bereits um neunzehn Uhr hängt Toni sein *Geschlossen*-Schild in den Wagen. Ich helfe ihm, die Markise einzufahren und das Mobiliar zusammenzustellen. Wir gehen rüber ins Café.

In Windlichtern zucken Kerzen. Seitlich der Treppe zur Außenterrasse säumen Fackeln die Stufen.

Meine Freundin sieht wunderschön aus in ihrem dunkelgrünen ärmellosen Sommerkleid. Sie erwischt mich dabei, dass ich sie anstarre, schenkt mir ein kokettes Lächeln und einen tiefen Blick. Ich kann gar nicht anders, als schnurstracks zu ihr zu gehen und sie zu küssen.

»Oh, was sehen meine alten Augen?«, höre ich Violetta Mangolds Stimme. »Da haben die sprühenden Funken das Feuer der Liebe entfacht.«

Stella und ich fahren auseinander.

»Violetta«, rufe ich, gehe ihr entgegen und biete ihr meinen Arm an. Herr Schröder kommt von Weitem angewetzt und tobt um unsere Füße.

Violetta ist wie eh und je top gestylt. Ihre erdbeerfarbene Palazzohose ist über und über mit dunkelroten Brombeeren bedruckt. Dazu trägt sie einen schlichten wollweißen Kurzarmpullover und eine orange Strickjacke. Sie tätschelt Stellas Hand. »Es ist schön, euch so innig und glücklich zu sehen.«

»Morton!« Ole rennt auf mich zu, ich trete sicherheitshalber einen Schritt weg von den beiden Frauen neben mir. Mein Bruder wirft sich in meine Arme. Ich wirble ihn herum und drücke ihn fest. Er strampelt mit den Beinen, bis ich ihn wieder auf die Füße stelle.

»Ich schaue nach Rocky«, sagt er und rennt schon davon. Arm in Arm kommen Steffi und Daniel auf mich zu. Meine Mutter sieht glücklich aus. Ihre Augen strahlen, ihre Wangen sind leicht gerötet. Zum ersten Mal wird mir bewusst, wie hübsch sie ist. Die Seitenpartien ihrer halblangen braunen Haare hat sie zurückgesteckt, sich dezent geschminkt. Ich könnte wetten, dass der knielange dunkelblaue Cordrock selbstgenäht und die rote Strickjacke über der weißen Bluse selbstgestrickt ist. Steffi umarmt mich. »Du ahnst gar nicht, wie viel es mir bedeutet, an deinem Leben teilhaben zu dürfen«, flüstert sie mir ins Ohr.

Daniel reicht mir die Hand. »Hallo, Morton. Wir hatten uns ja schon kurz gesehen, aber in der Situation natürlich noch nicht viel Zeit. Darum freue ich mich sehr, endlich den großen Bruder, von dem Ole so viel schwärmt, besser kennenzulernen.« Er klopf mir auf die Schulter.

Ich erwidere seinen Händedruck. »Danke, ich freue mich auch.«

Auf der Suche nach Stella drehe ich mich um. Sie hat Violetta und Herrn Schröder in die Obhut von Toni übergeben.

»Stella!« Ich winke sie zu mir. »Ich möchte euch meine Freundin vorstellen.« Das Wort *Freundin* betone ich absichtlich. Es zu sagen, löst ein warmes Gefühl in meiner Brust aus. Ja, sie ist meine Freundin und ich bin glücklich, sie so nennen zu dürfen.

Als sie neben mir steht, ziehe ich sie eng an meine Seite, lege einen Arm um ihre Taille. »Stella, das ist meine Mutter Steffi.« Mit der Hand deute ich auf sie. »Das ist Daniel, der Vater von Ole.«

»Freut mich.« Stella lächelt und reicht nacheinander beiden die Hand.

»Was bin ich froh, dass alles so glimpflich ausgegangen ist«, bemerkt Steffi.

»Ich auch«, bestätigt Stella. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Schläfe. »Oh, da kommen Oma und Rosa, entschuldigt mich.« Sie löst sich von mir und läuft ihnen entgegen.

Ich begleite Steffi und Daniel zu einem der Stehtische, organisiere ihnen etwas zum Trinken. Als ich von der Küche wieder nach draußen gehen will, kommt Ole von oben herunter. Er trägt Rocky auf dem Arm.

»Hey, das ist keine gute Idee. Rocky sollte besser oben bleiben«, erkläre ich ihm. »Er ist noch klein und bekommt bestimmt Angst bei so vielen Menschen da draußen.«

Ole schiebt seine Unterlippe vor. »Aber dann ist er ganz allein und ich passe doch auf ihn auf.« Er blickt mich flehend an. »Bitteeeee!« Ole blinzelt. Mein Bruderherz wird weich. Rocky hebt seinen Kopf aus Oles Armbeuge, legt ihn leicht schief und scheint mich ebenso treuselig anzuschauen.

»Okay. Aber auf keinen Fall darf Rocky unten im Café herumlaufen, schon gar nicht in die Küche!«

Ole nickt eifrig. »Die böse Frau hat übrigens gesagt, dass Rocky ihr gehört. Aber wir geben ihn nicht wieder her, oder?«

Wie bitte? Sandy hat Rocky ausgesetzt? Aber warum? Um uns eine Falle zu stellen? Ich behalte die Fragen für mich. »Nein, Rocky bleibt bei uns.«

Ole strahlt. Dann zischt er raus auf die Terrasse, eilt zu Violetta, die mit Toni an einem der Tische Platz genommen hat.

Ich beschließe, dass mir Sandy und ihre niederträchtigen Motive egal sind und es sich nicht lohnt, mir den Kopf darüber zu zerbrechen. Wenn sie auch nur ansatzweise versucht, uns eins auszuwischen, wird sie es sein, die den Kürzeren zieht.

Während ich meiner Mutter ein Glas Sekt und Oles Vater ein stilles Wasser serviere, bekomme ich aus den Augenwinkeln mit, wie Herr Schröder winselt und aufgeregt hin und her

trippelt. Toni nimmt Ole den Kater ab, hält ihn Herrn Schröder hin. Rocky sträubt sich, faucht, doch der Rauhaardackel lässt sich davon nicht beeindrucken und beschnüffelt den Kater schwanzwedelnd. Rocky entspannt sich. Wenige Minuten später liegt Rocky an Herrn Schröder gekuschelt zu Violettas Füßen unter dem Tisch.

Ich gehe rüber zu Dottie und Rosa, um sie zu begrüßen. »Der hübsche Junge ist da«, sagt Stellas Oma und stößt Rosa mit dem Ellbogen an.

»Ja, Morton ist Stellas Freund«, erklärt Rosa. Ich lasse es mir nicht nehmen, dies zu bekräftigen, und umfasse Stellas Gesicht, küsse sie.

»Ach nee, ihr auch noch.« Die Stimme kommt mir bekannt vor. Ein Lächeln schwang darin deutlich mit. Stella schaut über meine Schulter, schmunzelt und schiebt mich von sich. Ich drehe mich um. Linus steht dort braungebrannt, seine Haare sind verwuschelt und mit Gel fixiert.

»Hi!« Er hebt die Hand zum High-Five.

»Hey, Linus, wieder im Lande? Wie waren deine Ferien?« Ich klatsche ihn ab.

»Ganz okay«, murmelt er und sieht sich um. »Ist Hannah schon da?«

»Ich weiß nicht, frag doch Toni, der sitzt dort drüben bei Violetta.« Ich deute zum Tisch. Linus tritt zu ihnen rüber. Toni springt auf und reibt dem Jungen über den Kopf, schaut dann seine Hand an und lacht. Innerlich grinse ich. Das Gel war wohl noch nicht ganz trocken. Linus fährt sich mit den Händen durch die Haare und versucht bestimmt, sie auf diese Weise auch ohne Spiegel wieder wuschelig genug hinzubekommen. Irgendwie erinnert mich das an meine erste Zeit mit verwuschelter Surfer-Frisur. Jetzt, als Profi, könnte ich Linus

durchaus ein paar Tipps geben, damit ihm weitere Gel-Pannen erspart bleiben.

Nach und nach kommen die weiteren Gäste. Ich helfe, den Getränkewünschen nachzukommen und die feinen Antipastiplatten auf die Tische zu bringen.

Um zwanzig Uhr schlägt Toni mit einer Gabel gegen ein Glas in seiner Hand. Ich bin gespannt, was es für wichtige Neuigkeiten gibt. Im Gegensatz zu Stella habe ich keine Zweifel, dass es gute News sein werden.

# Kapitel 77

## *Stella*

Der glasklare Klang lässt die regen Gespräche verstummen. Alle Blicke sind auf Charlotte und Toni gerichtet. Sie stehen nebeneinander, halten sich an der Hand. Charlotte trägt ihre blonden Haare offen, ein leichter Wind bewegt sie ganz zart. Ihr Sommerkleid ist über und über mit Zitronen bedruckt. *Es passt perfekt zu Tonis Eissorte Spicy Summer Mint*, denke ich und ein romantisches Gefühl breitet sich in mir aus.

»Ihr Lieben, nehmt bitte Platz.« Charlotte lächelt in die Runde, doch in ihren Augen nehme ich etwas wahr, das ich noch nicht deuten kann.

»Oder bleibt stehen, wie ihr gern möchtet«, wirft Toni ein.

Ich geselle mich zu Morton, der am Eingang zum Café lehnt.

»Wir freuen uns, dass ihr alle zu unserem doch recht spontanen Fest gekommen seid.« Charlotte sieht in die Runde. »Die letzten Wochen waren sehr hart und haben mich emotional an meine Grenzen gebracht. Ich hatte keine Ahnung, wie und ob dieser Traum hier«, sie deutet in die Runde, »weitergehen oder platzen würde.« Sie schluckt sichtbar. »Doch in dieser Situation gab es Menschen, die ohne zu zögern geholfen haben.

Sie sind eingesprungen, haben das Café und den Eiswagen am Laufen gehalten. Bedingungslos. Einfach so.« Ihre Augen glänzen feucht. Vorsichtig fährt Charlotte mit einem Finger am Unterlid entlang.

Toni legt einen Arm um ihre Schultern, drückt sie und küsst ihre Schläfe.

»Entschuldigt bitte. Es ist für mich, die aus einer Familie stammt, in der man funktionieren und Leistung erbringen muss, ohne jemals ein Lob oder Liebe dafür zu erhalten, einfach nur überwältigend. Ich habe hier mit euch Freundinnen und Freunde gefunden, die hinter mir stehen, die mich unterstützen und an mich glauben. Dafür möchte ich euch und euren Lieben, die wir ebenso herzlich willkommen heißen, danken.«

Applaus und Jubel ertönt. Morton steckt Zeige- und Mittelfinger zwischen die Lippen und stößt einen grellen Pfiff aus. Ich stupse ihn in die Seite.

Charlotte winkt ab. Toni tritt unruhig von einer Stelle auf die andere, reibt mit den Händen über seine Jeans.

Charlotte fährt fort: »Wie wird es mit *Lottis & Tonis Eisliebe* weitergehen? Einige von euch wissen, dass mein Vater mir dieses Projekt finanziert hatte. Durch seinen Tod haben sich die Verhältnisse verändert. Ich möchte euch nicht zu tief in meine Familienangelegenheiten reinziehen. Nur so viel sei gesagt: Ich habe die Zusage der Bank erhalten, sodass ich nicht mehr auf die Gunst meiner Familie angewiesen bin. Meinen erblichen Pflichtteil werde ich an den Kinder- und Jugendtreff *Trudis Alsterkids* spenden.«

»Yeah!«, ruft Cara und klatscht begeistert. Ihre Partnerin Laura stimmt mit ein. Ich stoße ein erleichtertes »Puh« aus. Was bin ich froh darüber.

Erneut schlägt Toni gegen sein Glas. »Bevor wir jetzt zum

gemütlichen Teil übergehen, habe ich auch noch etwas zu sagen.« Er nestelt an seiner Hosentasche. Charlotte macht große Augen, tritt einen Schritt zur Seite. Toni holt ein dunkelblaues Kästchen hervor, öffnet es. Gemurmel wallt auf. Er wird doch nicht etwa ...

»Bevor ihr schon die Hochzeitsglocken läuten hört, nein, es wird kein Heiratsantrag«, spricht er laut. »Nichts gegen euch, doch«, er wendet sich direkt an Charlotte, »für den besonderen Moment wünsche ich mir Zweisamkeit.« Er zwinkert ihr zu. Dann entnimmt er der Schatulle einen schmalen silbernen Ring. »Bis dahin möchte ich dir hiermit sagen, dass ich dich liebe.« Er greift nach ihrer Hand, seine Finger zittern sichtbar, als er ihr den Ring an den Finger steckt. »Ich bin so unfassbar stolz auf dich. Du hast so viel Stärke bewiesen, nie aufgegeben und dabei den Mut gehabt, dich neu zu finden. Ich liebe dich.«

Charlotte fällt ihm um den Hals. Das eine und andere Taschentuch wird gezückt, dann ertönen wieder Jubel und Applaus. Ich wische mir eine Träne aus dem Auge, stelle mich auf die Zehenspitzen und küsse Morton. Er zieht mich fest an sich.

Es ist ein wundervoller lauer Sommerabend. Wir essen, trinken, unterhalten uns. In all dem Trubel sitze ich neben Morton, folge den Gesprächen. Ich bin still wie damals bei dem ersten gemütlichen Beisammensein, bei dem Morton und ich uns nähergekommen sind. Zufrieden schaue ich in die Runde: Mortons Mutter unterhält sich rege mit Hannahs Mutter, Oles Vater Daniel mit Violetta. Linus, Ole und Hannah haben sich mit Herrn Schröder und Rocky in eine Ecke verzogen. Der Hund weicht dem Kater nicht mehr von der Seite. Ich schätze, er hat ihn spontan adoptiert. Oma, Rosa und Charlotte sitzen mit Cara und Laura zusammen. Und ich? Ich bin glücklich. Einfach glücklich, ein Teil dieser Eisliebe-Familie zu sein.

Ich stehe von der Bank auf, strecke Morton meine Hand entgegen. »Kommst du mit ans Wasser?«

»Klar, einer muss ja auf dich aufpassen.« Morton erhebt sich. Hand in Hand schlendern wir zum Ufer der Alster. Der Himmel ist klar, das Wasser glitzert in der Dunkelheit. Wir setzen uns einfach auf den Rasen. Morton hinter mir, ich vor ihm zwischen seinen Beinen. Er legt sein Kinn auf meine Schulter, schlingt seine Arme um mich. Ich lehne mich gegen ihn, sehe in den Nachthimmel.

»Je länger man schaut, umso mehr Sterne sind zu sehen.« Ich zeige in den Himmel. »Siehst du, dort, das ist der Große Bär.«

»Ich sehe viel lieber dich an«, sagt er. »Dein schönes Gesicht, deine leuchtenden flaschengrünen Augen, deinen feingeschwungenen Mund.« Er versenkt seine Nase an meinem Hals und atmet hörbar ein. »Und rieche deinen Duft nach blühenden Rosen.«

»Mhm«, mache ich, es tönt wie ein zufriedenes Brummen des Bären. Mortons Nähe und seine tiefe Stimme lösen wohlige Schauer in mir aus. Von Weitem schallen leise Gitarrenklänge herüber.

»Ich liebe dich«, raunt Morton in mein Ohr. Ich löse mich aus seinen Armen und wende mich ihm zu. Wir küssen uns.

Morton lässt sich zurücksinken, zieht mich auf sich. Wir sehen uns an, verhaken unsere Blicke ineinander. In diesem Moment zählt nur das Wir im Hier und Jetzt. Denn was auch immer war oder noch kommen wird, wir werden nicht allein sein. Mir wird bewusst, dass dieses Glück genau das ist, was sich meine Mutter für mich gewünscht hat.

Bewegt flüstere ich in den Nachthimmel: »Ich lebe, ich lache, ich liebe, Mama.«

## **Inhaltswarnung**

Dieses Buch enthält Inhalte, die potenziell schlechte Gefühle auslösen oder triggern können. Dies sind: Krankheit (Krebs, Demenz), Tod, Verlust. Lest das Buch nur, wenn ihr euch dazu in der Lage fühlt.

## Danksagung

Mit der Geschichte von Stella und Morton endet die *A Love Like*-Reihe. Es war herrlich, wieder in das Setting einzutauchen und während des Schreibens zu erleben, wie sich die Charaktere mehr und mehr offenbaren. Die Figuren sowie die genannten Social-Media-Accounts sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen oder bestehenden Accounts sind rein zufällig.

Ich werde Stella und Morton vermissen: die frechen Sprüche, das Gezanke, die Dynamik und das Knistern zwischen ihnen. Die ganze Eisliebe-Familie ist mir ans Herz gewachsen. Falls es dir auch so geht, hinterlasse doch gern eine Rezension auf den gängigen Plattformen oder empfehle die *New-Adult*-Reihe weiter.

Wie in Tonis Eiskreationen steckt auch in *A Love Like Chili Berry Dreams* jede Menge Herz und Leidenschaft. Sobald eine Geschichte geschrieben ist, beginnt – ganz wie beim Eis – die Feinabstimmung: Damit die Konsistenz passt, der Geschmack herausragend ist, das Gesamtbild unwiderstehlich aussieht und das Buch am Ende einen bleibenden Eindruck hinterlässt.

Dabei haben mich wunderbare Menschen unterstützt. Vielen Dank, liebe Dani, für das Lektorat. Ich habe deine lehrreichen, humorvollen und motivierenden Hinweise wieder sehr geschätzt. Vielen Dank, liebe Alex, für deine Adleraugen beim Korrektorat und dir, liebe Florin, für das sensationelle Coverdesign.

Nicht zu vergessen, meine Lieben, die immer für mich da sind: Mein Mann, der sich bereitwillig mit mir in das Abenteuer Buchbubble stürzt und mich zu den Buchmessen begleitet. Meine Muddi, die sich vollumfänglich auf meine Ideen und Protagonisten einlässt. Meine liebe Freundin Tina und ihr Gespür für schweizerische Formulierungen.

Ein großer Dank geht an dich, liebe Leserin, lieber Leser! Danke, dass du mit mir zu *Lottis & Tonis Eisliebe* zurückgekehrt bist.

Herzlich  
Anna Lummfeld

Website: [www.lummfeld.com](http://www.lummfeld.com)  
Instagram: @anna\_lummfeld  
TikTok: @anna\_lummfeld

## Weitere Bücher von Anna Lummfeld

*Die A Love Like-Reihe, New Adult*

### **A Love Like Spicy Summer Mint**

Deine Zukunft, deine Ziele, dein Leben – Könntest du für die Liebe alles aufgeben, wenn du noch nie aufgegeben hast? Sie hat ehrgeizige Ziele. Er liebt seinen Alltag im Eiswagen. Als Charlotte und Toni aufeinandertreffen, knistert es zwischen ihnen. Doch sie verschweigt ihm etwas Entscheidendes.

*Die Haushörerin-Reihe, Urban Romantasy*

### **Die Haushörerin**

Stell dir vor, du bist in einem Haus und plötzlich findest du dich in einer längst vergangenen Szene wieder. Du kannst nicht eingreifen, nur zuschauen. Genau das passiert der zwanzigjährigen Lilli. Sie ahnt nicht, dass sie eine Haushörerin ist. Umso erstaunter ist sie, als sie plötzlich Kurztrips in die Vergangenheit erlebt.

### **Die Hausflüsterin: Auf dem Weg zur Bestimmung**

Mit ihrer Gabe als Haushörerin wird die zwanzigjährige Lilli von Häusern in ihre Geschichten gezogen. Lilli entwickelt besondere Fähigkeiten und möchte mehr herausfinden. Ihr Freund Ben ist besorgt um sie und hadert mit seiner eigenen Vergangenheit. Zu allem Überfluss arbeitet Bens Erzfeind im Verborgenen daran, den beiden zu schaden.

*Kinderbücher*

**Der kleine Stern hat Angst, vom Himmel zu fallen**

In jeder Nacht bibbert der kleine Stern Fiete bis in die Sternenspitzen, denn er hat große Angst, vom Himmel zu fallen. Als er den Stern Lu kennenlernt, vertraut er sich ihm an. Von Lu erfährt Fiete so einiges über das Herunterfallen, über Mut, Vertrauen und Herzenswünsche.

**Die Sache mit der Löwenmähne**

Die beiden Wildschweine Waltraut und Walter sind beste Freunde. Walter will sich endlich seinen großen Traum erfüllen. Und so machen die beiden sich auf den Weg in die große Stadt. Eine humorvolle Geschichte über Freundschaft, Mut und Abenteuerlust.

